This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

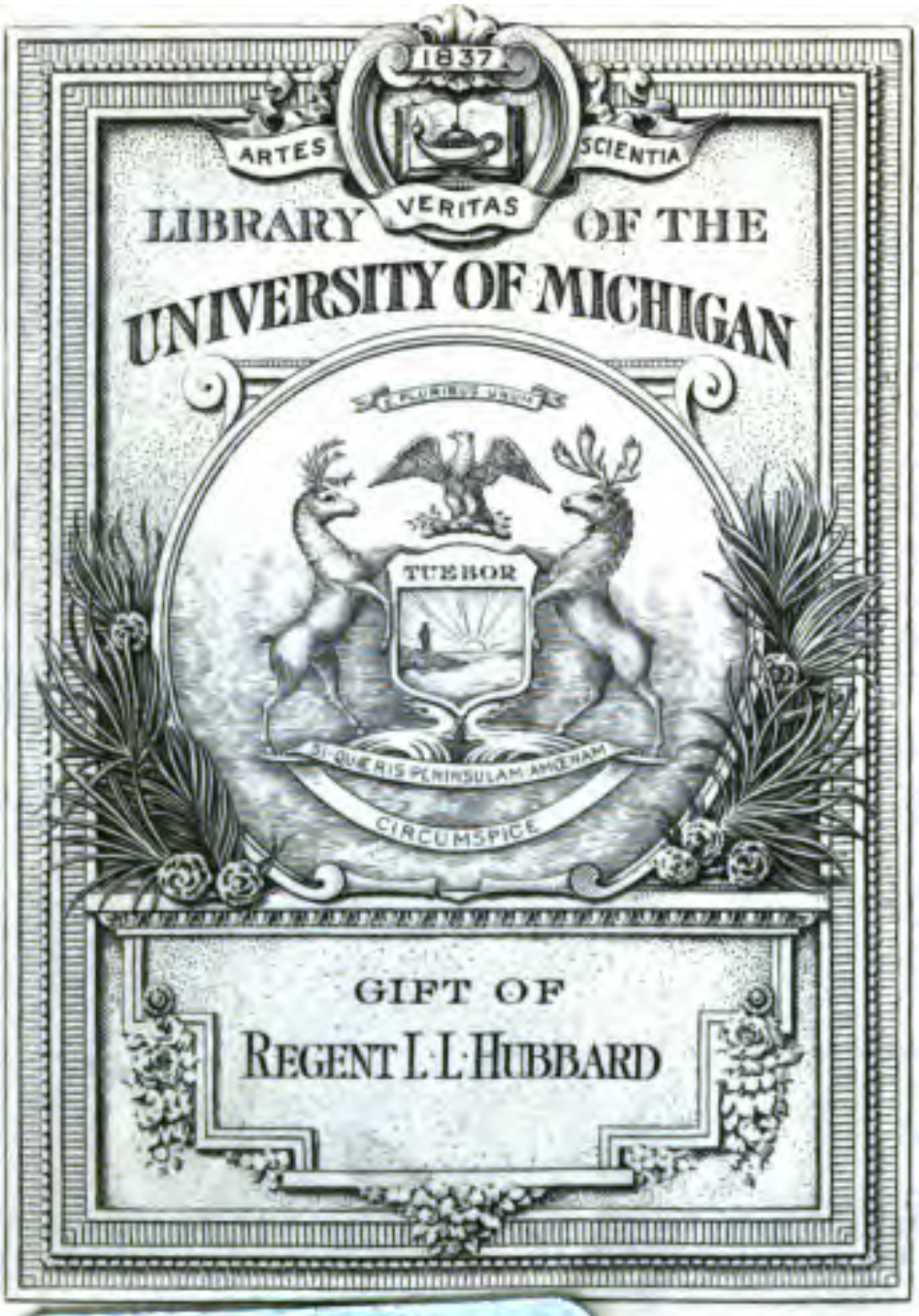
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT I. L. HUBBARD

G
160
.273

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Zehnter Jahrgang.

Mit 12 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1 8 1 1.

geft
Agent L.L. Hubbard
1-23-29

Vorrede.

Die in diesem Bande des Taschenbuchs der Reisen durchgegangenen Reiche haben die Besonderheit, daß ihre Bewohner auf der einen Seite gleichsam die Mittelglieder zwischen den bisher aufgeführten Mongolen und den eigentlichen Hindostanern, so wie auf der andern zwischen diesen und den Malayen ausmachen.

Tibet zeigt unwidersprechlich sehr viel Aehnlichkeit mit dem übrigen Theil der Cobi und seinen Bewohnern, während es dennoch, vorzüglich sobald man Boutan hinzugerechnet, sich zu dem eigentlichen Hindostan sowohl durch die Religion, als auch durch mehrere, theils physische, theils moralische Eigenheiten hinneiget.

Bei dem Reiche der Birmanen scheint ein gleiches in Rücksicht der Malayen statt zu finden. Die obern, nordöstlichen Länder dieses Reichs sind bewohnt von Menschen, welche mit den benachbarten Chinesen, den Gebirgsbewohnern von Yunnan und von Schensu, an Rohheit und Sitten ziemlich zutreffen, dahingegen das eigentliche Ava sich sowohl durch die Bildung seiner Einwohner, als durch ihre seltne Kühnheit und ihren kriegerischen Geist dem Malayen des südlichern Malacca nähert.

Sowohl die sonderbare phisische Bildung Tibets, als die noch seltsamere politische Verfassung dieses Reichs geben dem Ganzen ein Interesse, welches man in andern Theilen unserer Erde vergeblich sucht. Indem ich aber bemühet gewesen bin, beides nach den gültigsten Beschreibungen darzustellen, habe ich zugleich nicht unterlassen, den Leser auf die wohlthätige, und daher verehrungswürdige Einrichtung unserer Erde aufmerksam zu machen, wie selbst ein so ödes, von der Natur scheinbar dürftiges Land dennoch, durch ihm bis jetzt ausschließlich eigene Produkte

unserer gesamten übrigen Welt von hoher Wichtigkeit ward, ja, wie sie dem Wahnsinn der Bewohner Hohn bietet, um, so viel an ihr ist, seine menschenfeindlichen Einrichtungen zu vergüten.

Gleiche, und wie ich glaube, nicht unedle Absicht hatte ich bei der Auseinandersetzung des neuen Reiches der Birmanen und seiner inneren Zerrüttungen. Es ist dem unbefangenen Beobachter des ganzen Menschengeschlechts, dem Wohlwünscher der Menschheit so erfreulich, wenn er nach den wichtigsten Thatsachen findet, wie die aufgelöseten, vormals alles verheerende Lava endlich in ein höchst fruchtbares Erdreich zerfällt, dem wir die reichsten Früchte verdanken, und wie noch aus Schutt und Verheerung endlich ein Reich hervortritt, das durch seine neue Einrichtung unwiderleglich der Vernunft, zu ihrer größeren Verbreitung, eine leichtere Bahn darbietet, und selbst im heißen Asien die höhere Entwickelung unseres Geschlechts schneller befördert.

Dies ist und bleibt stets mein Hauptzweck bei dem ganzen Unternehmen, und es wür-

de mir leid thun, wenn man diese Absicht entweder nicht darin fühlen wollte, oder sie mir wohl gar nicht zutrauete.

Nur erst, nachdem ich bereits den Bogen H zum Druck gesandt hatte, ward mir fühlbar, daß hier die Procession des Lamas selbst hätte angeführt werden müssen.

Ich ersuche daher Folgendes zwischen die letzten Worte der dritten Zeile, Seite 118, ertheilen dem andern den Segen, und denen des folgenden §. Es ist dies freilich u. s. w., einzuschalten.

„Der Hergang dieser seltsamen Anerkennung eines Kindes für einen Gott, durch einen andern Gott, war etwa folgender.

„Der Dalai Lama verließ seinen Sitz, „Terpaling, das Kloster unweit der Hauptstadt Lassa, um sich nach Tisholumbo zu „begeben.

„Der 28ste des 7ten Monats 1784 (in „der Mitte Octobers) war von den Astrologen zu dieser Feierlichkeit festgesetzt. Ter„paling ist noch nicht 5 deutsche Meilen von „Tisholumbo, allein das Zuströmen und „Drängen des Volks war so ungeheuer, und

„Drängen des Volks war so ungeheuer, und „die Procession des Groß-Lamas ward hie„durch so außerordentlich erschwert und zu„rückgehalten, daß sie nur erst nach dreien „Tagen diesen Weg beendigte. Der Weg „selbst war hierzu eigends mit einer weißen „Farbe angestrichen, und längst demselben „hatte man überall in gegebenen Abständen „große Steinhaufen aufgethürmt; eine Ehre, „welche überhaupt jedem großen Reisenden „hier zu Lande wiederfährt. Zwei Reihen „Priester bildeten eine Straße, zwischen wel„cher der Zug fortging. Einige derselben „hielten Stäbe von wohlriechender Materie, „welche oben angebrannt waren, die übri„gen begleiteten ihren Gesang mit den zu„vor benannten helltönenden Instrumenten. „Vor dem ganzen Zuge her marschirten drei „Statthalter, jeder mit einem Corps Reu„ter von 6 bis 7000 Mann, mit Bogen und „Pfeil bewaffnet. Unter dieser prunkvollen „Begleitung traf der Dalai Lama nun zu „der feierlichen Anerkennung seines Mit„Gottes in Tisholumbo ein.“

Es ist dies u. s. w.

Zu Seite 361. der Nachricht von dem Lack-Insekte setze man noch hinzu:

„Roxburg bemerkte, daß die Anzahl „der beflügelten Männchen sich zu der der „Weibchen verhält etwa wie 1 zu 5000. Sie „laufen mit großer Thätigkeit beständig unter den Weibchen umher. Ihre 4 Flügel „sind Membranen länger als der Leib. Dies „Insekt lebt ebenfalls auf der Mimosa cinerea, und auf der Corinda."

Auch bei diesem Jahrgange ersuche ich um Nachsicht, denn ob ich gleich mir bewußt bin, die besten Quellen benutzt zu haben, so könnte mir, unterbrochen durch einen schmerzhaften Verlust und durch schwere Krankheit und Leiden, manches entgangen seyn.

Braunschweig,
den 8ten April 1811.

E. A. W. v. Z.

Inhalt.

Einleitung. S. 1

Tibet und Boutan. 7

Das Land. 7

Lage, Größe, Bildung und romantische Aussichten. 7

Das Tangun Pferd. 11

Flüsse. 13

Klima. 16

Hauptstadt von Boutan, Tassisudon. 18

Heftige, aber nützliche Winde. 21

Natur-Produkte.

Der Tinkal oder Borax. 25

Steinsalz und heiße Bäder. 30

Gold und andere Mineralien. 31

Einige merkwürdige Pflanzen. 32

Das Moschusthier. 35

Der Moschus oder Bisam, nebst dessen Handel. 37

Der Sarluc, oder grunzende Büffel. S. 42
Großer Werth seines Schweifes. 46
Das feinwollige Schaf. 47
Sein Fleisch wird roh gegessen. 48
Ziegen, welche die kostbarsten Shawls liefern. 49
Merkwürdige Hunderace und andere dortige Quadrupeden. 50
Vögel und andere Thiere. 54
Der Mensch, sein Aeußeres und Charakter. 54
Kleidung, Tuchfabrik in Jhansu. 64
Nahrung, das dortige Bier, der Tschong und der Arra. 68
Wohnung und Baukunst überhaupt. 74
Prächtiges Grabmahl des Dalai Lama. 80
Die Stadt Lassa, ihre Ortsbestimmung, Putala. 84
Landbau und Industrie. 87
Arzneikunde und Krankheiten. 90
Uebrige Kenntnisse der Tibetaner. 94
Sprache und Unterrichtsanstalten. 97
Religion, sie ist die des Kaca oder Budh. 102
Aehnlichkeit des Lamaismus mit dem Katholicismus. 112
Große Verbreitung des ersten über Asien. 113

Regierung durch die Groß-Lamey oder Tibetanische Päbste. S. 116
Ihre Uneinigkeiten und Theilung. 117
Die Ober-Lamen hält man für den eingefleischten Gott Xaca. 118
Unterabtheilungen der Lamen. 119
Schamanismus in der Religion Tibets. 120
Ungeheure Anzahl der Gylongs, Geistliche und Mönche. 122
Ihre Musik. 124
Unbegreiflicher Aberglauben und Verehrung. 126
Prunkvolle Procession des Dalai Lama nach Tischilumbo. 130
Bürgerliche Verfassung Tibets. 134
Bevölkerung. 135
Viehzucht. 136
Fünf Brüder haben oftmals nur eine und dieselbe Frau. 138
Dortige Abgaben. 139
Hohe Regierungsbeamte. 140
Gesetze. 142
Ehen und Hochzeitsfeyer. 142
Tänze und sonstige Feste. 142

Gewohnheit sich mit Schärpen zu beschenken. S. 144
Heilige Formel auf denselben und Erklärung. 145
Tibets Handel. 147
Verschiedene Begräbnißarten. 152
Verbrennung oder Calcinirung eines Ober-Lamen. 153
Resultate. 158
Politische Eintheilung des Landes. 160

Das Reich der Birmanen.

Das Land. 165
Unbestimmtheit der Grenzen. 166
Gebirgsketten. 168
Der Hauptstrom der Irrawadi, sein Ursprung und Lauf. 169
Der Martaban und die übrigen Flüsse. 172
Temperatur und Erderschütterungen. 174
Steinölquellen. 175
Uebrige Mineralien, treffliche Edelsteine. 176
Salpeter, Bernstein u. dgl. 178
Wichtige Pflanzen; der Thikbaum. 179
Große Quadrupeden, Menge der Elephanten. 181
Dortige Vögel, die Braminen-Gans. 182
Der Mensch. Die Birmanen. 185
Tatowiren und Anschwärzen der Zähne. 186

Charakter. S. 188
Freiheiten des Frauenzimmers, temporaire Ehen. 189
Tapferkeit der Birmanen. 190
Kurze Geschichte ihrer heutigen Revolution. 191
Alompra, Stifter der heutigen Dynastie. 191
Dessen Nachfolger reissen Arrakan an sich. 199
Durch was für harte Mittel oftmals die Menschheit gewinnt. 200
Die Carianer und Cassaier. 206
Die Guris und die Cainer. 207
Anzug und Putz der Birmanen. 209
Wohnungen und Baukunst. 212
Die Städte. 213
Der grösste Handelsort Rangun. 214
Die jetzige Hauptstadt Inerapura. 215
Nahrung und Anbau des Landes. 218
Industrie. Indigofärberei, Oelpressen. 219
Geschicklichkeit mit Silber zu plativen. 221
Handel. 222
Geld, Gewichte und Maas. 223
Geschicklichkeit im Schiffbau. 225
Sprache. 227

Bücherhandel und Zeugniß für dortige liberale Denkart. S. 228
Poesie und Musik. 230
Schauspiele. 232
Zeittheilung. 233
Landkarten und Kenntnisse überhaupt. 234
Despotische Regierung. 236
Eintheilung des Staates und Rangordnung. 237
Ordenszeichen. 238
Feierlichkeit bei der Audienz. 240
Audienz bei dem Kronprinzen und der Mutter des Königs. 241
Sonderbare Methode eine Beischläferin auszuwählen. 242
Einkünfte des Königs. 243
Bevölkerung. 244
Kriegsmacht der Birmanen zu Lande. 245
— — zu Wasser. 247
Gesetze und Strafen. 248
Religion, die des Buhd, hier Gaudma genannt. 253
Der goldne Tempel. 255
Der Sireda oder Oberpriester. 258
Die Rhanen oder Geistlichen. 260

Wohlthätigkeit der geringern Geistlichen, der Mönche. S. 263
Das Kium-dogi, oder königliche Klöster. 263
Feste der Birmanen. 265
Sonderbare Feierlichkeit des Wassersprengens. 269
Ehen der Birmanen. 272
Temporaire-Ehefrauen für die Fremden. 273
Erbschaften und Begräbniß. 274
Schrecklicher Fanatismus. 276
Allgemeine Bemerkungen über die Birmanen. 279
Ihre Vorzüge vor andern Asiaten. 281
Das Reich Cassay und seine Bewohner. 284
Die Garrows und ihre Bewohner. 286

Das Reich Assam.

Das Land. 293
Dortige Mineralien. 295
Pflanzen und Thiere. 297
Merkwürdige Seidenraupe. 299
Das Insekt des Gummilacks. 301
Verschiedenheiten des Lacks und Zubereitung. 303
Preis und Werth des Lacks. 305
Der Mensch in Assam aus mehreren Stämmen entsprungen. 306

Kleidung, Wohnung, Hauptstadt. S. 309
Pallast des Raja's. 310
Dessen Kriegsmacht. 312
In Assam soll das Schießpulver und die Kanonen erfunden seyn. 312
Reichthum dortiger Gräber. 313
Schreckliche Begrabungsmethode. 313
Verschiedenes über einige andere dortige Sitten. 314

Einleitung.

Von dem Eismeere bis zu dem Wendekreise ging nun eine Legion Völkerschaften Asiens vor uns vorüber.

Im unbereiteten Thierpelze, oder in Fischhäuten gehüllt, zufrieden mit rohen Wurzeln, mit dem thranigten Seehunde oder mit dem ungereinigten Eingeweide des Rennthiers, in dem zersetzten Gezelte halb erstickt im Rauche, zugleich der Witterung Preis gegeben, brütet der wilde Jukagir, oder Samojede, in stumpfsinniger Zufriedenheit sein Leben fort; während daß der Chinese sich in zehnfache Seide kleidet, selbst die Dächer seiner Wohnungen überfirnißt, und alle Leckereien der Erde und des Meeres genießt.

Und nun der Geist, das Talent. Fast keine Kunst, keine Kenntniß, nicht einmal die Schrei-

bekunft ward jenem zu Theil. Der Mongole kannte dagegen seit Jahrhunderten die Buchdrukkerei, den Compas, das Porcellan, das Pulver!

Welch ein ungeheurer Abstand, welch ein Contrast von Menschen zu Menschen, ja unter Menschen von naher Verwandtschaft! denn so zeigten es Gestalt und Sitten.

Jedoch kaum ein gröſserer Contrast, als der ihrer Heimathen.

War doch dem Polarländer die Erde erstarrt, wie seine Fähigkeit, ein todter öder Boden, Monate hindurch ohne Sonne, in dicke Nebel gehüllt, selbst im Sommer nur mit düsterm Moose und traurigen Pflanzen kümmerlich überdeckt, zum höchsten mit einzelnen, verkrüppelten Birken und Fichten sparsam beschattet.

Dagegen strotzten die Länder des transalpinischen Asiens mit den herrlichsten Früchten, von dem schönsten wohlriechendsten Geblühte majestätischer Waldungen. Die gesamte Natur hatte hier ihren glanzvollen Reichthum weit aufgethan, und ebenmäſsig hatten sich die Gaben des menschlichen Geistes, die Talente der Einbildungskraft und des Denkens auf das schönste entfaltet.

Und dennoch fand sie sich nirgend, weder in dem Mittleren noch in den Extremen, die treflichste Frucht aller menschlichen Vorzüge, die

bürgerliche Freiheit; das Volksglück! Geizte denn der Himmel so stiefmütterlich mit diesem nothwendigsten Bedürfniß des Daseins gegen seinen Liebling, den Menschen, und versagte es sogar nicht dem unedlern Thiere?

Nein! dem Eisbewohner schlägt sie in der, wenn gleich beengten, Brust, wie dem wilden Mongolen: aber höchste Selbstsucht, genährt von boshafter Arglist und widrigstem Ungefühl lähmten ihre Federkraft, druckten sie zu Boden.

Freilich schien dies nicht schwer bei der stumpfen Menschenrace der Eisküste, aber wie bei dem hochathmenden Sohne des Mittags? War bei ihm doch die Vernunft klar, wie sein Himmel, um den Hauptzweck aller menschlichen Einrichtungen, Sicherheit und Ruhe des Volksvereins ins Auge zu fassen.

Aber so wie im Norden der wildeste Jäger, der kühnste Krieger oder der gescheidtere, trugvolle Schamane die Heerde leitete, in ähnlichem Maasse auch hier.

Der höchste, schlaueste Selbstling, oder welches gleichgeltend ist, der verschmitzteste, kühnste, gefühlloseste Bösewicht lockte die größere, schlecht combinirende Menge durch Vorspiegelung von Gewinn und Ehre unter seine Fahne.

Unter dem lachendsten Himmel und dem leicht und reichlich nährenden Boden keimte sie sonach

hervor die Pflanze der Hölle, der Despotismus, schlug, getränkt vom Schweiß und Blute der Verhörten, vielrankigte, tiefe Wurzeln, und schoß zu einem mächtigen, alle Klimate trotzenden Baume empor, dessen giftiger Schatten weit umher alles menschliche Glück erstickt.

Diese größte Calamität der Erde gedieh aber sichtbar zu einem solchen Umfang nur allein durch Unbekanntschaft und Unwissenheit des Volks.

Unmenschlich ist es, dem Volke den Geist zu ersticken, und falsch ist die Idee, ächte Aufklärung sey nur für wenige Geweihete geschaffen.

Mag es gleich zweckwidrig seyn, den Arbeitsmann die Kräfte des Himmels berechnen zu lassen, und ihm die Tiefen der höhern Größenlehre erklären zu wollen, dennoch darf man ihm die Weisheit der Schöpfung in der Wirkung des Tagelichts auf die Jahrszeiten, oder des Mondes auf das Meer kund thun, und ihn von Zauberern und Hexen befreien.

Mag es seinen Verkehr, seine Erwerbsart stören, ihm den Zusammenhang der Reiche und ihre wechselseitige Verhältnisse, oder die Regierungskunst und die verwickeltere Staatskunde erläutern zu wollen. Aber ihm die Unverletzbarkeit des wohlerworbenen Eigenthums, die Heiligkeit jeder schuldlosen Person, die wechselseitigen Pflichten des Regierenden und der Regier-

ten, und überhaupt die Würde des Menschen und seiner Rechte vorsätzlich vorenthalten, ist Hochverrath an der Menschheit.

Darin lag sie also, die schwere Schuld von Asiens geschelbten und mächtigen Menschen, sie erstickten dem Volke den Gedanken; sie zerknickten seine Gefühle für Menschenrechte, bald durch geheimnißvolle Bet- und Beschwörungsformeln, bald durch das blutige Schwerdt. Ihre einsichtsvollen Männer, sie, denen die Natur kräftig zurief: „mache dich und deine Mitbrüder glücklich!" waren bald furchtsame Schwächlinge, die ihre Schuldigkeit verfehlen, stürzten den Tyrannen nicht, entlarvten nicht den heiligen Betrüger, bald riß sie selbst schmutziger Eigennutz oder falsche Ehrliebe fort, und wurden Helfershelfer jener Bösewichter, der Unterdrücker des Volks.

Daher kann in Asien nirgend das, wodurch nur allein eine große Gesellschaft ruhig und glücklich besteht, eine Constitution, welche den Beherrschten gegen die Willkühr des Herrschers in Schutz setzt, die von der natürlichen Freiheit eines jeden nur so viel zum Opfer erheischt, als zur Sicherheit und Ruhe des Ganzen nothwendig ist.

Er suchte also bis dahin der betrachtende Wohlwünscher der Menschheit in dem ungehen-

ren Lande, in der Wiege aller Kultur bis zu dem Wendekreise hinab vergebens ein Fleckchen Erde, bei dem er sich mit Freudenthränen zurufen könnte: „Hier sind glückliche Menschen!“

Doch, wir setzen die Reise fort. Ungeheure Länder, mit China unter gleich treflichem Himmel gelegen, sind uns in Westen noch übrig. In Süden aber, unter der noch heißern Sonne, das ganze Indien dies- und jenseits des Ganges. Wer weiß ob nicht hier irgendwo Wahrheit und Freiheit ruhig ihren Sitz aufschlugen, oder ob wenigstens nicht irgendwo die Würde des Menschen höher in Achtung steht.

Zuerst betreten wir ein großes, schon von der Natur höchst merkwürdig gebildetes Land, dessen innere Einrichtung aber kaum die kühnste Einbildungskraft sich sonderbarer und paradoxer erdenken mag.

Würde man nicht ein Land von einigen dreißig Millionen starker, gesunder Menschen für erdichtet halten, woselbst aller Vernunft, ja sogar den Sinnen zum Trotze, ein eingefleischter Gott regiert, dessen ganzes Wesen ununterbrochen von dem so eben verstorbenen Herrscher dem Nachfolger selbst bis auf die äußere Aehnlichkeit fortgepflanzt ist? Und höhnt nicht hier selbst das andere Geschlecht die Natur, wenn es regel-

mäßig mehrere Ehemänner, oft 5 bis 6 Brüder zugleich, für gültig anerkennt?

Ein so romanhaftes Land ist indeß wirklich vorhanden, sein Nahme ist

Tibet, und der seines südlichen Vorhofs Boutan.

a) Das Land.

Die gesamte Ländermasse des Reichs Tibet der Orientaler, von den Chinesen mit Recht das westliche Land (Dschan), von seinen Bewohnern aber das Pnekeachim, oder das nördliche Schneeland genannt, begreift den bedeutendsten Theil jenes größten Erdbuckels der alten Welt, wovon wir bereits zuvor die Wichtigkeit, sowohl für die Bildung der Erde als der des Menschen kennen lernten *).

Ein bis dahin nur schwankend bestimmtes Gebirgsland, grenzt es in Süden von $26\frac{1}{4}°$ der Breite an Bengalen, und läuft bis gegen den 35sten Grad zu der Wüste Cobi hinauf, hebt

*) M. s. Tasch. Buch der Reisen für 1810. 1ste Abth. S. 8. u. f.

in Osten mit China, unter dem 105ten Grade von Greenwich, an, und dehnt sich in Westen bei Belur, der Bucharei, bis zu dem 70sten Längengrade.

Ist auch diese Erstreckung bei weitem nicht gleichförmig nach jeder Richtung, so scheint dennoch die Angabe des Areals von 18000 Quadr. Meilen noch wohl zu geringe.

In der Richtung von Bengalen aus, haben wir die besten Nachrichten über Tibet erhalten (Georgi und Turner). In dieser Richtung zeigt sich auch die auffallendste Grenze zwischen diesem sonderbaren Lande und dem übrigen Orient.

Tibet ist zwar fast überall, vorzüglich aber von Süden nach Norden, durch einen hohen Wall, durch mächtige Gebirgsketten von dem übrigen Asien abgesondert und geschützt. Von den Thälern des heißen Indiens her fällt aber diese Isolirung gedoppelt auf.

Der schnell in die Höhe steigende Boden, und die mit ihm wachsende Kälte werden dem Reisenden eben so ermüdend als empfindlich. Terrassenweise steigt er nämlich von den üppigsten Fluren bis in das Schneegewölke von Tibet.

Den südöstlichsten Grund des antiken Imaus, oder Himaloga der Braminen, der Indier nennt ihn jetzt das Gebirge von Duleh und Landah, die Gebirgseinfassung von Butan hat aber die

Natur wiederum durch einen besondern Saum oder Einfassung getrennt. Ein gegen 6 deutsche Meilen langer, sehr breiter Landstrich von Moräßen, mit dichten Waldungen, Farrenkräutern, Rohrarten und vielartigen Sumpfpflanzen bedeckt, belebt von Schlangen, ungeheuern Schwärmen von Insekten und Gewürmen, welche die Sonne scheuen, die dem einsamen Hargela und Manukius, diesen nur allein von Aase, Fröschen und Wasserthieren lebenden Kranichen zur Nahrung dienen, von Menschen dünne bewohnt, denen die Stickluft dieser finstern Gegend fast jede Art des Anbaues verbietet, wird dem Reisenden noch furchtbarer durch ganze Heerden wilder Elephanten, durch das Gebrüll des Königstigers und anderer starken Raubthiere, die in den dichten feuchten Wäldern Schutz, Kühlung suchen, und auf Beute lauern.

Der von der lothrechten Sonne stets in die Höhe steigende Nebel mephitischer Luft, zeigt dem Wanderer das hohe dahinter gelegene Gebirge, wie in Flor gehüllt.

Hinter diesem breiten Sumpf folgt Buten, obgleich selbst schon ein hohes Gebirgsland, deutlich nur ein hochliegendes Thal. Nach einer ersten Anstrengung erstiegen, bietet es dem Auge die mahlerischsten Aussichten dar.

In dem Vorgebirge, mit hohen Waldbäumen dicht besetzt, hausen außer den benannten furchtbaren Thieren das Nasehorn, der wilde Büffel und Bären. Kaum steigt man aber höher gegen Bukadewar, so ändert sich die Scene. Alles wird schöner, mahlerischer.

Ungeheure Marmorblöcke springen in den Wegen hervor, zwischen ihnen hin zeigen sich überall Naturscenen von großer Pracht und Erhabenheit. Um das hohe Gebirge schlängelt sich längst grausen Abgründen der enge Pfad, auf dem selbst das dazu gewöhnte Tangun-Pferd behutsam einhertritt, dennoch wagt es der kluge Elephant, seiner ungeheuern Masse ungeachtet, die ihm anvertrauete Last vorsichtig darüber hin zu tragen.

So gelangt man zu dem treflich gelegenen Fort von Bukadewar, auch Passaka genannt, der schwer zu überwältigenden Pforte von Butan.

Auf einer erhabenen Fläche gelegen, ist es von allen Seiten von höheren Gebirgen umgeben *), und nur ein enger Paß, kaum für zwei Menschen neben einander gangbar, den der Besitzer des Schlosses genau übersehen kann, kreiset sich dazwischen hinauf; eine herrliche Aussicht, da

*) M. s. das Kupfer.

UNIV. OF MICH.

die umgebenden Gebirge von schönsten Orangen und andern vorzüglichen Baumarten strotzen.

Unweit des Forts zeiget sich auf einer zweiten hohen Fläche, einem zerbrochenen Felsen, die Ortschaft nur etwa von 12 Wohnungen. Selbst den Nahmen erhielt dieser schön gelegene Flekken sonderbar.

Die Einwohner hatten vormals die widrige Gewohnheit, ihren treflichen Pferden die Schwänze dichte am Körper abzuschneiden. So verunstaltet brachten sie sie zum Verkauf auf den Pferdemarkt von Rungpore in Bengalen. Die englischen Einkäufer, mißvergnügt über dieses Mißhandeln des edlen Thiers, boten den Butanern eine freiwillige Belohnung, dort Buckisch genannt, wenn sie ihnen forthin die Pferde in natürlichem Stande verkaufen würden. Das Geld überwältigte die alte Sitte, und seitdem heißt der Vorgebirgs-Paß Passaka, Buka — Dewar

Eine kurze Nachricht über diese vorzüglichen Thiere wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Ihr Vaterland Tangustan, so nenut der Butaner sein Gebirgsland, giebt ihnen den Nahmen, auch ist die ganze Zucht auf diese Gegend beschränkt.

Diese Race ist kurz und gedrungen gebauet, schön von Gliedern, etwa dreizehn Hände hoch,

und ungeachtet ihrer etwas tiefen Brust äußerst thätig. Sie besitzen, sagt Turner, eine Muskelkraft, und eine Sicherheit und Festigkeit beim Erklettern steiler Anhöhen, kurz, eine Kraft zu großen, daurenden Anstrengungen, wie sie kein Pferd von dünnen und leichten Vordertheilen jemals bekommen kann.

Mit Erstaunen sieht man die Schnelligkeit und Stärke in den Bewegungen eines Tanguischen Pferdes. Es klettert mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, obgleich belastet, über zerrissene Felsen und schroffe Abhänge. Je mehr man es angreift, desto stärker wird seine Anstrengung; es scheint fast unermüdlich. Diese Willigkeit zu arbeiten und ihre wirkliche Kraft setzt diese Race den größten und stärksten Pferden in Indien gleich. Werden sie aber schlecht behandelt, dann sträuben sie sich mit einer Kraft, die mit jeder Anstrengung, sie zurückzuhalten, zunimmt.

Gewöhnlich sind sie Schäcken, braun, schwarz, fuchsfarben, auf dem reinsten weißen Grunde. Einfarbige sind selten, und die Butaner schätzen diese weniger als jene, die Engländer urtheilen hingegen umgekehrt. Die Hitze von Bengalen ist ihnen aber einigermaßen nachtheilig; sie tragen hier weniger als in ihrem kalten Gebirgslande.

Einen treuen Gehülfen durch seinen rauhen Pfad des Lebens schuf also die gütige Natur dem Butaner in diesem Thiere. In seinem wilden steilen Felsenlande konnte nur so ein festes, wildes, kraftvolles aber sicher wandelndes Pferd ihm seine Lasten auf die Klippen hinauf und von dort herabtragen; wir werden aber sogleich sehen wie Butans Klima auch bei dem Menschen ähnliche Wirkung hervorbrachte, als bei den Thieren und den übrigen organisirten Körpern.

Solche Scenen, als uns so eben Bukadewar zeigte, bieten sich selbst noch durch den Anblick und das Geräusch der wilden Bergströme verschönert, beim weitern Vorrücken in dieses Land der Voralpen von Tibet dem Wanderer dar.

Butan selbst erzeugt freilich, da es von einem höhern Gebirge überstiegen ist, nur geringere Flüsse, größtentheils wilde Waldwasser. Die im nördlichen, hohen Tibet entspringenden Ströme fließen nur größtentheils an seinen Grenzen hin; sie laufen hauptsächlich von dem beschneieten Parapömus, den Hinda-Koo gegen Osten in bedeutenden Biegungen herab, wie besonders der Ganges und der Baramputre. Vorzüglich zu letzterm gesellen sich die kleinern Flüsse, welche Butan selbst erzeugt.

Einer der bedeutendsten ist wohl der Patschieu, dessen Quellen in Butans Bergen Sumvoung

(gegen 28 Gr. der Br.) ihren Ursprung nehmen, und seine Gewässer in Süden mit dem aus Tibet herabströmenden Tschin-tschieu vereinigt, welcher selbst weiter in Süden in den Hauptstrom, den Baramputre, fällt. Er ist bedeutender als der Maha-tschieu, der nach Südwest zu dem äussern Sankoi oder Testa hinfließt, und mit ihm nach einem sehr langen Wege den Ganges vergrößert.

Höher in Norden fanden die Engländer den Patschieu (Painomtshieu) der nach Norden dem Baramputre zueilt.

Jene beiden kleinern südlichen Flüsse gewähren dem Auge durch Caskaden und Stürzungen zwischen hohen, furchtbar überhangenden Felsen romantische Scenen.

Am Tschin-tschieu, unweit der Ortschaft Tschuka, bewundert man aber bei so erhabenen Phänomenen die Kühnheit und den Kunstsinn des Menschen.

Zwischen den durch die Natur zersprengten Felsen stürzt der Waldstrom gewaltsam herab, und hemmt den Weg. Auf starken, oft 8 Fuß hohen Gestein, dies und jenseits des Flusses, befestigt der Butaner Ketten von Fels zu Fels. Sie hangen bogenförmig über dem Abgrund hinab, und nur eine Decke von Bambusrohr entzieht diesen dem Auge des Reisenden. Zitternd ver-

La (Tschuka)

UNIV. OF MICH.

traut sich dieser den schwankenden Matten, und ergreift ängstlich das schwache Rohrgeländer der Seiten.

Die fünf Ketten *), worgus das Ganze besteht, bilden dennoch nur einen so schmalen Gang, daß nur ein einziges Pferd auf einmal hinüber gehen kann, und dennoch erfordert dies Thiere, welche hieran gewöhnt sind.

Oft dienen aber statt der Ketten nur Stricke von starken Lianen, rankigen Pflanzen zusammen gedrehet, diese laufen parallel neben einander hin, nur ein starker Reifen hängt zwischen beiden. Der Reisende ist genöthigt, sich diesem schmalen, schwächlichen Sessel anzuvertrauen, mit beiden Händen die Seiten, die Stricke zu fassen, und sich dann über den schaudererregenden Abgrund muthig hinüber zu schieben.

So zeigt sich der Erfindungsgeist des Menschen über beide Theile der Erde gleich; denn selbst der viel weiter zurückstehende Wilde von Südamerika, der selbst das Eisen nicht zu benutzen verstand, setzt durch ähnliche Erfindungen über reißende Ströme seines Gebirgslandes.

Zwischen diesen Gebirgen, wovon die höchsten viele Monate vom Schnee bedeckt bleiben, finden sich indeß große, schöne fruchtbare Thäler.

---

*), M. s. das Kupfer.

Diese, und selbst den untern Theil der Seiten von den Gebirgen benutzt der Butaner zum Anbau. Die Gerste, wie auch der Weitzen, nebst einer dem Lande eigenen Kornart, eine Art Knöterich (Polygonum), kommt darauf fort, und alle werden mit dem angestrengtesten Fleiße gepflegt.

Das Klima und die Temperatur dieses südlichen Vorgebirges von Tibet nimmt begreiflich mit der Höhe selbst an Kälte zu.

Wenn am Fuße der Gebirge das Thermometer 80 Grad Farnh. zeigte, so fiel es bereits auf den ersten Höhen bis auf 60 herab.

Ebenfalls beweiset die Flora von Butan diesen Unterschied gegen die fast gar nicht südlicher liegenden Länder des angrenzenden Bengalens. Man lieset mit Bewunderung, wie die Gegenden um und selbst vor Tassesudon, also gegen den 28sten Grad der Breite (28° 40'), Fichten, Tannen, Blaubeeren, Himbeeren, Erdbeeren, das Heidekraut, die Sterndiestel, Birken, Hollunder, Aepfel, Birnen und Pfirschenbäume, nebst vielen andern Pflanzenarten unseres Welttheils erzeugen. Man sieht hier, sagt der Arzt Saunders kaum eine andere Art Pflanze, als solche, welche in Europa zu Hause sind. Ein Unterschied von 20 Breitengraden verschwindet also

fast einzig durch die Höhe und die Natur des Bodens; man fand diesen hier kalchartig, doch waren bedeutende Lager von Sandstein mit guter Erde bedeckt.

Wir werden aber bald Gelegenheit haben, zu bemerken, daß der Mensch dieser Veränderung eben sowohl, wie die Flora, entspricht.

Auch fordert folgendes Phänomen der hiesigen Witterung mit Recht unsere Aufmerksamkeit. Als auf dem hohen Berge Peatschukom, einem Gebirge hinter Bukabewar, nach Tibet hin, ein kalter Nebel herrschte, ersuchten die Butaner, Reisegefährten der englischen Gesandtschaft nach Tibet, Letztere, da sie laut redeten, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, denn, setzten sie hinzu, die durch ein Lispeln in Aufruhr gebrachten Elemente würden unvermeidlich Ströme von Regen auf sie herabschütten. Sie eilten zwar, den Berg zu verlassen, allein sie sahen, wie die Wolken gleich darauf einen starken Platzregen fallen liessen.

Unter den Thälern, welche sich zwischen diesen Gebirgen befanden, ist dasjenige das bedeutendste, worin Tassisudon, die Hauptstadt des Landes, gelegen ist.

Eine Schlucht, gegen 4 englische Meilen lang und eine Meile breit, hat vielleicht der Fluß Tschinschen (Saunders nennt ihn Tikuscha)

sich als einen Theil seines jetzigen Bettes durch das Glimmer und kalchhaltige Flöz, worin er läuft, gearbeitet.

Von dem Mittelpunkte, dem Pallast von Tassisudon, übersehen, gewährt dies Thal einen hohen Genuß, Abwechselung und Fülle. Das große, romantische Gebirge zu beiden Seiten des sich dazwischen hin windenden Flusses, mit Tannen, Fichten und mehreren andern europäischen Bäumen und Gesträuch überschattet, daneben ein reiches Uferland von dem fleißigen Butaner in üppige Reisfelder verwandelt. Beim Mangel an Regen bewässert sie die Kunst durch Kanäle, welche die Quellen aus den benachbarten Gebirgen herbeiführen. So benutzt liefern sie dem Anbauer jährlich zwei Erndten.

Der Hauptort, Tassisudon, oder vielmehr der Pallast des Raja Daeb, hat innerhalb einer engl. Meile keine Gebäude; nur auf den Feldern sieht man mehrere Haufen von Häusern. Es ist ein viereckiges steinernes Schloß *) mit Mauern, 30 Fuß hoch, umgeben. Ueber der Mitte zeigt sich eine Reihe hervorspringender Erker, vor welchen schwarzhärne Vorhänge gezogen sind; sie bedecken die in die Mauer gebrochenen Fenster.

*) M. s. das Kupfer.

Die Citadelle liegt im westlichen Winkel, und ist sieben Stockwerk hoch. Im vierten wohnt der Regent, im siebenten ist der Tempel des großen Götzen Mahomoni; er wird von einem vergoldeten Baldachin bedeckt.

Uebrigens giebt das Schloß keinen vortheilhaften Begriff von der Baukunst dieser Alpenbewohner; sie scheinen darin nicht einmal die Chinesen erreicht zu haben.

Das Nützliche ist ihnen indeß hiebei weniger entgangen, als das Schöne. Sie hatten nämlich die Leitung der Gewässer mit vieler Ueberlegung und großem Kunstfleiß eingerichtet. Eine bedeutende Anzahl ausgehöhlter Baumstämme diente zu einer so langen Wasserleitung, daß man diese mit den Augen, über 2 (engl.) Meilen verfolgen konnte.

Hinter Tassisudon hebt nun bald das nördliche große Tibet selbst an. Hier nimmt zugleich eine neue Natur ihren Anfang. Das Gebirge wächst ansehnlich, mit ihm die Kälte, und hiemit schwindet Fruchtbarkeit und Schönheit.

Von dem Gipfel der Gebirge Butans lagen den Engländern die schönen Ebenen von Bengalen im Süden, wie ein grenzenloser Ocean, aber in Norden stiegen vor ihnen dick beschneiete höhere Gipfel vom eigentlichen Tibet und der mächtige Parapitmus und Ewodus bis über 30

5. Meilen sichtbar mit allen Widrigkeiten eines wilden und öden Landes hervor.

Das Auge, sagt Saunders, umfaßt hier in Norden eine wüste Gegend, die durch keinen Baum, keinen Strauch, ja, kaum durch einen Grashalm, erquickt wird.

Die Waldbäche stürzten von den Höhen wild nach Butan hinab, und ergossen sich in die vorhingenannten Flüsse.

Da fiel denn auch schnell das Thermometer, welches sich in Butan noch stets auf 73 Grad (Fahrenh.) gehalten hatte, bis auf 34 Gr. hinab, und die Nächte hatten Schnee und Frost. Ja, Bogle fand selbst noch im April in der Stadt Chanmanning, obgleich nur unter 31° 39' der Breite gelegen, alle Gewässer überfroren, und das Thermometer in dem Zimmer auf 29 Grad. Der Schnee fällt hier in solcher Masse, daß der von Bengalen abgeschickte Geistliche oder Goseyn, Porunghеer, hier im April 14 Tage, gleichsam verschneiet, liegen zu bleiben genöthigt war.

Das Erdreich Tibets zeigte nur Sand, theils mit größern, theils kleinern Kieseln vermischt, und dieser bewegliche Sand bildet durch die hier häufigen heftigen Winde oftmals Hügel, die wegen einer Salzrinde, womit sie überzogen sind, das Ansehen fester Felsen gewinnen.

Auf diesem nackten, holzlosen Erdbuckel fühlt dann der Reisende ein merkwürdiges, widriges Meteor.

Ein kalter, schneidender Wind aus Südosten fällt so gewaltsam den menschlichen Körper an, daß selbst die Eingebornen, im Fall sie sich ihm auszusetzen genöthigt sehen, die Vorderzähne verlieren.

Dabei äußert er dann eine wunderbare austrocknende Kraft.

Die Kisten und auf das beste gearbeiteten Meublen von Mahagonyholz, welche selbst dem brennenden Klima von Bengalen viele Jahre hindurch Widerstand geleistet hatten, warfen sich hier, bekamen Risse, und ihre Fugen traten so weit auseinander, daß sie fast unbrauchbar wurden.

Wie sie überall sich ähnlich bleibt, die Macht der Natur! Wer hätte unter dem glühenden Himmel der Goldküste von Afrika ein Phänomen, ähnlich dem unter den Schneegebirgen von Tibet, erwartet! Wir sahen nämlich, wie auf der Küste von Guinea der furchtbare Harmattan, ein Landwind (Terreno) aus Nordosten, ebenfalls mit unwiderstehlicher Kraft die Seen austrocknete, alle Holzmeublen, selbst die Schiffsplanken, auseinander sprengte, ja, oft-

mals Thiere und Menschen tödtete, die sich unvorsichtig genug entgegen stellten. *)

Aber auch hier, wie dort, ist dieser Wind bei aller Furchtbarkeit nicht ohne bedeutende Vortheile; die Natur, gleich dem klugen, kundigen Arzt, giebt stets die wohlthätigste Rechenschaft für die herbesten Mittel.

Diese scharfen Winde reinigen die Luft von allen Dünsten. Vom September bis im November hin zeigt sich am Himmel von Tibet oft viele Wochen hindurch kein Wölkchen. Bei Tage und bei Nacht läßt der seinem Klima aus langer Erfahrung trauende Landmann in Tibet das geerndtete Getreide mit Zuversicht unausgedroschen liegen, überzeugt, daß kein Regen oder Schnee es auswachsen oder gar modern ließe.

Die anhaltende Helle der Atmosphäre, der unbewölkte, wenn gleich kalte Himmel, nahmen noch selbst den aus dem glücklichen Bengalen hinaufgestiegenen Engländer so sehr ein, daß er Tibets Klima für glücklich erklärte.

Wie sollten aber auch diese Winde von Nordosten her nicht furchtbare Kälte bringen? Blasen sie doch nicht blos über einen hohen Erdbuckel, sondern über zwei-, ja, dreifach hintereinander folgende und zum Theil auf die hohe

*) M. s. 1sten Jahrgang des T. Buchs der Reisen.

Tafel von Tibet aufgethürmten Schneegebirge, deren letzte Kette ein Theil jenes großen Erdgürtels selbst ist, der Sibirien von der eigentlichen Mongolei scheidet. Tibet macht mithin wohl den bedeutendsten Theil des vormals erwähnten höchsten Asiens aus, aber es wird zugleich durch jene weit auseinander gestellte Bergzüge in mehrere breite Streifen also erhabene Thäler getheilt, welche sich dann durch die zuvor genannten großen Ströme durchschnitten und wohlthätig bewässert finden. Von diesen Thälern beschreibt Georgi vorzüglich das Thal Tingri unweit des Gebirges Langur. Es ist nur schmal, hält aber viele Meilen in der Länge, und wird seiner Fruchtbarkeit wegen der Segen Gottes genannt. Daher ist es dann auch stark von Nomaden bewohnt.

Innerhalb dieser großen, von den Gebirgen bekränzten Flächen finden sich, nach Georgi's Zeugniß, Wüsteneien, sogar von 40 Tagereisen, sicher beträchtliche Theile der so eben erwähnten, ungemessenen Wüste Coby. *)

Dagegen genießt das Land auch bedeutende Vortheile von mehreren stehenden Seen.

Einige sind merkwürdig wegen ihrer Größe, andere wegen ihre Produkte.

---

*) M. s. den vorhergehenden Theil.

Von den ersten finden sich auf den besten Karten vorzugsweise zwei angegeben; der eine diesseits, also an der Südseite des Baramputre, der andere an der nördlichen Seite, in weit größerer Entfernung.

Der erste trägt zwei Namen; er heißt der See von Palte, gewöhnlicher aber der große Dschandro (Jandro) See. Nach den Karten der Jesuiten ist er unter dem 29sten, nach Rennels Karten aber einen Grad höher, nur ein Paar d. Meilen von Baramputre, der Hauptstadt Lussa, südwestlich *) unter dem 91sten Grade der Länge. Er enthält, wo nicht mehrere, doch eine bedeutende Insel, über welche selbst Gebirge hinlaufen, wovon mehrere Flüsse in den See gehen. Er ist beinahe kreisförmig bei einem Durchmesser von fast 10 d. Meilen. An seinen Ufern sind zwei Städte gelegen: In Norden Petti, in Süden Oujulink.

*) Die Danvillsche Karte im Atlas de la Chine, VIIme feuille du Thibet, oder auch die Carte generale du Thibet, hat ihn, auch Arrowsmiths neuere Karte von Ostindien. Die Karten der Jesuiten von Tibet gründeten sich zum Theil auf Vermessungen.

Ein Wunge (Staatsminister) und seine Gemahlin

Ein vorzüglich seiner Länge nach größerer See ist der in einer hügelichten Steppe gelegene See Terkiri oder Tenchiri, nach Danvilleus Karte zwischen dem 31sten und 32sten, nach neuern Karten etwas nördlicher, unter dem 90sten Längengrade v. Greenw. Eiförmig gestaltet hält er auf 15 d. Meilen von Osten nach Westen, und ist an mehreren Stellen über 7 Meilen breit.

Die ihn umgebenden Gebirge senden mehrere Flüsse zu ihm hinab, worunter der Tarcon von Westen her der ansehnlichste ist.

Der kleinern Seen zählt Tibet nach einer der ältern Karten gegen 40, fast in allen Richtungen gelegen. Da nur einige darunter uns wegen ihres wichtigen Produkts bemerkenswerth sind, so können sie uns zu den Naturerzeugnissen dieses Landes hinüberführen.

b) Naturprodukte.

Wenn wir mit den unorganischen Körpern anfangen, so zeigt sich hier zuerst das Produkt von einigen jener eben berührten kleinen Seen, der Borax (Borate de Soude) oder Tinkal.

Nur in unsern neuern Zeiten wissen wir mit einiger Bestimmtheit, woher dieses Mineralsalz, das für die Manufakturen, den Gold- und an-

dere Metallarbeiter als Schmelzmittel so wichtig ist, und wie es in seinen Geburtsorten sich erzeugt.

Der Tinkal oder Ponnra, in der Landessprache Swagah genannt, aus welchem wir gereinigt das Boraxsalz erhalten, zeigt sich als eine graue oder grünlichgelbe, fettig anzufühlende Materie, undurchsichtig, sechsseitig, prismatisch, crystallisirt, und mit mehreren fremdartigen Theilen vermischt.

Es wird aus mehrern Seen Tibets gezogen. Einer derselben ist 15 Tagereisen, also nur zu 5 Meilen gerechnet, 75 d. Meilen nordwärts von Tisshumbo, der Hauptstadt des Tishu Lama, entfernt. Dieser See, sagt Saunders, soll 20 engl. Meilen in Umfang halten und von allen Seiten durch felsigte Berge umgeben seyn; er wird nur durch einzelne Quellen mit Wasser versehen. Das Wasser des Sees ist salzig, und bleibt daher unbenutzt. Der Tinkal legt sich an den Boden des Sees an, wird von dort in grossen Stücken ausgekochen und an der Luft getrocknet. Dagegen meldet Blane, das Wasser des Sees sey so heiß, daß man die Hand nicht darin leiden könne. Das den See umgebende Erdreich sey völlig unfruchtbar, es bringe keinen Grashalm hervor, enthalte dagegen so viel Salztheile, daß sie sich nach einem Re-

gen oder Schnee in weissen Flocken, wie in Indien der Salpeter, an der Oberfläche ansetzten. Im Winter, wenn es zu schneien anfängt, bildet man, so erzählten die Bewohner dieser Gegend selbst, an den Ufern des Sees Behälter, indem man sie mit sechs Zoll hohen Dämmen einfaßt. Sobald diese mit Schnee angefüllt sind, wird heißes Wasser aus dem See darauf geschüttet; dieses bleibt so lange darin, bis sich ein Theil davon in die Erde gezogen hat, der übrige aber von der Sonne aufgetrocknet ist. Hienach bleibt auf dem Grunde eine Masse von Tinkal zurück, die einen halben Zoll dick ist. Diese wird nun zum Gebrauch ausgehoben. So würde also nur im Winter mit Hülfe des Schnees dieses mineralische Mittelsalz erzeugt. Nur erst, nachdem drei bis viermal neuer Schnee dahin gefallen ist, erhält man auf eben demselben Flecke von neuem Tinkal.

Indeß giebt es hier nicht nur mehrere Seen, woraus man Borax gewinnt, sondern die Methoden sind unter sich selbst verschieden. Nach dem Berichte des Missionairs Rovato finden sich in der Provinz Marna, 28 Tagereisen von Nepal und 25 Tagereisen westlich von Lassa, der Hauptstadt Tibets, mehrere stehende Seen oder Teiche, in welchen sich der Tinkal oder rohe Borax von selbst erzeugt, sobald das Regenwasser nur eine Zeitlang darin gestanden hat.

Die dortigen Landesbewohner gehen sodann in die Teiche, und sobald ihr bloßer Fuß gleichsam ein Pflaster fühlt, so holen sie dieses als schon gebildeten Tinkal heraus.

In diesem rohen, ungereinigten Zustande wird dann der Borax auf Ziegen über die Berge hinabgeführt, und schon sodann durch Kochen und Crystallisiren besonders von den erdigen Theilen gereinigt, und in starken, gegerbten Blasen und Elephantenhäuten vor dem Verwittern verwahrt.

Vormals erhielten ihn die Venetianer, nachmals bei dem Untergange ihrer Handlung in Ostindien, die Holländer; anjetzt ist dieser Handel größtentheils in den Händen der Engländer.

Die Holländer reinigten ihn sodann von neuem, und obgleich sie ein Geheimnis aus der Verfahrungsart machen, so läuft doch alles auf Abläutern und Abdampfen hinaus; Ferber, Tychsen und hienach Gmelin haben uns die Methoden umständlich kennen gelehrt.

Die neuesten Untersuchungen zeigen, daß der Borax aus Mineralalkali besteht, welches zur Hälfte mit einer eignen Säure, der Boraxsäure, gesättigt ist. Obgleich das Alkali bitterlich schmeckt, und auch die blauen Blumenfarben in grün verwandelt; so brauset der Borax dennoch nicht mit Säuren. Man verfälscht ihn

zuweilen mit Alaun; dann schmelzt er schwer und schmeckt styptisch.

Im Handel zieht man denjenigen Tinkal vor, dem nicht viel fremde Theile anhangen, und der da klar und glasartig ist. Stephens giebt den Preis (1775) von einem Centner zwischen 25 und 30 L. St. für London an, den Zoll aber damals 8 d. fürs Pfund.

Der Nutzen und Verbrauch dieses unbedeutend scheinenden Salzes ist ausserordentlich groß und mannigfaltig. Da er den Fluß der schwerflüssigen Metalle und Mineralien befördert, so bedürfen fast alle Metallarbeiter seiner zu mehreren Processen.

Nicht blos zum Löthen ist er kaum unentbehrlich, sondern selbst künstliche Flüsse und unächte Steine zu machen, so z. B., um den berühmten Pierre de Strass zu verfertigen.

Da sein Fluß einen schönen Glanz giebt, so wird er in grosser Menge zu Glasuren und Schmelzwerk aller Art verbraucht. Daher benutzt man ihn besonders beim Porcellan, der Fayance, dem Steingut, ja, selbst bei den hessischen Tiegeln, auch bei aller Emaillearbeit. Da er alle erdigte und unedle metallische Substanzen verkalcht, so bedient man sich seiner gleichfalls, um das Gold von den ihm beigemischten Substanzen zu reinigen.

Es gewährt mithin dieses Erdsalz den Bewohnern der dürftigsten Weltgegend Asiens den größten Theil ihres Unterhalts, und setzt zugleich Millionen Europäer in Bewegung und in Nahrung.

Vormals trauete man dem Borax große Heilkräfte, vorzüglich bei Frauenkrankheiten, zu; anjetzt sind diese bei genauerer Untersuchung fast gänzlich verschwunden.

Aus eben diesen Seen holt der Tibetaner sein Steinsalz, jedoch nur an den tiefsten Stellen des Sees, da der Tinkal sich nur an den seichten Stellen, oder nahe am Ufer, findet. Beide Salzarten darf jeder zu gewinnen suchen, da hierin der einzige Verdienst der dortigen Landleute besteht, wodurch sie zugleich die Landesabgaben erlegen können.

Von andern Mineralsalzen findet sich noch Alaun in kalten und warmen Gewässern, z. B. bei Thulu. Heiße Bäder sind aber dort überhaupt gar nicht selten; dergleichen untersuchte Saunders bei Seluh, bei Dochea, Gangamhar und an mehrern Orten. In den ersten Bädern, welche viel Schwefelleber enthalten, stieg Fahrenheits Thermometer auf 88 Grad; sie wurden stark von rheumatischen, ja, von venerischen Kranken besucht.

Tibets große Kettengebirge entsprechen völlig der gegründeten Vermuthung, innere Mineralschätze zu enthalten. Gold muß hier in reichlicher Masse vorhanden seyn, da das Waschgold der Flüsse ein so wichtiger Handelsartikel ist, daß man sowohl nach China, als nach Bengalen (also hiedurch nach Europa) Nepal, und selbst Buton Goldstaub als Waare ausführt.

Saunders fand aber auch Gold an Quarzstücken hangend; es ist also wahrscheinlich, daß reiche Gänge dieses Metalls in dem Innern des Gebirges streichen; doch fanden die Engländer wenigstens auf ihrem Wege, keine Bergwerke.

Dagegen sahen sie zwei Tagereisen von Tissulumbo eine Bleigrube. Das Erz, Bleiglanz, dem von Derbyshire ähnlich, enthielt Silber; indeß kommt unter den aus Tibet geführten Waaren kein Silber vor, vielmehr führt man es, besonders von China, ein. Dies vom Auslande zu nehmen, hätte indeß Tibet eben so wenig nöthig, als das Quecksilber, denn laufendes Quecksilber fand Saunders im dortigen Zinnober, also auf gedoppelte Weise. So kam ihm gleichfalls Kupfer vor, und Revato behauptet, man fände gegen Nepal hin Arsenikgruben nebst Silber und Gold, reiner, als selbst in Peru.

Butan ist nur reich an Eisen, doch zeigten sich auch Spuren von Kupfer. Fast alle diese Erze sind indeß für Tibet wenig oder gar nicht benutzt, wozu freilich in jenen baumlosen Wüsten der Mangel an Feurung schuld seyn kann; da man jedoch Anzeigen von Steinkohlen entdeckt hat, so stände dies vielleicht dadurch zu ersetzen.

Fast alle Arten von Gestein geben die Nachrichten von diesem Alpenlande an, z. B. schöne Bergcrystalle, Agate und andere feine Steinarten, Türkisse, Jaspis, wie auch Marmor, Granit, Glimmerschiefer, Kreide und Thonflötze sahe Saunders, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß die großen siebeneckigen Säulen, welche er jenseits Tassesudon unweit Paraghon bewunderte, Basaltsäulen waren; sie hatten bei beträchtlicher Dicke eine Höhe von einigen 100 Fuß.

Die Flora des eigentlichen Tibets ist freilich sehr dürftig, denn was gedeihet unter dem Frost? Die einzelnen, durch die Alpen selbst geschützten Thäler gewähren indeß gutes Getreide und Wiesenkräuter. Selbst Reis kommt in einigen eingeschlossenen Thälern fort.

Schon vorhin sahen wir, wie Butan, diese asiatische Schweiz, obgleich der heißen Zone so

nahe, uns dennoch Europens Gewächse darbot. Hierunter finden sich dann gleichfalls mehrere Arzeneykräuter, z. B der Schmertel, der den Wurmsaamen (Santonicum) giebt, ferner zwei Arten der Bärentraube (Uva Ursi), zwei Arten der Rhabarber (Rheum undul und palmatum). Saunders gedenkt hier ferner einer Art Zimmt, eines Bastardzimmts, wie er ihn nennt, ein Laurus, wovon die Rinde der Wurzel völlig den Geruch und den Geschmack des wahren Zimmts hat, und von den Tibetanern als Arznei gebraucht wird.

Unter den hiesigen nützlichen Bäumen kömmt außer den Obstbäumen und den Fichten und Tannen, woraus man Pech und Theer brennt, noch ein Baum vor, aus dessen Rinde die Butaner Papier verfertigen. Saunders konnte weiter keine Nachricht von ihm einziehen; vielleicht ist es der Papiermaulbeerbaum, der sich in China und Japan findet.

Der sandige und wegen der ausnehmenden Höhe so kalte Boden gewährt aber den Einwohnern keinen hinreichenden Anbau von Nahrungspflanzen, und die Kartoffel, welche ihnen der Engländer Bogle zugeführt hatte, scheinen sie vernachlässigt zu haben. Daher ward in Tibet sowohl Korn, als Reis und andere Früchte,

von Nepal, und über Butan von Bengalen, eingeführt.

Wir dürfen nicht unterlassen, eines schädlichen Gewächses dieser Länder zu gedenken, obgleich man es weder genau kennt, ja, nicht einmal bis jetzt bestimmt angeben kann, in welchen Gegenden Tibets oder Butans es einheimisch ist. Saunders fand nur, daß die Einwohner ihre Pfeile mit dem verdickten Safte einer Pflanze vergifteten, die in sehr entlegenen Gegenden von Butan, also vielleicht in wärmeren Gränzländern, wächst. Sie soll einen hohlen Stengel von ein bis fünf Schuhe Höhe tragen. Der verdickte Saft wird auf die Pfeilspitze geklebt. Er ist aber nicht eigentlich tödtlich, sobald man die Wunde sofort nur gehörig reinigt, kann es aber bei Vernachlässigung und daher zunehmender Entzündung werden. Das Gift schien schwarz und harzig, von Consistenz wie Opium; es hatte einen scharfen, stechenden Geschmack.

Diese Armuth des Pflanzenreichs wird dann durch mehrere sehr merkwürdige Thierarten, welche beinahe dem Lande ausschließlich eigen sind, und bedeutende Handelsartikel darbieten, ersetzt.

Das Moschus Thier der Tartarey. (Moschus moschiferus L.)

UNIV OF MICH.

Hieher gehört vor allen übrigen das Moschusthier (Moschus moschiferus). Zwar kann sich, wie dies die vorhergehenden Theile dieses Buchs bemerkt haben *), sowohl die Mongolei, als selbst die daranstossenden Gegenden Sibiriens dieses Thieres rühmen, allein die von ihm herstammende kostbare Waare ist nirgend von solcher Güte, als hier. Man darf daher die Gebirge Tibets als das eigentliche Vaterland des Moschusthieres ansehen.

Dieses Thier **), in Tibets Sprache La genannt, zeichnet sich bekanntlich von den übrigen hirsch- oder rehartigen Quadrupeden aus durch seine zwei ansehnlichen Eckzähne der obern Kinnlade, welche dem Elfenbein ähnlich, und dabei pfriemförmig gebildet sind, ferner durch einen Beutel, der zwischen dem Nabel und dem Zeugungsgliede zum Behälter jener starkriechenden, schmierigen Feuchtigkeit dient, welche wir Moschus oder auch Bisam nennen. Dem Weibchen fehlen sowohl jene beiden, großen Zähne, als auch der Moschusbeutel.

Die bedeutendsten Naturalisten, besonders Pallas, vergleichen seine Gestalt mit der des

*) M. s. den 9ten und 10ten Theil des Taschenbuchs der Reisen.

**) M. s. das Kupfer.

Rehes, nur, daß das Thier viel kleiner und niedriger von Wuchs ist. Auch sagt Daubenton ausdrücklich von dem nach Frankreich lebendig gebrachten Thiere, es habe auch die angenehme Gestalt des Rehes, so wie seine Schnelligkeit und Furchtsamkeit. Turner fand es indes dem Schweine (Hog), oder vielmehr dem Dachse ähnlich, und die Figur, welche sich in den allgemeinen Reisen findet, zeigt freilich ebenfalls einen etwas hangenden, schwerfälligeren Körper. Es mag daher wohl mehrere Varietäten, vielleicht gar mehrere Arten, geben; da das hier gezeichnete ein sibirisches Moschus ist, nach Pallas schöner Figur. Ihr zufolge steht von der Kehle längs der Brust hinab ein zierlicher Halsschmuck, ein weisses, langes Schild, dessen Mitte mit dunkelbraunen Haaren gefüllt ist; auch scheint das Thier mit mehreren weissen Flecken, besonders längs dem Rücken und nach hinten zu, überlaufen. Die Jungen sind gestreift. Bei andern, z. B. bei der Büffonschen Figur, sieht man jenen Halsschild gar nicht. Pallas sahe sogar völlig weisse Moschusthiere aus dem Atmakanschen. Turner giebt dem Moschus von Tibet eine sonderbare Bildung des langen und weichlichen Haars; er vergleicht die Textur der Haare mit der der Federn oder auch des Stachelschweins (?). Am Grunde sahe er

sie weis, in der Mitte schwarz, und an den Spitzen braun.

Das Vaterland dieses einträglichen Thieres ist wohl eigentlich der ganze Buckel Asiens bis nach Sibirien hinauf, so, daß man es selbst bis über den 64sten Breitengrad bis Mangasea hin antrift.

Daß es diesen kalten Regionen widerstehen mag, ergiebt sich bereits aus seinem Hauptsitze Tibet, welches wegen seiner Erhabenheit mit jenen kältern Ländern schon zu vergleichen steht. Man darf es also wohl überall vom 6sten bis zum 35sten Breitengrade, in dem eigentlichen Bergbuckel Asiens, suchen.

Die Begattungszeit fällt im November und December, da dann die Männchen vermittelst ihrer starken Eckzähne blutige Kämpfe gegen einander halten. Im Mai und Junius werfen die Weibchen.

Der Beutel, welcher den Bisam enthält, von der Gestalt und Grosse eines Hühnereies, ist bei dem Männchen mit einem dicklichen, braunen Saft, dem Bisam, angefüllt und hat $\frac{1}{2}$ bis 3 Quentchen an Gewicht.

Dies ist eigentlich die kostbare Waare, weshalb dies harmlose Thier so sehr verfolgt wird; denn das Fleisch ist wie das Fell nur Nebensache, besonders da das Fleisch vom vollgewachsenen

seyn soll, selbst bei Vergiftungen; auch traut man ihm dort große Stärkungskräfte zu.

In Europa geht man viel sparsamer und vorsichtiger mit ihm um, da er unleugbar erhitzt. Er äußert aber eine vortrefliche Wirkung in vielen Nervenzufällen, bei Krämpfen, Schauerchen u. d. Auch zeigt er erwärmende und stärkende Kräfte. Verschiedene Aerzte bedienen sich des Moschus zum äußern Gebrauch, z. B. beim schweren Gehör

Daß er als Parfüm häufig benutzt wird, und seine Kraft auf eine kaum glaubliche Weise verbreitet, ist eben so bekannt, als daß er mehreren Personen, worunter sich der Verf dieser Beschreibung selbst nennen darf, äußerst widersteht.

Durch ein zweites merkwürdiges und einträgliches Quadruped hat die Natur diesem von ihr in mancher Rücksicht stiefmütterlich behandelten Lande einen andern Ersatz zu geben gewußt. Dies ist der Ochse mit dem seidenhaarigen Pferdeschweif (Bos grunniens cauda undique jubata L. Sarluc.)

Schon bei den Alten, wie Aelian bezeugt, war der asiatische Büffel mit dem seidenhaarigen Schweife berühmt. Ja, man dichtete sogar deshalb, dieser Pöephayns, eins der furchtsamsten Thiere, kenne selbst den Werth seines Schweifes so sehr, daß er, von Jägern und ihren Hun-

Der Büffel mit dem Pferdeschweife. (Bos grunniens.)

UNIV
OHIO

den verfolgt, auf der Flucht den Schwanz sofort im Gesträuch zu verbergen suche, und mit vorwärtsgekehrtem Kopf die Jäger erwarte, überzeugt, daß nur allein sein Schweif von irgend einigem Werthe sey. Aber die Stellung des Büffels beweiset ja selbst in Aelians Beschreibung *), daß er nichts weniger als muthlos ist.

Lange blieb uns indeß die Natur eines Thieres unbekannt, welchs dem Handel Indiens als Artikel des Luxus von bedeutendem Werth ist, und zugleich den dortigen Nomaden Nahrung und Kleidung gewährt.

Diese Büffel haben in ihrem eigentlichen Vaterlande, in Tibet und den anliegenden Theilen des hohen Asiens ein Ansehen von beträchtlicher Größe, welches sie eigentlich nur ihrem reichen Pelze verdanken.

Das Knochengebäude des Thiers ist nicht stark, aber der hohe Buckel und das schöne, reiche, sanfte und lange Haar, das sie in Ostindien tragen, hat wahrscheinlich schon die Alten getäuscht, um ihn der Größe nach über unser Hornvieh zu setzen.

Diejenigen, welche Pallas in Irkuzk, also weit von ihrem Vaterlande verpflanzt, sahe, wa-

*) Aelian Hist. anim. p. 875. Ed. Gronov. T. 2.

ren nicht größer, als kleine Hauskühe, glichen dem gewöhnlichen Büffel im Tragen des Kopfs und in der Bildung, hatten große, zottige, abhangende Ohren, und das Haarpolster erstreckte sich mit einer Art von Mähne längs dem Halse hin.

Diese dunkel gefärbte Abart war ungehörnt, dagegen trägt der Yack der Tartaren, in Tibet, oder wie er in Indostan genannt wird, der Sura-Ghog, glatte, runde, spitzzulaufende, etwas einwärts gekrümmte Hörner. Der Kopf ist kurz und vorne mit sehr lockigem Haare bewachsen, die Ohren- und Nasenlöcher sind klein, die Augen voll und groß. Ueber den Schultern erhebt sich ein Buckel, der reichlich mit weichen Haaren besetzt ist, die länger sind, als die Mähne des Rückgrades. Das Fließ, womit der ganze Körper bedeckt ist, tritt sehr tief auf die Füße hinab; dadurch scheinen die Beine noch kürzer. Am schönsten ist hievon aber der Schweif. Eine ungeheure Menge langer, weicher, glänzender Haare hangen gleichsam als ein künstlicher Ansatz hinten herab. Es giebt Schweife, deren Haarbusch 6 Fuß Länge hat. Dann werden sie zu einem außerordentlichen Preise verhandelt, vorzüglich, wenn sie rein weis sind. Das Thier hat nämlich oftmals eine schwarze oder dunkle Farbe, während daß sowohl der Nackenbusch,

als die Bedeckung des Rückgrades, und endlich der seidenartige Schweif glänzend weis sind.

Der Yack ist übrigens von Charakter ein störrisches Thier von schwerfälligem Blick, das Fremde nur ungern sieht, und leicht gefährlich wird. Seine Stimme ist ein Grunzen, dem vom Schwein ähnlich, jedoch ist es tiefer; der Stier grunzt seltner, als die Kuh.

Die Varietät, welche sich in Sibirien fortgepflanzt hatte, gesellete sich doch oftmals zu dem übrigen Hornvieh.

Diese Büffel leben in den kältesten Theilen Tibets von kurzem Grase. Sie sind auf viele Weise den Besitzern von hohem Werthe. Der Stamm der in Tibet wandernden Tartaren, dort Dukba genannt, versorget dadurch seine ganze Haushaltung. Diese Tartaren weiden sie in den Thälern von Tibet, leben unter Zelten und ziehen sich im Winter in die wärmsten, niedrigsten Thäler mit diesem Viehe zurück. Da der Yack einen sehr sichern Gang hat, so trägt er in diesen Gebirgen bedeutende Lasten. Die Kuh, dort Deh genannt, giebt eine sehr reiche Milch, und eine treffliche Butter, die sogar die Engländer der ihres eigenen Vaterlandes vorziehen. Sie wird in Blasen und Häuten so genau bewahrt, daß sie sich in diesem kalten Klima ein ganzes Jahr durch hält.

Aus dem Haar verfertigen diese Nomaden ihre Zelte und ihre Stricke, aus den Häuten aber ihre Kleider und Mützen.

Die schönen Schweife, Chowries, werden aber zu sehr hohen Preisen im ganzen Oriente gekauft. Diese Tschauries (Chowries) dienen hauptsächlich zur Pracht. Man faßt sie in silberne, ja, goldene, mit Steinen besetzte Handgriffe, und jeder Große hält eigene Tschauriesmänner (Chowrabadars), welche ihm hiemit die Fliegen verscheuchen.

Die zahllosen Legionen von Moskiten und Fliegen macht diese Fliegenwedel aber ebenfalls der geringern Volksklasse von Indien zur Nothwendigkeit, daher denn ihr erstaunlicher Debit. Der Minister, wie der Stallknecht, bedarf eines Chowries, wenn gleich letzterer nur mit einem hölzernen Handgriff.

Wiederum verbraucht man diese Schweife bei den feierlichen Processionen, um sie an die Ohren der Elephanten und der Pferde zu befestigen. Die Chinesen färben sie roth, und tragen sie als Haarbüschel auf ihren Mützen.

Endlich gelten die in den Mägen dieser Büffel oftmals sich vorfindenden Steine, Bezoar, für eine wichtige Arznei in Ostindien, und werden daher dort theuer bezahlt.

Eine noch reichere Hülfsquelle dieses dürftigen Landes ist dann sein herrliches Schaafvieh.

Das Tibetsche Schaaf scheint diesem Lande eigenthümlich zu seyn. Es ist von der Race der breitschwänzigen, ist übrigens nur klein: der Kopf und die Beine sind schwarz. Die Wolle ist eine der feinsten, die wir kennen, das Fleisch ist die einzige Nahrung aus dem Thierreiche, welche die Tibetaner geniessen, es ist aber auch, selbst nach der Engländer Bericht, die doch ihre Hammel sonst allen übrigen vorziehen, das schmackhafteste Fleisch der Erde.

Aus dieser Wolle webt man die feinsten und wärmsten Tücher. Daher wird sie in ganz Indien mit hohem Gelde bezahlt.

Hiebei ist es dann merkwürdig, daß diese Schaafe den Tibetanern zugleich als Lastthiere dienen. Sie tragen einzeln von 12 bis 20 Pfd., theils Salz, theils Getreide, aber auch besonders ihre eigene Wolle von den Gebirgen herab zu Markte.

Die schönsten, feinsten Felle zu erhalten, haben die Tibetaner, wie mehrere Tartaren, die grausame Gewohnheit, das Mutterschaaf kurz vor dem Gebähren zu schlachten. Die Felle der Frucht haben eine seidenartige Sanftheit, stehen daher ausserordentlich hoch im Preise, und die-

nen hauptsächlich zum Unterfutter von Weken. Sie gehen hauptsächlich nach China.

Das Fleisch der Schaafe wird hier größtentheils roh genossen. Freilich wäre dies schwerlich in einem andern Lande möglich, woselbst die Atmosphäre nicht eine so außerordentlich austrocknende Kraft besäße. Die Zubereitung des Schaaffleisches ist hiebei sehr einfach. Man schlachtet die Schaafe, reinigt und häutet sie, und stellt die so gehäuteten Thiere dann aufrecht auf die vier Beine an einen Ort dieses Gebirgslandes, woselbst der Zug der Luft stark ist. Alle Säfte des Körpers werden schnell ausgetrocknet, es bildet sich eine steife Mumie, welche allen Jahreszeiten Trotz bietet. Die Engländer genossen dies Fleisch, das auf die Weise im vorhergegangenen Jahre zubereitet war, roh, und fanden es gar nicht unangenehm.

Nur das Fett nimmt zuweilen einen ranzigen Geschmack an, wenn es von neuem der Luft ausgesetzt wird; daher es oftmals in eigenen verschlossenen Büchsen aufbewahrt wird.

Ein solches Thier hat nicht die Farbe von rohem, sondern von gekochtem Fleische. Es läßt sich nicht leicht schneiden, wohl aber brechen, oder nach den Muskelfibern reißen.

Aber die hiesigen Einwohner genießen sogar das frische Schaaffleisch roh, und ziehen auch

dies dem gekochten vor; dieser Speise konnten indeß die Engländer, vielleicht aus langem Vorurtheil, keinen Geschmack abgewinnen.

Tibet erzeugt ebenfalls eine eigene und zwar treffliche Race von Ziegen. Schon Bernier behauptete, die feinsten Shawls, welche hauptsächlich für die Großen, die Omrahs, in Ostindien gewebt werden, würden von solcher Feinheit und Schönheit verfertigt, daß der einzelne Shawl 150 Rupien koste, da hingegen der aus der feinsten, theuersten Wolle der Schaafe von Cachemir nur mit 50 Rupien bezahlt werde. Diesem ward indeß von Mehreren widersprochen, welche auch dieses feine Gewebe von jenen Schaafen herleiten; allein die neuesten Nachrichten, welche wir hierüber dem Engländer Turner verdanken, bestätigen die ältere Behauptung jenes Franzosen. Er fand mitten im dortigen Winter auf seiner Rückreise von Tibet nach Butan eine ganze Heerde dieser Ziegen, und behauptet, sie übertrafen an Schönheit sogar die von Anapra. Ihre Farbe ist verschieden; sie sind schwarz, weiß, bläulicht, ja, sie haben zuweilen selbst eine hellröthliche Farbe. Die Hörner sind gerade aufstehend, und sie selbst sind nicht so groß, als die kleinsten Schaafe Englands.

Das Haar, welches zu den Shawls gewählt wird, ist sehr fein und glatt, und sitzt zunächst an der Haut. Es wird von dem langen, härtern Haar bedeckt, so, daß dieses die feine Wolle schützt. Diese Ziegen verdanken, fährt Turner fort, unstreitig die Wärme und Sanftheit ihrer Bekleidung der Eigenschaft der Atmosphäre, worin sie leben; denn wenn man sie in das warme Klima von Bengalen bringt, so verlieren sie dies schöne Haar, und werden von einem Hautausschlag befallen. Auch diejenigen, welche man nach England hinübergeführt hat, vertrugen weder die Luft der See, noch die von England. Sie kamen dort in sehr schwachem Zustande an, und starben bald.

So war dann bereits dreien Hausthieren das strenge, kalte Gebirgsklima von Tibet nichts weniger als nachtheilig gefunden. Und dies scheint auch der Fall bei dem Hunde zu seyn.

Turner fand nämlich dort eine außerordentlich starke Hunderace. Wenn der Muth seiner Größe gleich kam, so war er stark genug, einen Löwen zu zerreißen. Eine ganze Anzahl solcher großen Hunde sah er in Butan; sie stammten aus Tibet, waren von außerordentlicher Wildheit und selbst in ihrem Käfig gefährlich; man durfte sich ihm nicht nähern.

In Tibets Gebirgen finden sich noch wilde Pferde, wahrscheinlich der Dschiggetai *), und auch wohl das wilde Pferd der nördlichen Tartarei. Es lebt vorzüglich in den sandigen Ebenen des nördlichen Tibets.

Die Engländer sahen eine große Anzahl dieser wilden Pferde, hier Gurkha genannt, mehrere Meilen im eigentlichen Tibet hinter der Grenzfestung Phar. Sie waren äußerst scheu und schnell. So viel man davon mit einem Seherohr beobachten konnte, trugen sie lange Ohren, wie ein Maulthier, und hatten einen kleinen Schwanz. Die Hauptfarbe war ein hellröthlichbraun, wie am Reh; der Kopf, Bauch, und die Schenkel waren heller, beinahe weis. Sie sollen unzähmbar seyn, die Jäger schiessen sie als Wildpret und das Fleisch ist schmackhaft. Fast gänzlich stimmt dies mit der Beschreibung des Dschiggetai überein. Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß ebenfalls das eigentliche wilde Pferd der Tartarei hier vorkomme. Auch scheint die innige Verbindung der Coby mit Tibet mit Grund vermuthen zu lassen, daß man hier gleichfalls das wilde Kameel antreffe, so wie höchst wahrscheinlich die sogenannte gelbe Ziege der

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang.

chinesischen Tartarei (Antilope gutturosa), die wir bereits kennen, hier streifen mag.

Turner sagt ausdrücklich, die Mannigfaltigkeit von Wildpret und Raubthieren sey, so wie der Reichthum der Heerden in Tibet erstaunlich.

Ohne Zweifel machen mehrere Arten der letztern Jagd auf so reiche Beute. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß sich hier unter den größern Raubthieren mehrere große Arten des Katzen- (Tiger-) Geschlechts, so wie auch der Bär und der Wolf, befinden, da beide dem hohen Asien eigen sind.

Sonderbar ist es, daß sich in Butan, obgleich südlicher gelegen, eine viel geringere Summe vierfüssiger Thiere zeigte, als in Tibet. Dagegen fanden sich dann hier einige aus den wärmern Gegenden, z. B. Makis, so wie auch eine Affenart von ansehnlicher Größe, schwarz von Gesicht, mit einer Einfassung von weissen Haaren. Man nennt sie in Indostan Hunnuwent; vielleicht Simia Mona oder S. Aethiops. Uebrigens muß man stets bedenken, daß wir von beiden Ländern eigentlich nur denjenigen Streifen kennen lernten, welcher den Weg der Reisenden ausmachte. Butan ist der Grenznachbar von Nepal oder Niphaul, letzteres liegt fast unter einem und demselben Himmel, ist daneben eben-

falls ein Gebirgsland; da dürfte man nicht ohne Grund vermuthen, daß die Thierarten von Butan mit denen von Nepal übereinkommen.

Rose fand in Nepal bereits das kleine Moschusreh (Moschus pygmæus L.), ein Thier der wärmern Zone, vielleicht ist dies ebenwohl in Butan zu Hause, da man hier Makis antrifft.

Es verdient indeß hiebei bemerkt zu werden, daß Nepal vierhörnige Schaafe erzeugt; die fanden wir weder in Tibet, noch in Butan.

Von kleineren Thieren finden sich einige, die wegen ihres Pelzes grossen Werth haben, z. B. der Marder, der Zobel und sicher andere schöne Wiesel- und Viverrenarten. Turner gedenkt bei seinem Hinaufsteigen nach Tibet noch einer grossen, grauen, ungeschwänzten Erdratte, die längs dem See von Ramtschin, also im eigentlichen Tibet, in Höhlen wohnt.

An Vögeln scheint dies Land reich zu seyn. Saunders sahe Rothgänse (Pelicanus Syla), verschiedene Arten wilder Enten, Störche, Kraniche, Wasserhühner, und an den Seen Möven, und anderes Gefieder; auch fand man dort Rasanen, und es ist wohl nur der Unachtsamkeit der Reisenden zuzuschreiben, daß die Ornithologie dieser Länder bis jetzt so wenig aufgeklärt ist.

So verhält es sich unstreitig auch mit den Fischen und Insekten. Denn Saunders bemerkt selbst von jenem grossen See, daß er mit vortreflichen Fischen besetzt gewesen sey, allein mit welchen? Auch waren die hiesigen Flüsse fischreich.

Stets bleibt hier den englischen Naturalisten ein groſses Feld zu bearbeiten übrig, denn diese werden wahrscheinlich von Bengalen aus die bequemste Gelegenheit haben, uns mit diesen sonderbaren Regionen bekannter zu machen.

Von Insekten erwähnen die Engländer nur in Butan einiger sehr bösartigen Fliegen. Sie fallen den Körper so heftig an, daß die Einwohner der schönen Gegend um Murichon davon überall geschwollen waren, und ihre Haut zeigte sich wie mit Schuppen bedeckt.

c) Der Mensch.

Auffallend sahen wir den Einfluß des Klimas bei den Pflanzen und den Thieren beim Uebergange vom heißen Bengalen zu den Gebirgsländern Butan und Tibet. Aber noch tiefer eingegraben, noch belehrender zeigt er sich an dem Menschen selbst.

Jener sumpfige Streifen, die feuchte Einfassung, die traurige Scheidewand zwischen Ben-

galen und Butan, ist unserm Geschlecht durchaus abhold. In dieser Zone erblicken die Reisenden kleinliche, traurige, durch den Einfluß der bösen Ausdünstung geschwächte Menschen.

Voll Verwunderung betrachtete Turner in ihnen Figuren, welche nicht viel über seinen Ellenbogen hinaufragten, und kaum ein menschliches Ansehn hatten, mit ekelhaften Gesichtszügen, magern Gliedmaßen und von kleinlichem Wuchse. Wie sehr, ruft er aus, hatte die pestartige Atmosphäre hier ihre Wirkungen dargethan!

Diese lehrreiche Eigenheit dieser Zone verschwindet, sobald wir der Richtung der vorhingenommenen Reise gemäß in das Gebirge von Buten hinaufsteigen.

Kaum hat man jenen sumpfigen Erdgürtel verlassen, kaum sind die Alpen dieser asiatischen Schweiz erstiegen, kaum athmet man die reine Gebirgsluft, so findet man sich von Menschen einer neuen Natur umgeben.

Nicht blos die elenden Bewohner jener Moräste übertreffen sie, selbst der unter dem schönen Himmel Bengalens verweichlichte Indier bleibt hinter ihnen weit zurück.

Hier ist eine starke, mannhafte, muthige Menschenrace. Ihr Haar ist wie das der Indier schwarz, aber ihr Körper ist nicht so dunkel ge-

färbe und stärker, als der ihrer Nachbarn. Die Bengaler haben ein breiteres Gesicht und stärkere Backenknochen.

Nie, sagt der Engländer, sahe ich ein schöneres Gemählde von blühender Gesundheit, als an diesen Gebirgsbewohnern. Besonders hatten die Weiber, bei ihren pechschwarzem Haare und hellen, lebhaften, schwarzen Augen eine Röthe, mit welcher die blühendsten Bäuerinnen Englands kaum wetteifern dürften.

Es herrscht ein so bedeutender Unterschied zwischen diesen beiden Menschenstämmen, daß ein Fremder, der beide zum ersten male sieht, glauben sollte, daß sie aus weit auseinander liegenden Theilen der Erde herstammten; er würde in ihnen nicht zwei aneinander gränzende Nationen vermuthen. (Turner.)

1. Offenbar sieht man hier die Annäherung, oder wohl paßlicher gesagt, den Uebergang von dem Indier zu dem Tartaren. Denn der Subah (der General-Gouverneur) von Bukadewar hatte zugleich eine ansehnliche, schlanke Gestalt, dabei einen offenen, einnehmenden Blick. Dennoch ist das Auge dieser Menschen nur klein, macht aber einen ausgezeichneten Zug; es hat spitze, wiedurch Kunst langgedehnte Winkel. Das Haar der Augenwimpern ist so fein, daß sie kaum sichtbar sind, auch die Augenbraunen sind nur schwach. Der

Theil ihres Gesichts oberhalb der Augen ist der breiteste Theil, dabei flach, und läuft von den Backen nach dem Kinne hin spitz zu, eine Bildung, die sichtlich auf tatarischen Ursprung deutet.

Ihre Haut ist sehr glatt, und viele von ihnen haben bereits ein hohes Alter erreicht, bevor sich nur die mindeste Spur eines Barts blicken läßt, auch sollen sie den Bart oftmals ausreißen. Sie tragen zwar Knebelbärte, doch auch diese bestehen nur aus sehr wenigen, dünnen Haaren. Viele dieser Gebirgsbewohner waren über 6 (engl.) Fuß hoch, und nicht einmal so dunkel von Farbe, als die Portugiesen in Europa.

Noch merkwürdiger ist es aber hiebei, daß nach dem Zeugniß von Bogle und von Turner die Butaner bei ihrer guten Bildung stärker und größer sind, als die noch höher, als sie wohnenden eigentlichen Tibetaner. Sie schienen den Engländern fast athletisch gebauet gegen die Tibetaner.

Letztere sind aber, wenn gleich vielleicht durch die zu große Kälte ihres Landes kleiner, dabei von Farbe lichter, weißer.

Konnte sich die Einwirkung des Klimas wohl deutlicher aussprechen, als bei dieser stufenmäßigen Erhebung in die höhere, kältere Region un-

ter einem der geographischen Lage nach sonst heißen Himmel?

Beide beobachtende Reisende bezeugen dann gleichfalls, daß auch hier, wie auf so vielen andern Theilen der Erde, der Mensch aus den höhern Ständen, also derjenige, der sich der Strenge der Witterung nicht stark aussetzt, der dabei eine reichere Nahrung genießt, ebendaher schöner gebildet ist.

Uebergehen dürfen wir es wenigstens nicht, wenn gleich wenig bestimmtes, ja, selbst viel unwahrscheinliches, in der Erwähnung noch anderer Menschenracen dieser weiten Gebirgsländer liegen mag, was der Raja Daeb, der Beherrscher von Butan, den Engländern sehr ernsthaft davon vortrug.

Er gedachte nämlich eines Volks von so ungewöhnlicher Statur, daß die Höhe dieser Menschen gegen 8 Fuß erreiche. Vor einigen Jahren (vor 1783) hätten sich zwei solcher großen Leute in Butan gezeigt. Diese Riesen sollten in weiter Entfernung, östlich von Butan, einen Berg von ungeheurem Umfang bewohnen, hätten aber zuvor nie Umgang mit den Butanern gehabt.

Auf eben dieser Bergkette gegen Assam hin, gebe es ein noch merkwürdigeres Volk, Menschen mit kurzen, geraden und, so unbiegsamen

Schwänzen, daß sie genöthigt seyen, um niedersitzen zu können, eine eigene Höhlung in die Erde zu machen. Lächerlich scheint dies demjenigen weniger, der sich der von Klöpling behaupteten geschwänzten Menschen erinnert, die auch von einigen andern Reisenden erwähnt worden sind, obgleich die Erzählungen vielleicht von einzelnen monströsen Menschen herrühren konnten, oder wohl gar von einer kurzgeschwänzten Affenart.

Endlich sei es erlaubt, hier des ebenfalls bei dieser Gelegenheit von Daeb gedachten Einhorns zu erwähnen. Raja Daeb behauptete nicht nur, er habe ein solches Thier besessen, sondern er versprach sogar, den Engländern ein zweites zu zeigen, das er noch damals lebendig in einiger Entfernung von seiner Hauptstadt Taffisudon aufbewahre. Es sey eine Art Pferd mit einem Horn vor der Stirn, und komme aus einem fremden Lande, welches er Burraduset nannte. Die Engländer hatten indeß keine Gelegenheit, es zu sehen. Warum wandte wenigstens Saunders nicht alles an, hierüber etwas entscheidendes zu erfahren!

Der Charakter unserer Gebirgsvölker hält mit dem Körper hier fast gleichen Schritt. Der Bengaler, und noch mehr der in jener mephitischen Grenzzone wohnende Indier ist feig und

schwach. Kaum hatte der Raja von Butan einen Anfall auf diese versucht, so ward er Meister des Landes, und wer weiß, wenn England nicht zu Hülfe gekommen wäre, und diese tapfern, rauhen Alpenbewohner zurückgedrängt hätte, wie weit sie ihre Ueberlegenheit an Kraft gegen jene erschlafften Indier würde fortgerissen haben. Diesem Kriege vom Jahre 1773 verdanken wir die nähere Bekanntschaft mit diesem sonderbaren Lande und den Menschen. Letztere wunderten sich dann ebenfalls nicht minder, sich mitten in der heißen Zone, bewohnt von friedliebenden, schwächlichen Menschen, auf einmal von muthigen, kraft- und talentvollen Leuten, die ihnen durchaus an Waffen und Kriegskunde überlegen, und dabei in ihrem ganzen Aeußern durchaus fremd waren, geschlagen, und im eigentlichen Verstande des Worts so gedemüthigt zu sehen, daß der große Lama als Mittler in einer eigenen Gesandschaft diesen unbekannten Gegner für den Raja von Butan um einen billigen Frieden bitten mußte. Der General-Gouverneur vom englischen Ostindien, Hastings, gestand ihn auf das gutmüthigste zu, und benutzte diese Gelegenheit, England mit diesem wenig bekannten Lande in nähere Verbindung zu setzen, und es die Erdkunde genauer kennen zu lehren.

Von ihrem unternehmenden Geiste gaben die Butaner auch durch den Aufstand, den die Engländer dort 1783 im Herbst erlebten, gegen ihren Oberherrn, den Raja Daeb, einen Beweis. Denn selbst, daß er von keinen weitern schädlichen Folgen für die Regirung war, darf man der guten Führung und dem Muthe des treugebliebenen Volks zuschreiben; die Truppen des Raja zeigten hiebei viel Tapferkeit; es fehlt ihnen, um gute Krieger zu werden, nach dem Zeugniß des Obristen Turner, nur an Disciplin.

Auch einzelne Züge zeigen Muth und Entschlossenheit; hievon folgendes Beispiel. In eben diesen Gefechten war unter verschiedenen Verwundeten einem jungen Manne ein Pfeil über den Ellenbogen so tief eingedrungen, daß der englische Wundarzt sich vergebens bemühete, ihn herauszuziehen: die Widerhaken hielten ihn zurück. Der Verwundete ergriff sofort ein Messer, machte selbst einen tiefen Schnitt in den Arm und zog ihn heraus.

Bei diesen schätzbaren Eigenschaften zeichnet sich aber der Tibetaner durch einen besondern Grad der Höflichkeit und Gutmüthigkeit aus, wenn gleich seine Gesichtszüge oft finster und stolz sind.

Unter mehreren Beweisen, welche der engli-schen Gesandschaft von den menschenfreundlichen

Gesinnungen der Tibetaner vorkamen, fiel folgender Zug besonders auf.

Der Gesandte hatte sich in seinem Zelte zur Ruhe gelegt, als sein Führer Paima nach einer Stunde leise herbei schlich, rings umher suchte, und endlich eine Tuchdecke, nebst einem Oberrock, den er entdeckte, vorsichtig über ihn hinbreitete; er wollte ihn, ohne seinen Schlaf zu unterbrechen, vor der Kälte schützen.

Bald darauf trat ein anderer Tatar (Tibetaner) auf ähnliche Weise herbei, und da er fand, daß der Kopf des Engländers nur auf einer harten Bank ohne Polster ruhete, hob er ihm sanft den Kopf in die Höhe, und schob ihm statt der Bank ein Polster unter.

Die gebildetern Stände äußern aber diese Sanftheit noch bestimmter im Umgange, ja, die Großen, wenn gleich sehr ihres Ranges bewußt, behandeln die Fremden mit zuvorkommender Höflichkeit. Hievon dient folgendes als Beleg.

Die Butaner stehen in so strenger Unterwürfigkeit gegen ihre Regenten, daß Niemand es wagen darf, ein ihm von der Regirung aufgetragenes Geschäft zu unterlassen, oder nur nachlässig auszuführen, ohne sich der schwersten Ahndung blosgesetzt zu sehen.

Denen Residenten (Zeenkanys) des Raja Daebs, welche den englischen Gesandten nach

der Hauptstadt Taſſiſudon führen ſollten, war hiezu ein beſtimmter Weg vorgeſchrieben. Turner, der ſeine Reiſeroute aus Nebenumſtänden veränderte, konnte ſie nur mit großer Schwierigkeit bereden, ihm hiebei nicht zu folgen, mit der Verſicherung, er allein wolle beim Raja deshalb verantwortlich bleiben.

Sie fielen indeß bei ihrer Ankunft, aller Vorſtellungen ungeachtet, in Ungnade. Turner übernahm es, nach gehabter Audienz bei dem Raja die Zeenkaups zu entſchuldigen, und, nachdem er ihre vorzügliche Treue und Aufmerkſamkeit gegen ihn auf der ganzen Reiſe gerühmt hatte, für die Erlaſſung ihrer Strafe zu bitten, da nur er die einzige Urſache ihres Verbrechens ſey. „Wohlan, erwiederte der Fürſt, da ich einen ſo günſtigen Bericht von ihnen höre, und ſie auf Ihren Befehl ſo gehandelt haben, ſo würde ich ihnen zehntauſend Verbrechen verzeihen; da ſie meine Diener, ſo ſind ſie auch deshalb zu Ihrem Befehl, und thaten wohl daran, daß ſie Ihnen gehorchten.“

Ueberhaupt zeigte er in allen Unterredungen ſanfte Gefühle, wozu freilich wohl die milde Religion Tibets das ihrige beitragen mag *)

*) M. ſ. weiter unten.

Dies bewieß sowohl der Raja Daeb durch die Vorsicht und Schonung, mit welcher er, seiner eignen Aussage nach, die Waldbienen behandeln ließ, als die gutmüthige Fütterung der Raben, womit sich Gurub a, ein anderer Tibetaner, beschäftigte. Dieser brachte mehrere Stunden damit hin, Teigkügelchen mit den Fingern zu drehen, die er den dazu gewöhnten Raben vorwarf. Auch waren diese Vögel so zutraulich, daß sie die Kugeln schon aufschnapten, bevor sie den Boden berührten, ja, sie aus den Händen nahmen, während daß Gurub a dann vor sich hiebei zu beten schien.

Das Klima bestimmt in Tibet die Kleidung. Schon in Butan, dem Vorgebirge Tibets, trugen sich die Einwohner in Wolle. Die Tücher, welche aus der zuvor beschriebenen schönen Schaafwolle gewebt werden, sind nur schmal, und haben das Ansehen von Fries und Dieck.

In Tibet selbst sorgt man noch genauer für warme Kleidung.

In dem Thale Jhansu ist eine sehr berühmte Tuchfabrik. Jhansu ist aber zum Absatz der Tücher am Flusse Painomtschin, der sich in den Barramputre ergießt, sehr vortheilhaft gelegen, da hier die Heerstraßen, sowohl nach Lassa, als nach

Butan zusammenlaufen, und das Thal selbst milde und fruchtbar ist.

Die Tücher sind karmoisin oder blau, nur eine halbe Elle breit, aber sehr dick und fein gewebt. Wegen ihrer vorzüglichen Weichheit werden sie besonders von den Geistlichen zu kurzen Westen gewählt, die sie dicht an der Haut tragen, auch nehmen sie die Vermögendern zu Mänteln.

Die Kälte Tibets veranlaßt, daß die geringere Volksklasse im Sommer Tuch, im Winter hingegen Schaaf- und Fuchspelze trägt; die Reichen hingegen chinesische Seide im Sommer, und feinstes Pelzwerk im Winter.

Der Tibetanische Gesandte, welcher zum General-Gouverneur Hastings geschickt wurde, war ganz in Pelz gekleidet. Es verdient aber bemerkt zu werden, wie weit die englische Industrie um sich wirkt; denn auch in Tibet werden die feinen englischen Tücher für die Vornehmen gesucht, besonders rothe und gelbe, wie auch gestreifte. Leinewand trägt man nicht, ja, man kennt sie kaum; überhaupt ist der Tibetaner aus Religion unreinlich, da er ihr zufolge das Ungeziefer nicht tödten darf.

Das Kleid selbst ist lang, reicht über die Knie und wird mit einem Gürtel befestigt; darunter

eine kurze Weste. Dabei tragen beide Geschlechter Stiefel.

Die Bedeckung des Kopfes ist verschieden. Einige tragen spitze, conische Hüte, Andere aber Mützen, oft mit schönem Pelzwerke verbrämt.

Zum Putz sieht man sowohl bei den Männern, als bei den Frauen, Armbänder von Corallen oder Bernstein; nur sind sie bei letztern weiter. Am Halse hängen sie Kapseln mit Bildnissen ihrer Götter, oder auch heilige Schriften, Bet- oder Zauberformeln.

Daß aber das andere Geschlecht reichen Putz liebt, scheint sich aus der Beschreibung des Anzuges von der Mutter des jungen Tishu-Lama zu ergeben, welche ihm bei der Audienz zur Seite stand. Sie schien etwa 25 Jahr alt, war klein von Person, aber sehr hübsch, obgleich von einer wahren tartarischen Physiognomie; dabei etwas bräunlich. Sie hatte regelmäßige Züge, schwarze Augen, und nach Art vornehmer Damen in Tibet waren die Winkel der Augenlieder so weit, als möglich nach den Schläfen ausgedehnt. Ihr Haar war schwarz, aber bei der außerordentlichen Menge von Perlen, Rubinen, Smaragden und Corallen kaum zu erkennen. Ihre Ohrringe waren Perlen mit Gold und Rubinen vermengt. Den Hals zierten

Schnüre von Rubin, Spinell, Lazurstein, Bernstein und Corallen, welche bis zur Mitte des Leibes hinabreichten. Ihr Leibrock war um den Hals mit Knöpfen besetzt, der Gürtel aber mit einer goldenen Schnalle befestigt; in deren Mitte ein großer Rubin. Ein Shwal von Granitfarbe mit weissen Sternen, der bis auf die Knie herabhing, vollendete den Anzug. Sie trug Stiefel von Cordovan.

Bei einer feierlichen Procession sahe Turner den Regenten von Tishi Lumbo in einem gelben, atlassenen Kleide mit Zobel gefüttert, und um die Hüssen begürtet. Dies wurde grösstentheils durch einen dunkelkarmoisinrothen, schaflachartigen Mantel bedeckt, der um den Leib ging, dessen eines Ende aber auf der linken Schulter ruhete, so, daß der rechte Arm frei blieb.

Ein runder, von gelbem Firniß glänzender Hut bedeckte sein Kopf, und rothe Stiefel von bulgarischem Leder das Bein. Am Gürtel hingen ein kleines Messergehäuse mit Zubehör, ferner ein Beutel, worin eine Theekasse und andere Kleinigkeiten waren; endlich der Tobacksbeutel mit der Pfeife, Zunderfack und die Geldbörse.

Hiebei war dann gleichfalls das Pferd auf das schönste angeschirrt, mit rothen Quästen, und am Halse mit Glöckchen behangen; auch hatte man so viele von jenen seidenhaarigen

Büffelschwänzen angebracht, daß der Körper des Pferdes kaum zu sehen war.

Im Ganzen ist die Tracht in Tibet der tartarischen und chinesischen ähnlich, warum aber roth und gelb hier die Lieblingsfarben sind, werden wir weiterhin bestimmter kennen lernen. Auch der Vater des jungen Tishu-Lama trug ein gelb atlassenes Gewand, das mit goldenen Drachen, dem chinesischen Wappen, reich durchwirkt war.

Die Nahrung dieser Berghewohner scheint weniger, als die Kleidung, von dem Klima abzuhangen; die Religion hat einen beträchtlichen Einfluß auf sie gehabt. Wie würde sonst ein Volk, das so viele jagdbare Thiere und Vögel um sich sieht, das zugleich so ansehnliche Heerden von Büffeln weidet; dessen Land endlich von so fischreichen Seen und Flüssen bewässert ist, nicht unter einem so kalten Himmel gleich seinen Nachbaren, den Tartarey, von diesen Naturgaben Gebrauch machen? Und dies um so mehr, je dürftiger der Boden ist, je weniger Getreidearten dort bekommen.

Fast nur allein von dem Schaaffleische macht der Tibetaner nach der sonderbaren Methode Gebrauch, die wir weiterhin kennen lernten.

Dagegen verbietet ihm seine Religion selbst das Tödten der Kuh oder des Ochsen, ja, überhaupt jedes Thiers. In Ansehung des Schlachtviehes scheint das ihm so wenigen Anbau zugestehende Klima ihn zu zwingen, sich dennoch auf eine gewisse Weise der Schärfe dieses Verbots zu entziehen. Denn Schweinefleisch kam doch selbst auf die Tafel des Raja Dueb. Wenn die Tibetaner aber ihr Vieh verhandeln, so vermahnen sie jederzeit den Einkäufer, es nicht zu schlachten; ja, einige sind so gewissenhaft, es jedem Käufer vorzuenthalten, von dem sie wissen, daß er es schlachten werde. Auch verabscheuet man die Schlächter bei ihnen als unheilig.

Der Hauptgenuß von dem Hornvieh ist hier Milch, Käse und die zuvor erwähnte treffliche Butter. Letztere wird vermittelst eines Bambusrohrs, das in einem bedeckten Eimer durch einen Riemen umgedrehet oder gequirlt wird, verfertiget.

Selbst die Großen genießen nur sehr einfache Nahrung. Das Mittagsmahl des Raja Dueb bestand aus einer Schüssel Wurzeln, nebst gedorrtem Reis und einer Art Brod. Ich aß nie von etwas, sagte er bei einer großen Mahlzeit, das da athmete. Also ist auch den Religiösen sogar das Schöpsenfleisch verboten.

Honig und Honigkuchen scheint hier aber besonders geachtet zu seyn. Ich lasse genau Acht geben, sagte der Raja von Butan, daß diese nützlichen Thiere nicht in ihrer Arbeit gestört, und ihnen der nöthige Vorrath zur Versorgung ihrer Brut nicht entrissen werde. Indeß benutzen die Tibetaner dennoch nur den Honig der wilden Bienen, denn eigentliche Bienenzucht kennen sie nicht.

Dagegen sind die Getränke in Tibet weniger einfach. Zwar enthalten sich die Gylougs, und überhaupt Alle, welche zur Geistlichkeit gehören, mithin besonders die herrschenden Lamas, der starken Getränke; allein im Ganzen brauet man dort eine Art Bier, ein säuerliches Getränk, den Chong (Tschong), der unserm Bier ähnlich ist, und wiederum daraus ein starkes geistiges Getränk, so unserm Branntewein nahe kommt.

Der Tschong wird auf folgende Weise aus einer Mischung verschiedener gegohrner Getreidearten, z. B. Weizen, Gerste, Reis u. a. zubereitet.

Jene Getreidemischung wird mit Wasser so weit übergossen, daß sie davon bedeckt ist, und sodann über dem Feuer bis zum Kochen erhitzt. Nachdem hierauf das Wasser abgegossen ist, wird das Getreide auf Matten ausgebreitet, um abzukühlen. Die Blüthe der wohrischen

Peſtwurzel (Cacalia saracenica, caule herbaceo, foliis lanceolatis, serratis decurrentibus Linn.) iſt zuvor in kleine Kugeln geformt, hier Baccen genannt; eine ſolche Kugel wird zerkrümelt, über das Getreide geſtreuet und damit vermiſcht. Auf zwei Pfund Getreide rechnet man eine Kugel von der Große einer Muſkatennuß. Hierauf wird das Ganze in Körbe gethan, das überflüſſige Waſſer läuft ab; man ſchüttet es nachmals in trockne, irdne Krüge, gießt auf 4 Kannen Getreide etwa eine Theetaſſe voll Waſſer, verklebt das Gefäß mit Thon, und läßt es zehn Tage lang, oder länger, hierin ruhig. Zugleich lernen wir hier eine neue Anwendung jener Peſtwurz (Cacalia); was mag dieſe hiebei leiſten ſollen?

Hieraus wird durch einfache Durchſeihung der Tſchyng bereitet. In ein geräumiges Gefäß wird eine Quantität jener Miſchung mit kochendem Waſſer bis zur Bedeckung übergoſſen, und dies wohl untereinander gerührt. Nach einer kurzen Zeit iſt das Getreide erweicht, und nun ſtellt man in deſſen Mitte nach unten zu ein leeres Körbchen von Weiden geflochten; hierin läuft das Getränk, Chong, welches dann ſofort unter die Gäſte vertheilt wird. Die Hälfte einer Kürbisſchale dient hiebei als Löffel. Jeder hält eine flache irdene Taſſe auf der Fin-

gerspitze, und begnügt sich selten mit einer Portion.

Diesen Trank, der häufig warm genossen wird, finden die Engländer von einer angenehmen Säure, zugleich aber erquickend, besonders nach Ermüdung oder Anstrengung.

Eben so einfach ist die Distillation, wodurch man aus dem Chong selbst einen starken Branntewein, den Arra, gewinnt. Ein irdenes, mit Chong gefülltes Gefäß setzt man auf ein Ofenfeuer; über dasselbe ein zweites ohne Boden, in dessen Mitte ruhet auf drei Holzstäbchen ein drittes Gefäß; ein hohler eiserner Deckel mit Wasser angefüllt und mit Leim verklebt, verschließt das Ganze. Der Geist steigt in die Höhe, stößt gegen den kalten Deckel, und fällt sodann erkältet in den kleinen irdenen Recipienten. Die Engländer gaben diesem Branntewein, der Aehnlichkeit halber, den Namen ihres Whisky's.

China hat wahrscheinlich hier den Gebrauch des Thees eingeführt und fast allgemein gemacht. Indeß wird er in Tibet auf eine Europäern anfangs widerstehende Art bereitet und genossen.

Er besteht aus einem gekochten Gemisch von Wasser, Mehl, Butter, Salz, Bohr-Thee und andern zusammenziehenden Zuthaten. Dieser sonderbare Trank wird bei jedem Besuche den

Gästen dargeboten, und die vornehmern Tibetaner besitzen eine ganz eigene Geschicklichkeit, ihre Tassen, welche sie auf den Spitzen der Finger halten, so genau darauf im Umdrehen mit der Zunge zu reinigen, daß man sie nach dem Ausleeren wie völlig getrocknet wegsetzen darf.

Die des Rasa Daeb ward als eine Art von Heiligthum sogleich in Seide gewickelt aufbehalten. Das hiebei gebrauchte Theegeschirr war von weißem Metall mit erhobener Arbeit, stark mit einem andern gelben Metall geziert.

Auf ähnliche Weise ward auch bei den Grossen Tibets der Thee dargeboten, und es ist merkwürdig, daß dieses Gemisch, welches anfangs den Engländern so sehr widerstand, ihnen nachmals ganz willkommen war.

Uebrigens ist der Thee in Tibet bei weitem nicht so allgemein, als in China, ja, nicht einmal so bei den meisten Volksklassen eingeführt, als bei vielen benachbarten Tartaren. Der geringere Tibetaner trinkt nur Wasser, oder höchstens Tschong.

Tibets Boden theilte seinen Bewohnern selbst ihre Lebensweise zu. Außer den hohen unbenutzbaren Gebirgen, und außer den beträchtli-

chen Sandwüsten, wovon Georgi spricht — hierunter soll sich eine von der Länge von 40 Tagereisen befinden — wahrscheinlich nur Theile oder Fortsetzungen der sandigen Coby, hat Tibet nur große Thäler, bedeckt mit reicher Weide, oder kleinere Flächen und Anhöhen, welche einigermaaßen zum Landbau fähig sind.

Hiernach mußte mithin der Bewohner entweder Nomade werden, wie sein Nachbar, der Kalmück und Eleuth, oder er ward Landbauer. Er bedurfte also theils temporairer, theils fester Wohnungen; Zelte oder Hütten und Häuser.

So fanden es auch die Reisenden. Jene Besitzer der großen Heerden von Schaafen, Büffeln und Ziegen lebten unter Gezelten. Die Zelte bestehen, wie bei den Kalmücken, aus Filz von Büffelhaaren, so wie die dazu nothwendigen Stricke, und diese werden durch eiserne Pflöcke befestigt. Man verläßt dann das vom Vieh abgeweidete Thal nebst Gezelt und Hausrath, und schlägt diese wandelbare Wohnung auf einem andern Weideplatz auf.

Die Dörfer mit festen Häusern gewähren keinen einnehmenden Anblick. Die Bauerhäuser sind schlecht; sie haben die Gestalt und Größe eines kleinen Ziegelofens. Zwar bestehen sie aus Steinen; allein diese sind nur auf einander gelegt, ohne allen Mörtel oder Verbindungs-

mittel, und wegen der rauhen Winde läßt man statt der Fenster nur kleine Löcher zum Einfallen des Lichts. Das flache Dach ist mit einer drei bis vier Fuß hohen Einfassung umgeben; oben auf liegen dann einige Haufen loser Steine, worin man eine Fahne, oder nur einen Baumzweig, gesteckt hat, an welchem eine lange Schnur mit Papier oder weißen Lappen befestigt ist. Von einem Hause zu dem andern gezogen, sollen diese Hausamulette die bösen Geister zurückscheuchen.

Freilich sieht man hin und wieder artigere Dörfer, wie z. B. in dem reichen Thale der Tuchfabrik Ihansis. Hier hatten die viereckigen Wohnungen weiße Mauern, der Kornbau war beträchtlich, und der zwischen den Weiden sich hinschlängelnde Fluß gab dem Ganzen ein heiteres, schönes Ansehen.

Das Innere der Häuser ist freilich nicht mit den Europäischen zu vergleichen, wenn von Bequemlichkeiten die Rede ist. Die Zimmer der Vornehmen sind dennoch gedielt, aber auch ihnen fehlt sogar der Abzug für den Rauch, da doch das kalte Klima das Feuer so nothwendig macht.

Ein großer, flacher Stein in der Mitte ist der Heerd, und um das darauf brennende Kienholz stellt sich die Gesellschaft, und schluckt geduldig den Rauch ein.

Wiederum bestehen die Fenster nur aus Oeffnungen ohne eigentlichen Schutz, denn hiezu hängt man nur starke Decken vor, die begreiflich das Licht benehmen.

Ebenfalls sind die Zimmer der höhern Stockwerke ohne wirkliche Treppen. Man steigt zu ihnen hinauf durch eiserne oder hölzerne Leitern. Einige Häuser der Großen in Butan waren ganz auf Pfählen errichtet. Der Binnenraum zwischen den Pfählen war eine Art von Verschlag; er diente als Magazin. Zu dem Wohnhause selbst stieg man auf Leitern hinauf. Bei Häusern von mehreren Stockwerken übereinander ist diese Leiterfahrt begreiflich höchst unangenehm; dennoch ist dies die einzige Verbindung.

In den Zimmern, besonders in denen der Vornehmen, finden sich zum Sitzen hauptsächlich Polster, wovon oft mehrere auf einander gelegt werden; ferner Wandschirme, Vorhänge vor den ofnen Fenstern, kleine Tischchen mit Götzenbildern, und als Wandverzierungen Bildnisse. Beim Raja Daeb waren letztere in Silber gearbeitet. Die Wände waren dabei blau, die Bögen, der Erkner, so wie die Pfeiler aber carmoisin und vergöldet. Statt der Tische zum Speisen findet man nur Bänke.

In einem Lande, welches, wie sich dies bald ergeben wird, gleichsam an einanderhangende

Bethäuser und Priester-Seminarien ausmacht, woselbst Klöster, Tempel und höchstens Schlösser oder Festungen zur Schutzwehr nöthig sind, darf man keine so regelmäßig erbauete Städte erwarten, als in China und den übrigen Reichen Asiens.

Selbst die Hauptstädte bestehen nur aus grossen Klöstern und Schlössern, Behältern unzählbarer Religiösen. Die wirklich erwerbende Menschenklasse ist auf schlecht und unregelmäßig erbauete Wohnungen, oft nur Hütten, zurückgebracht, welche gruppenweise in der Nachbarschaft umher liegen, als wäre der nothwendigste Theil des Staats, der arbeitende Bürger, nur Nebenwerk, und das Gebet ohne Arbeit für diese Körperwelt völlig hinreichend.

Dies ist der Fall mit Tishulumbo, dem Hauptsitze des Bogdo oder Tishu-Lama, so wie grösstentheils mit Lassa, der Residenz des Dalai-Lama.

Von der ersten haben wir jetzt durch die englische Gesandschaft endlich die Lage genauer kennen lernen. Tishulumbo ist unter 29° 4′ 20″ n. Br. und 89° 7′ östl. L. v. Greenw. gelegen. Es ist eine große Ortschaft von etwa 3 bis 400 Häusern, welche von Geistlichen (Gylongs) bewohnt werden. Ueberdies finden sich hier viele Tempel, Grabdenkmähler, der Pallast des Ober-

Lamas, die Wohnung des (weltlichen) Regenten und der gesammten zum Hofe gehörenden Dienerschaft.

Das Ganze liegt in einer weiten Vertiefung, welche von einem sehr hohen Felsen eingeschlossen ist, der nur in Süden eine Oefnung hat, und von dort eine weite Aussicht gewährt.

Die Gebäude sind durchgehends von Bruchstein; keines hat weniger, als zwei Stockwerke. Ihre flachen Dächer haben oben eine Einfassung von Erde und Gesträuch. Dieses Faschinenwerk ist so genau gearbeitet, daß man es auf einige Weite nicht vom Mauerwerk unterscheiden kann. Es ist von der hiesigen Leibfarbe für geistliche Gebäude, dunkelcarmoisin, und macht mit den weißen Wänden einen angenehmen Contrast. Vielleicht sollte diese Einfassung ehemals im Kriege zur Schutzwehr gegen Pfeile dienen.

Die Häuser haben mit einander Fenster; das Haupt- oder mittlere Fenster tritt wie ein Erker vor den übrigen vor, aber statt der wirklichen Fenster, oder auch der Fensterladen, hangen nur Vorhänge von schwarzem Zeuge davor herab.

Das oberste der Mauer ist zum Theil mit kupfernen und vergoldeten Zierrathen geschmückt. Letztere sind theils einfach, ohne weitern Zusatz, theils hängt daran schwarzes Tuch und weiße

lässene Kreuze herab. Das Ganze giebt ein sonderbares Ansehen.

Dem Flusse Palmont schon noch näher, als Tishulumbo, liegt nördlich auf einem hohen Felsen das feste Bergschloß Shigazi-Jeung, und bestreicht den Paß.

Man genießt von dort einer weiten und romantischen Aussicht. In vielen Windungen sieht man hier die Heerstraßen nach Butan und Bengalen; ferner nach Cashimis und Luddauk, so wie die nach den Blei-, Kupfer-, Zinnober- und Goldwerken; nach Nipaul und Lassa und China, nördlich aber nach Rußland. Erhöhet wird aber dies alles nicht nur durch den kleinern Palmon Tschieu, der sich hier zwischen Felsen durchdrängt, sondern in größerer Entfernung durch dessen mächtigern Stamm, den Baramputre, hier Ereschombou, in ältern Karten Tsanpou, genannt. Dieser große Strom fließt, nachdem er jenen kleinern aufgenommen hat, in einem weiten Bette fort, bildet verschiedene Inseln, und eilt sodann, durch mehrere Flüsse verstärkt, von Osten nach Norden hin, um sich dem von einer Mutter entsprungenen gleichmäßigen Schwesterstrom, dem Ganges, zu nähern, und ihre ungeheure Wassermassen in den Busen von Bengalen auszuschütten.

Als Zusatz zu dem, was uns von der hiesigen Baukunst bekannt ist, mag ebenfalls eine von der Beschreibung der Engländer verkürzte Nachricht des prächtigen Grabmahls dienen, welches dem in China an den Blattern verstorbenen Tishu Lama innerhalb Tishulumbo errichtet steht. Obgleich mit dem Pallaste selbst verbunden, hat dies Gebäude (der Zeichnung nach ein viereckiger, breiter Thurm unter einem fast chinesischen Doppeldache) dennoch seinen eigenen Hof und eigenes Thor; an dreien Seiten ist es mit Säulenwerk eingefaßt. Das ganze Mausoleum ist von Stein, hat in der Mitte ein großes Fenster, und um dasselbe eine mystische Inschrift. Hin und wieder sind Vorstellungen von der Sonne und dem Monde. An den Wänden dieser Säulengänge waren mehrere riesenmäßige symbolische Figuren; zwei darunter von ungeheurer Größe mit scheußlichen blauen und rothen Gesichtern stellten die Menschwerdung Colis vor. Die Säulen waren carmoisin und mit Gold verziert, oben darüber aber das chinesische Wappen der Drache. Um nicht zu umständlich zu werden, wollen wir sofort das Innere dieses Gebäudes anzeigen, ohne besonders einiger Figuren von Hirschen u. d. zu gedenken, welche unweit der Colonade lagen. Man ging hinten durch zwei mit großen ebenfalls roth angestrichenen

und mit vergoldeten Knöpfen gezierte Thüren. Vor denselben unter dem Säulengange sitzt stets ein Priester, der in einem Buche liest, und vor grosser Andacht kaum die Umstehenden wahrzunehmen scheint. Dies Gebäude war indeß nur die Hülle des eigentlichen Mausoleums.

Das Innere besteht aus einer schönen Pyramide, auf deren Grunde ruhet die Leiche des Lama in einem Sarge von gediegenem Golde. Dieses war auf Befehl des Kaisers von China verfertiget, der den Körper gleichfalls auf seine Kosten von Peking durch ganz China und Tibet hieher, über 500 Meilen, hatte bringen lassen.

Die Pyramide krönt eine goldene Bildsäule, welche die Figur des verstorbenen Tishu Lama vorstellt. Sie steht unter einer großen, weiß und roth gestreiften Bedachung, die wie ein Thronhimmel über sie hinragt. Die Figur sitzt auf Kissen, und ein gelbatlassener Mantel ist nachlässig über die untern Theile gebreitet. Den Kopf bedeckte eine Art Bischofsmütze. Der englische Gesandte offerte als ein Zeichen seiner Ehrfurcht eine weiße Schärpe *). Der Gosein (Geistliche) zog sie durch den Rauch eines brennenden Feuers, wahrscheinlich zur Reinigung, während er und alle anwesende Goseins sich an-

*) M. s. weiter unten mehr von diesem Gebrauch.

dächtig neunmal niederwarfen, worauf er sodann eine Leiter bestieg und ein Ende der Schärpe auf die etwas hervorstehende Hand des goldenen Bildes legte.

Rund um den Thronhimmel herum hingen mehrere Rosenkränze, deren sich der Lama bei seinem Leben bedient hatte. Sie bestanden aus den reichsten Edelsteinen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Agaten, Lasurstein und Perlen, andere hingegen nur aus schlechten Knöpfen des indianischen Rohrs, Serbuja (Canna ind.)

Die Seiten der Pyramide waren mit Platten von gediegenem Silber eingefaßt, und auf jedem Absatze der Pyramide lagen verschiedene Arten von kostbaren Seltenheiten, welche dem verstorbenen Lama geopfert waren; hierunter auch reiche Schnupftabacksdosen, schöne chinesische Gefäße, Massen von Lasurstein u. d. Gegen die Mitte der Pyramide war ein beträchtlicher Absatz, woran in einem tiefen Absatz zwei Löwen abgebildet, in ihrer Mitte ein Mann mit großen, hervorstehenden Augen und ängstlicher Miene und Stellung mit einem Saiteninstrumente. Auch andere musikalische Instrumente fanden sich in den Seiten dieses Absatzes.

Auf der rechten Seite der Pyramide stand eine zweite Bildsäule des Lama in Lebensgröße, welche sehr ähnlich seyn sollte, in einer andäch-

tigen Stellung in einem Buche lesend. Sie war von gediegenem Silber, aber vergoldet. Vor ihr auf einem Pulte unter einem Thronhimmel verschiedene Getreidearten, die gewöhnlich geopfert werden. Dazwischen brannten Lampen, die nie verlöschen durften, und Kerzen, welche treffliches Rauchwerk dufteten.

Auf allen Seiten der Pyramide hingen ganze Stücke der schönsten Seiden- und Atlaszeuge; ihr zunächst aber zwei Stücke schwarzen Sammt, über und über netzartig mit Perlen besetzt, wie auch reicher englische Brocarde und mit Blumen gestickte Seidenzeuge von Benires, Gulbudden genannt.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß das Gesimse der Mauer des Mausoleums mit Schnitzwerk verziert ist, und auf den Ecken zeigen sich natgearbeitete, vergoldete Löwenköpfe mit kleinen Glocken an ihren Lippen.

Das prächtigste des großen Gebäudes ist eine treflich vergoldete Kuppel, die das oberste des Ganzen überschattet, und auf eigenen Säulen ruhet. Aus ihren Ecken ragen chinesische Drachen hervor, die durch ihre unzähligen Glocken bei jedem Winde ein außerordentlich Geklingel verursachen.

So kostbar dies Gebäude auch immer seyn mag, so ist es fast mehr ein chinesisch-tartarisches, als eigentlich tibetanisches Monument.

Von Lassa, der Hauptstadt, des Dalai Lama, haben wir keine so sichere Beschreibung, als von Tishikumbo. Bogle, welcher sich hier einige Zeit aufhielt, hat uns ihre Lage, soviel bekannt ist, nicht bestimmt angegeben.

Die neueren englischen Karten legen die Stadt Lassa, oder Dsassa, auch Tonker genannt, unter 29° 35′ n. Br. und 91° 25′ östl. L. v. Greenw. Einigen Nachrichten zufolge soll sie der Hauptsitz und Stapelort des ganzen tibetanischen Handels seyn, der sich besonders in den Händen der Chinesen und Kaschemirer befindet. Er wird durch zwei Hauptcarawanen betrieben. Die von Peking soll aber zweier ganzer Jahre auf die Hin- und Rückreise bedürfen. Die Geschäfte selbst müßten dann eine beträchtliche Zeit wegnehmen, da sonst der Abstand beider Hauptstädte noch nicht 25 Längengrade beträgt, und wenn gleich die Reise in einer Diagonallinie von Süden nach Norden läuft, da Peking beinahe unter dem 40sten Br. Grade gelegen ist, so könnte doch der Weg bei weitem noch nicht 400 Meilen betragen. Auch endigen Kourire diesen Abstand, freilich über die Gebirge hinweg, also abgekürzt, in drei Wochen. Da Lassa an einem Flusse ge-

legen ist (Danvillens Atlas von Tibet nennt ihn Kaltiyu), der sich bald darauf in den Barramputre (Tsanpon) einmündet, so wäre hier eine treffliche Handelsstraße für die ostindischen Südländer; allein in diesem Lande der Pfaffen bleibt das Wesentlichste fast unbenutztes Beiwerk.

Indeß vermehrt der dortige Handel, wenn gleich wohl nicht sehr gepflegt, die Bevölkerung durch die Fremden beträchtlich, und da die Menge der Gylongs (Geistliche) erstaunlich ist, und deshalb eine große Anzahl von Klöstern und Tempeln erfordert, so muß der Umfang von Lassa allerdings sehr groß seyn. Einige Nachrichten geben ihm sogar 6 Meilen. Die Häuser selbst sind nur von Holz; eine Mauer, drei Klafter hoch, und so dick, daß 5 Reuter neben einander darauf Platz haben, soll die Stadt ganz einfassen.

In ihr findet sich der Sitz der Regierung des Dalai Lama; ferner zwei hohe Schulen und eine Druckerei mit stehenden Buchstaben. Unter den Tempeln ist aber der mit dem Bilde des Gottes Schigemuni so berühmt, daß stets eine große Anzahl von Pilger hieher wallfahrten.

Südöstlich zwei d. Meilen ist das berühmte Kloster Putala (oder Buddala, auch Pateli) gelegen. Hier hat der Dalai Lama seinen gewöhnlichen Aufenthalt. Grubers Nachricht

und Abbildung setzt das Schloß auf eine ansehnliche Erhabenheit; es hat nach ihm ganz das Ansehn eines alten Ritter- oder Bergschlosses von großem Umfange. Es soll sieben, nach andern nur vier Stockwerk hoch seyn, das oberste werde vom Lama selbst bewohnt. Die Mauer scheint oben wie von Schießscharten durchlöchert. Das höchste Gebäude zeigt eine hohe, runde Kuppel. Das Kloster ist sehr groß, von Steinen und Ziegeln erbauet, enthält viele Höfe, Hallen und große Zimmer mit Vergoldung nach chinesischer Art verziert.

Die Chinesen, welche freilich gerne übertreiben, geben ihm darin 10000 Zimmer, goldene und silberne Pyramiden und eine unzählbare Menge goldener, silberner und kupferner Götzenbilder, ja, einige von Jaspis.

Dies mag genug seyn von den Wohnungen und Gebäuden; jetzt zu dem Kunstfleiß und der Kultur überhaupt.

Schon zuvor sahen wir gelegentlich verschiedene Arten von Anbau mehrerer Getreidearten. Wo die Kälte von Puekoachim, d. ist, des nördlichen Schneelandes (mit diesem Namen wird Tibet von den Einwohnern selbst

belegt) es nur zuläßt, oder wo die Weide nicht von größerer Wichtigkeit ist, als der Ackerbau, da sieht man etwas Weizen, mehr Gerste und das zuvor angeführte, dem Lande eigene kleine Korn; Forster scheint es für Buchweizen zu halten. Auch erzielt man in den südlichern Gärten schöne Baumfrüchte, selbst Granaten, so wie mehrere Arten von Küchengewächsen, z. B. Gurken, Zwiebeln, eine besonders große, sehr schmackhafte Art Rüben u. d. Ja, an einigen gegen die Sonne gelegenen Hügeln der Provinz Nenari, in dem östlichen Tacyocini, gewinnt man etwas schlechten Wein; er ist aber, so wie der Arra, besonders den Weibern und den Gylongs gänzlich verboten.

Das Land zum Getreidebau wird gedüngt und mit Ochsen gepflügt. Die Felder faßt man mit Erddämmen ein, um das zu schnelle Ablaufen des Wassers zu verhüten. Das Korn wird mit der Sichel geschnitten, und, wie bei uns, mit Strohwischen gebunden; allein ihre Methode zu dreschen ist vielfach. Es ist aber merkwürdig, daß die Weiber, welche auch hier sich schweren Arbeiten unterziehen, das Korn mit großer Geschicklichkeit ausdreschen, und zwar mit Dreschflegeln, die aus zwei, mit starken Riemen aneinander gebundenen Stäben bestehen.

Die zweite Methode besteht darin, daß ein Landmann eine starke Handvoll Aehren aufnimmt, die Spitzen am Feuer absengt, sodann die Aehren schüttelt, und sie endlich gegen einen Stein schlägt, um die fester sitzenden Körner zu lösen.

Endlich folgen sie der alten Methode mehrerer Völker des Orients, z. B. der Hebräer. Sie breiten das Korn auf dem Boden hin und lassen es von Ochsen, die in die Runde getrieben werden, austreten.

Auch in den Handwerken sind sie nichts weniger, als unerfahren. Man sieht ganze Reihen von Schmiedehütten, worin metallene Götter und andere Zierrathen verfertigt werden.

Der Tuchfabrik im Thale Hanfu ist bereits gedacht, und ihre Papiermanufaktur verdient einer besondern Erwähnung.

Es ist unbillig, daß uns der Dr. Saunders in Ungewißheit gelassen hat über den Baum, aus dessen Rinde man das Papier in der Fabrik unweit Tassisudon verfertigte. Forster scheint aber mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß es der in China, Japan und andern Theilen jenes Meeres bekannte Papiermaulbeerbaum (Morus papyrifera) sey. Von dem Deh, so nennt man hier den Baum, der in großer Menge auf den Bergen um Tassisudon wächst, zieht man soviel Rinde ab, als hinreicht, einen

Arbeiter zu beschäftigen. Sie wird in kleine Stücke zerbrochen, und dann mit einer Lauge von Holzasche gekocht; hierauf mit einem hölzernen Hammer zerklopft, in einen Zuber voll Wasser geschüttet und stark umgerührt, um die gröbern Theile abzusondern; endlich in einem zweiten Zuber in frischem Wasser gereinigt. Man beobachtet nun, ob alles so aufgelöset ist, daß es als ein Teig zu Boden sinkt. Dieser Teig wird sodann auf eigene Rahmen ausgebreitet, welche der Arbeiter im Wasser hin und her bewegt, bis der Teig sich gleichförmig darüber verbreitet hat. Der Rahmen mit dem so verdünnten Teige wird nun aufgehangen, das Wasser läuft ab, und das hiedurch getrocknete Papier hängt man auf Leinen. Turner behauptet, es sey ein stärkeres Papier, als irgend ein anderes, und lasse sich zugleich, nachdem es vergoldet worden, in die chinesischen Seidenstoffe verweben.

Einer andern sonderbaren Manufaktur erwähnt eben dieser Reisende, nämlich einer Götzenmanufaktur. Sie findet sich in Paro, in dem eben so genannten Thale, in Butan, aber jenseits Tassisudon. Die hier verfertigten Bilder gaben zugleich keinen unbedeutenden Beweis von dem Kunstsinn der Tibetaner. Sie bestanden aus einem sehr tief gefärbten Metalle, einer dunkeln

Bronze, die das Ansehen von Wedgwood schwarzer Töpferarbeit hatte, und waren nichts weniger als schlecht gearbeitet; dabei waren die Stellungen sehr mannigfaltig, und mit symbolischen Vorstellungen geziert.

Paro ist gleichfalls wegen einer Waffenfabrik berühmt, besonders von Schwerdtern, Dolchen, und Pfeilen mit Widerhaken; noch wichtiger aber wegen einer hiesigen Messe, die einzige in Butan.

Ein Volk von diesem Grade der Kultur kann freilich nicht ganz ohne wissenschaftliche Kenntnisse seyn, und wenn diese gleich weit geringer sind, als man es vermuthen sollte, so gewähren dennoch die Fähigkeiten dieser Bergbewohner und ihr ganzer durch das Klima bewirkter fester Sinn Hoffnung zum Bessern für die Zukunft.

Dies beweisen die Geschicklichkeiten und Kenntnisse, welche sie in derjenigen Wissenschaft schon jetzt darlegen, welche dem zusammenwohnenden Menschen seine daher nothwendig entspringenden Uebel mindert, in der Arzeneikunde.

Glücklich ist es, daß gerade ein Arzt, Dr. Saunders, uns aus eigener Erfahrung hierüber Aufschlüsse hat geben können.

Unter diesem glücklichen Himmelsstrich, sagt er, giebt es keine große Verschiedenheit von Krankheiten. Die Fieber entstehen hier nur

aus vorübergehenden Ursachen, und sind leicht zu heben. Die häufigsten Uebel rühren von Erkältung her, z. B. Husten, Schnupfen, Rheumatismen und Brustkrankheiten. Dagegen bedienen sich die Tibetaner mit gutem Erfolg unschädlicher, erwärmender Pflanzen, z. B. Coriander, Kümmel, Centaurien und des zuvorgedachten hiesigen Zimmts, oder vielmehr der Rinde von dessen gewürzhafter Wurzel.

Sie haben aber keine geringe Kenntniß von Arzneikräutern, denn der Raja Daeb beschenkte den englischen Arzt mit 70 verschiedenen Proben von Heilmitteln. Indeß wissen sie bei einigen dort seltnen Uebeln freilich fast keine Hülfe, z. B. bei den Leberkrankheiten, so wie bei der Wassersucht. Der Raja, ein eben so gescheidter, als wißbegieriger Mann, wollte durchaus eine Probe sehen von dem Abzapfen des Wassers, es gab aber damals keine Gelegenheit dazu. Dagegen versuchte er an sich selbst ein dort noch unbekanntes Heilmittel, die Ipecacuanha. Sein Leibarzt stand sich indeß hiebei sehr übel, denn da der Raja dies Probestück nicht allein wagen wollte, so mußte dieser zugleich den Versuch davon machen, und da die erste Gabe nicht sofort wirkte, wiederholte der Raja die Quantität und ward dadurch zu heftig erschüttert.

Auch hier ist, wie in China, die Befragung des Pulses das Hauptunterscheidungszeichen der Krankheit; sie wähnen dabei, daß es nicht sowohl auf die Schnelligkeit des Pulses, als auf dessen Schwingungen ankomme, und beim Aderlaß sehen sie besonders auf den Theil, an welchem er vorgenommen wird. So glauben sie die Schmerzen an den untern Gliedmaaßen am schnellesten durch einen Aderlaß am Knöchel zu heben. Mögen diese unrichtigen Ansichten von den Chinesen ihren Ursprung genommen haben — in den andern Kurarten übertreffen sie diese bei weitem.

So zeigt nichts deutlicher die Fortschritte der Tibetaner in der Heilkunde, als die Behandlung venerischer Uebel.

Das hier dagegen angewandte Präparat fand Saunders fast eben so zweckmäßig und wirksam, als irgend ein ihm bekanntes in Europa. Es bestand aus einem Gemisch von Alaun, Salpeter, Zinnober und Quecksilber. Dies in einem verlutirten Topfe einer hinreichenden Hitze ausgesetzt, beraubte das Quecksilber seiner metallischen Gestalt, und das nachmals daraus verfertigte Pulver in großen Pillen genommen, bringt den Speichelfluß eben so zweckmäßig hervor, als unsere besten Medicamente. Dabei empfehlen die hiesigen Aerzte, so wie wir frey-

ges Warmhalten, und geben kühlende Getränke von Salpeter. Wer sollte ein so chemisches Mercurialmittel in Tibet suchen? und scheint sich nicht hieraus zugleich zu ergeben, daß dieses traurigste Uebel in der alten Welt ein sehr hohes Alter rechnet? Auch bedienen sie sich dieses Pulvers zu äußern Umschlägen, bei solchen bösartigen Beulen und Geschwüren.

Hier ist man auch mit dem Schröpfen bekannt und benutzt es. Als Schröpfkopf dient dazu ein Horn; wo dieses gezogen hat, wird die Haut mit der Lanzette geritzt. Seitdem ein anderer englischer Arzt eine englische Lanzette vorzeigte, werden die hiesigen nach diesem Muster verfertigt.

Nur die Kinderblattern sind hier äußerst gefürchtet. Sie richten große Verwüstungen an, und man sieht, wie unter den rohen Nationen von Südamerika, den Kranken, als läge er an der Pest. Indeß hat sich Raja Daeb, da er den verstorbenen Lama nach China begleitete, dort mit seinem Gefolge einimpfen lassen: man darf daher hieraus für die Zukunft das beste erwarten.

So wie mehrere Gebirgsbewohner, laster auch auf den Tibetanern das klimatische Uebel, der Kropf. Dieser Drüsengeschwulst des Halses, hier Ba oder Reba genannt, ist auch hier nicht

nur häufig, sondern er wächst oft zu der Größe eines Menschenkopfs an, der tief herab hängt, und sodann, wie bei den Cretins, selbst die Geisteskräfte fast gänzlich vernichtet. Wenn gleich das Schnee- und Eiswasser sicher seine einzige Ursache nicht ist, so bewieß doch Forsters Erfahrung, daß es dabei keine unbedeutende Rolle spielt. Beinahe alle Matrosen, welche auf der Reise um die Welt, gegen den Südpol hin, geschmolzenes Eiswasser tranken, bekamen angeschwollene Drüsen; jedoch verging das Uebel in kurzem. Turner bezeugt, diese traurige Krankheit herrsche hier ebenfalls in Nipal und den angränzenden Gebirgsländern, aber auch bereits in den benachbarten niedern Gegenden. Daß sie den Menschen oftmals der Vernunft beraubt, ist nicht mehr unbegreiflich, da einer der größten Aerzte aller Jahrhunderte, Frank von Pavia, gezeigt hat, selbst der Knochenbau des Hinterhaupts und der Halswirbel sey dadurch verbildet. Ohnstreitig treffen hiebei mehrere von den Gebirgen, ihren Gewässern und übrigen Erzeugnissen abhängende Ursachen zusammen. Die Beobachtungskunst der folgenden Zeiten wird auch die Ursache dieses unglücklichen Phänomens der Natur abfragen.

Neben den so eben angegebenen ärztlichen Kenntnissen nehmen die Tibetaner indeß zugleich ihre Zuflucht zu übernatürlichen Mitteln.

Da sie sich nämlich von dem Einfluß der bösen Geister auf die Gesundheit des Menschen überzeugt halten, so suchen sie die, ihrer Meinung zufolge, daher entstandenen Krankheiten durch Beschwörungen zu heilen. So sandte der Raja von Butan dem Dr. Saunders, der vom Fieber befallen wurde, einen Priester in seine Wohnung, der bei gewissen Cerimonien über einem Feuerkessel viele Gebete hersagte, weil das Fieber einem mächtigen Geist, einem Dewta, zugeschrieben ward, der das Gebirge beherrscht, worüber die Engländer zu gehen gewagt hätten.

In den physikalischen, geographischen und astronomischen Wissenschaften sind sie freilich sehr zurück; dennoch zeigen sich hier Kenntnisse, die man schwerlich ihnen hätte zutrauen können.

Als der englische Gesandte dem Mundschenk des Lama, Supun Tschumbu, der den nächsten Rang nach dem (weltlichen) Regenten hat, mehrere Theile des Himmels durch ein grosses Spiegelteleskop genauer zeigte, fand er, daß diesem vornehmen Tibetaner weder die Trabanten des Jupiters, noch der Ring des Saturns unbekannt waren. Daneben behauptete er aber zugleich, jeder Planet werde von einer oder der andern Gottheit bewohnt, welche man in Tibet verehrte. In der Sonne selbst sey der Sitz des höchsten Gottes; dennoch laufe sie nebst allen

übrigen Planeten um den eingebildeten Berg Guneu.

Es war daher auch nicht zu verwundern, daß eben dieser Tibetaner die astronomischen Kenntnisse der Chinesen den unsrigen vorzog, obgleich man ihm bemerklich machte, die Missionaren würden besonders wegen der Berichtigung des chinesischen Kalenders besoldet.

Das Jahr ist hier, wie bei den meisten asiatischen Völkern, ein Mondenjahr; auch rechnen sie, wie in der westlichen Tartarei, nach einem Cyclus von 12 Jahren.

Ihre geographischen Kenntnisse von den benachbarten Ländern, ja, selbst die von ihrem eigenen Lande sind sehr beschränkt; von Assam, obgleich ihnen angränzend, kannten sie fast gar nichts, und hauptsächlich der Handel, also auch hier eine große Quelle der Kenntnisse, hatte sie mit Rußland, Bengalen und China bekannt gemacht. Aber es war sehr merkwürdig, daß Supun Tschumbu ausdrücklich behauptete, ihre Kenntnisse stammten mit einander von Benares, welches er deshalb für einen heiligen Ort ansah. Auch der Regent selbst unterhielt sich begierig von Gegenständen aus der Erdbeschreibung, Geschichte und Naturkunde, und so fanden sich hier bereits drei des Großen Tibets, welche in

Rücksicht der Vorliebe für Kenntnisse weit über die Chinesen hinausragten.

Der Raja von Batan behielt aber in dieser Rücksicht, so wie auch selbst in dem Umfange seiner Fähigkeiten, stets den Vorzug.

Er hatte einen großen Theil der Länder Tibets als Pilger besucht, und sich bei seinen vielartigen Talenten und seinem Eifer für Kenntnisse schätzbare Menschen- und Länderkunde erworben; er zeigte besonders Vorliebe für die Mechanik, Physik und Arzneikunde. Daher ließ er sich jedes Instrument, welches die Engländer bei sich führten, genau erklären; er konnte nicht aufhören, die erstaunlichen Wirkungen der Elektricität zu bewundern, und behielt die Elektrisirmaschine als ein sehr wichtiges Geschenk, nachdem er zuvor die Behandlung derselben selbst genau einstudirt hatte. Seine Unterhaltung mit den Engländern zweckte lediglich auf Befriedigung seiner, wie Turner sagt, unersättlichen Wißbegierde ab, sowohl in Rücksicht der Erd- und Länder- und Produktenkunde, als der Fortschritte Europens in seinen Lieblingswissenschaften.

Diese Neigung, nebst der dortigen sanften Religion und seine große Mäßigkeit hatten aus ihm einen gutgesinnten Regenten und liberaldenkenden Mann gegen die Ausländer gemacht.

Tibets Sprache gehört bis jetzt noch zu den weniger bekannten Sprachen der Asiaten, selbst, nachdem uns verschiedene Missionare Grammatiken davon geliefert haben, und nachdem wir das dickleibige Alphabetum Tibetanum des Missionars Georgi besitzen. Dieser Wust etymologischer Gelehrsamkeit enthält nur wenige Proben der Sprache, z. B. das Vaterunser, so wie einige andere geistliche Aufsätze, und der größte Theil ist der Religion Tibets mit steten sarkastischen Ausfällen gegen dieselbe gewidmet. Ein wichtigeres Werk über die dortige Sprache, sagt Georgi, sey ein Manuscript von 33000 Wörtern dieser Sprache, welches bei den Capucinern in Nekpal noch verborgen läge.

Nach dem, was uns durch Horatio della Penna, durch den gelehrten Bayer und durch Georgi bekannt worden ist, urtheilt Adelung, daß sie aus wenigen hundert einsilbigen und unbiegsamen Wurzellauten bestehet, wie die chinesische, doch, sie sey nicht so einfach, und dulde schon doppelte Consonanten im Anfange der Wörter, worunter mehrere sehr hart sind. Georgi sagt, diese Sprache habe 30 Mitlauter, man nenne sie Selze, nämlich erhellend, lichtbringend, indem sie sie als Strahlen der göttlichen Weisheit ansehen.

Die Tibetaner haben aber eine eigene heilige Sprache, in welcher ihre Religionsbücher geschrieben sind: ein Dialekt des indischen Sanscrits.

Man schreibt von der Linken zur Rechten und sehr schön. Da die Buchdruckereien nur Kopierte in Holz geschnittene Tafeln haben, also sehr mangelhaft sind, so giebt es eine erstaunliche Menge Schreiber, die einen eignen Stand ausmachen. Das Papier, von vielen Ellen der Bogen, nennt Georgi sehr fein: es mag daher wohl mehrere Sorten geben, da Turner es sehr dick nennt, dennoch schlage es wegen des starken Leimes nicht durch, und lasse sich auf beiden Seiten beschreiben. Man trägt den ganzen Apparat zum Schreiben (Georgi hat ihn abgebildet) Dintefaß, Feder von Bambusrohr und ihr Futteral am Gürtel herabhangend.

Die Einrichtung der Schulen ist, so wie ihr ganzes Studium, hauptsächlich auf die Religion berechnet. Denn obgleich auch, Georgi zufolge, in den Unterrichtsanstalten andere Wissenschaften gelehrt werden, so sieht man doch aus der Einrichtung des Staats überhaupt, daß man der übrigen weit weniger zu bedürfen glaubt.

Georgi, der in Dingen, welche die Religion, und alles dahin zweckende betreffen, genau ist, giebt 12 verschiedene große Reichsschulen oder Universitäten für Tibet an. Die angese-

Henfs hierunter ist die in Lupranga, einer Stadt in der Provinz U, worin der Sitz des Lama und die Hauptstadt Lassa befindlich sind.

Ertheilt hier der Lama die Doctorwürde in eigener Person, dann kostet sie dem Candidaten eine ungeheure Summe (ingentem aeri summam); die der übrigen Städte zu nennen, schiene wohl nur ermüdend, besonders, da noch keine Karte von Tibets Ländereintheilung nach Georgi vorhanden ist.

Merkwürdiger ist es, wenn dieser Missionar uns sagt, in den dortigen Schulen würde, ausser der Theologie, noch die Logik und andere Theile der Philosophie, ferner Astronomie und Medicin gelehrt; indeß ist diese Astronomie größtentheils Astrologie. Daß aber gleichfalls die Rechte hier vorgetragen werden, ergiebt sich daraus, weil dem zum Doctor gewählten Candidaten auch die äußern Zeichen der Rechtsgelehrten oder Gesetzkundigen, dort Rabgiamba genannt, ertheilt werden.

Diese Universitäten genössen eines so weit verbreiteten Rufs, daß sie von den Chinesen, den Cosaken, Calmükken, Bucharen, ja, von der Jugend fast aller Stämme der Tartarei, besucht würden.

Der akademische Cursus dauert 12 Jahr, und der Stufen oder Grade sind Neune. Es

werden auch häufig Disputationen in den Tempeln gehalten. Da aber die Theologie, und besonders die Cerimonien des Kultus, das wesentlichste dieser Studien ausmacht, so begreift man, wie hier sogar ein eigener Professor der Musik vorkommt, nämlich ein Mann, der die Hymnen und ihre Instrumentalbegleitung lehrt, welche in den Tempeln und in den Klöstern bei den Mittags- und Abendmahlzeiten und bei andern Gelegenheiten abgesungen werden.

Ueberdem giebt es in Tibet noch eigne Lehrstühle für die Zauberei. Diese Kunst ist aber mit der dortigen Religion zu innigst verbunden, als daß man hier nicht zuvor von jener eine kurze Darstellung erwarten sollte.

So werden wir jetzt zu der wichtigsten Angelegenheit dieses in mehrerer Rücksicht einzigen Landes geführt, zu der dort herrschenden Religion.

Sie ist aber in gedoppelter Hinsicht das Wichtigste. Einmal greift sie, wie jede Volksreligion, tief in das Thun und Lassen, in das Handeln der Nation und des Einzelnen ein, und sodann ist sie hier noch deshalb von größerer Bedeutung, als irgendwo, weil sie es eigentlich ist, welche die Regierung des ganzen Staats leitet; denn

hier, und nur hier allein in Asien, vereinigt sie alle weltliche Macht mit der geistlichen in ein und derselben Person. In so fern war sie nur allein mit dem römischen, jetzt so eben vernichteten Pabst der Catholiken zu vergleichen, da sich in diesem bekanntlich ebenfalls die weltliche Gewalt mit der geistlichen verbunden fand. Wir werden aber sogleich setzen, daß die Religion Tibets und Roms überdem noch sowohl in ihren Gebräuchen und Cerimonien, als selbst in mehreren ihrer Lehrsätze, sehr viel Aehnlichkeit hat. Sowohl in dieser verschiedenen Rücksicht muß man daher wenigstens eine Uebersicht der Hauptlehren und des Kultus von Tibets Religion erwarten, als auch deshalb, weil wir bei der Religion der Mongolen (der Kalmükken) diese Auseinandersetzung bis hieher aufgeschoben, und schon damals *) darauf verwiesen haben.

Sobald man darthun kann, daß die Religion der Lamen sich ursprünglich aus Indien herschreibt, daß die heiligen Bücher grossentheils selbst in der heiligen Sprache Indostans, in der Samskrita, geschrieben sind, so fallen mehrere wichtige Anschuldigungen gegen den Werth der Religion Tibets hinweg.

---

*) M. s. Taschenbuch der Reisen 8ter Jahrgang.

Es scheint nämlich bei dieser nichts so anstößig, als daß der Satz, welchen fast jedes selbst weit rohere Volk, ja, sogar mehrere der Fetischanbeter, bei ihrem Kultus zum Grunde legen, nämlich die Lehre von einem ewigen, allmächtigen, höchstweisen Urwesen, in der Religion der Lamen nicht vorhanden ist.

Diese Lehre ist aber unleugbar bei den Weisen Indiens die Grundlage der Religion. Denn vom Brama oder Brohma, dem ewigen Geist, dem Vater des Weltalls, geht alles andere aus, und die übrigen Gottheiten, Wistnou, Rama, Chiven und visle andere, sind nur untergeordnete Wesen. Allein diese Dogme von einem höchsten Schöpfer und Weltregierer wird in Indostan dennoch kaum dem gemeinen Haufen mitgetheilt. Dieses sinnliche Volk verlangt anschauliche Gottheiten, und wenn ihm die schöne, fruchtbare Idee einer Erhaltung und Erzeugung aller lebenden Geschöpfe wichtig werden sollte, so ließ ihm der schlaue Priester seine Fassungskraft, oder vielmehr seine durch das Klima selbst erzeugte Unbehaglichkeit zum Nachdenken, den Lingam anbeten und ihm opfern.

Bei jener erhabenen Grundlage des Kultus blieb mithin, selbst in Indien, die Vielgötterei und der Götzendienst das herrschende der Religion. Ja, es scheint nicht unwahrscheinlich,

daß die ersten nach Tibet aus Indien gewanderten Religionslehrer diesem roheren Volke, diesen Tartaren, jene Grundlehre gänzlich unbekannt ließen, und sofort mit materiellen dort faßlichern Begriffen anhoben, und hierauf den ganzen Kultus gründeten.

So scheint es begreiflich, wie bei der Verpflanzung von Indiens Kultus nach Tibet hier nun die Vielgötterei gar jene Lehre des wahren Gottes, welche dort nur den Priestern, den Braminen, zugänglich war, bei ihrer Wanderung aus ihrer Heimat verloren ging.

Bleibt nun auch das Hervorbringen der Materie durch die Allmacht der Religion von Tibet unbekannt, so ist dagegen der Zustand der bereits vorhandenen frühesten Masse des Ganzen beinahe völlig dem ähnlich, den uns die mosaische Schöpfungsgeschichte lehrt. Kaum war das Chaos vorhanden, (es ward, dem Lamaismus der Mongolen zufolge, von einem der Untergötter, welche selbst nicht von Ewigkeit vorhanden waren, hervorgerufen) so äußerte sich ein heftiger Wind, und die dadurch zusammengetriebenen Wolken schütteten eine ungeheure Wassermasse herab.

Wie ähnlich mit dem mosaischen Geiste Gottes, mit dem Winde, der auf dem Wasser schwebte? Hiedurch erzeugte sich das Weltmeer,

über welches nun abermals ein mächtiger Wind herrschte, und einen Schaum hervorbrachte, durch dessen Verdichtung sich die Erde bildete, und aus dem Schwereren ward ein goldener Boden des Meeres erzeugt. Durch das ferners Umwühlen dieses mächtigen Windes traten nun viele andere Materien hervor, woraus denn nicht nur die übrigen Erzeugnisse der Erde, sowohl unorganische, als organische, gebildet wurden, sondern selbst die niedrigen Gottheiten. Auf die Weise entstanden vier Theile der Welt, so wie auch Inseln im Meere, und endlich trieb dieser ungestüme Geist oder Wind den ungeheuern Berg, Righiel, auch Summaer genannt, zusammen, um welchen sich die Sonne nebst den Planeten selbst bewegt, wie dies bereits zuvor nach dem Geständniß des Supun Tschumbo angezeigt worden ist.

Die Sonne besteht aus einem leuchtenden Crystall von der Farbe der rothen Seeblume (Nymphæa); der Mond hingegen aus einem Crystall von wässeriger Natur, oder eigentlich aus Wasser von klarer, crystallinischer Natur. Jeder dieser Körper wird von einem Gotts oder Geiste bewohnt.

Unsere Erde ward zuerst von Geistern, die aus der obern Region herabstiegen, bevölkert. Unter ihnen entstanden, den Mongolen zufolge,

Zwistigkeiten. Sie stehen daher die obere Region; in welcher sie lange zuvor glücklich lebten. Die Tibetaner nennen sie, Georgi zufolge, Lahae, bei den Mongolen aber sind mehrere Klassen; sie heißen: Taengari oder Tingri, ferner Burchanen und endlich Ragini. Von erstern giebt es gute und böse; sie sind beiderlei Geschlechts, die Burchane hingegen nur männlichen, und die Ragini nur weiblichen Geschlechts. Ueberdies nehmen sie noch niedrigere böse Geister an, und nennen sie Schumnus oder Schumius.

Die Taengari wohnten anfangs auf dem grossen Gebirge Summaer. Als die Lahae ihre Sitze verließen, waren sie mit einem göttlichen Lichte umgeben, bedurften auch keiner Nahrung; sie waren sich selbst genug. Nachmals genossen sie aber irdische Früchte. Nun verloren sie ihren Glanz, ihre Körper wurden dunkel und sterblich. Die Mongolen bestimmen die Frucht, wodurch sie ihre Vollkommenheiten verloren; sie nennen sie Schimae.

Die Lahae lebten in ihrem ersten seligen Zustande bis kleine Frist von einer unzählbaren Anzahl von Padu. Ein Padu aber betrug nur 5 Dirillionen und 900,000 Neufillionen, eine Summe, bei welcher hinter der Zahl 59 noch 50 Nullen folgen. Durch jene Versündigungen

des zuckersüßen Schimäspeisens verloren sie, indem sie Menschen wurden, diese langdauernde Glückseligkeit.

Nun entstanden Perioden für das Leben der Menschen und überhaupt für die Erde selbst. In der zuerst darauf folgenden Epoque oder Periode lebten die Menschen nur 80000 Jahr, hatten aber eine Riesengröße und waren noch tugendhaft; in der zweiten dauerte ihr Daseyn nur noch 40000, und so nimmt die Lebensfrist und die Menschengestalt stets an Größe und Moralität ab. Nach dieser letzten Periode, in welcher Menschen und Thiere ihre kleinste Gestalt erreicht haben, z. B. die Pferde nur unsern Hasen an Größe gleich blieben, und die Menschen kaum noch eine Elle hoch sind, sich im fünften Jahre verheiratheten und im zehnten starben, hebt nach einer Sündfluth von Blut nun die allgemeine Erneuerungsperiode an. Man steigt an Lebensfrist, Seelen- und Körpergröße und Güte wieder auf ähnliche Weise in die Höhe, bis zu jenen 80000 Jahren. Und so wechseln diese Perioden unablässig ins Unendliche ab.

Ein ähnliches Umwandeln vom Bessern zum Schlechtern, und rückwärts, findet nun aber auch bei dem einzelnen Menschen statt. Hieraus entstand dann vielleicht die berühmte Lehre der Seelenwanderung.

Setzt man einmal jene Weltperioden voraus, so scheint mir die Seelenwanderung auf der Betrachtung der organischen Welt zu beruhen.

In dem Menschen sahe man das schönste und zugleich das vernünftigste, also das von der Natur am meisten begünstigte Geschöpf. Hiebey bemerkte man bald die mindere oder geringere Aehnlichkeit der Thiere mit dem edelsten derselben, mit dem Menschen. Gestand man diesem eine Seele zu, dann fand man eine Thierseele eben so möglich. Es schien daher für einen Menschen, der seine ihm zugestandenen Vortheile, seine Fähigkeiten misbrauchte, der sich selbst durch Unthaten erniedrigte, keine unschickliche Art, ihn durch Sühnung seiner Vergehen wieder emporzuheben, als wenn man seine Seele von einem Thierkörper bis zum andern wandeln und durch diese Erniedrigung bestrafen ließ, da er denn nachmals stufenweise zu den bessern, gescheidtern, dem Menschen näher stehenden hinaufrückte und so seine Büßung bestand.

Den Mongolen war, und wahrlich nicht ohne Grund, der Hund das erhabenste Thier; vereinigt es doch Talente mit höchster Treue. Diese Lamaisten nehmen daher an, daß des Menschen Geist, nachdem er zu seiner Reinigung oder Besserung durch mehrere andere Thierarten seine Büßung und seinen Umlauf gemacht hat, end-

lich den Hund belebe, um sodann wieder von neuem einen menschlichen Körper bewohnen zu dürfen, zuletzt aber durch eine große Reihe guter Werke zum Paradiese gelange. Diesen Sitz aller Glückseligkeit zieren sie mit silbernen Bäumen, goldenen und diamantenen Früchten, worin der Selige einer ewigen Ruhe und Heiterkeit genießt. Indeß ist auch diese paradiesische Glückseligkeit nicht von Ewigkeit. Sie dauert nur 36 Millionen Jahre; nachmals hebt jene Wanderung von neuem an.

Die Entstehung der Seelenwanderung erscheint auf die Weise nicht ganz unnatürlich, noch auch durchaus unvernünftig oder wenigstens ziemlich folgerecht. Indeß ward auch selbst diese Büßung und dieser Kreislauf nicht jedem Menschen zugestanden. Sie ist nur ein Vorrecht der nicht wirklich bösen, sondern nur der aus Schwäche fehlenden Menschen. Für den eigentlichen Böswicht giebt es eine Hölle und eine Vorhölle.

Georgi hat uns eine Abbildung des Schicksals (Fatum) gegeben. Eine gräßliche, teuflische Figur mit drei Augen, einem Kopfputz von Todtenköpfen, furchtbaren Hundszähnen, ungeheuern Ohren, mit großen Krallen an Fingern und Zehen, umfaßt den ganzen Kreislauf der Seelenwanderung, oder eigentlich der Schicksale der Menschen. Alles ist in einem großen Cirkel ein-

geschlossen. Der Sitz der Glückseligkeit ist zu oberst, unten die Hölle; darin dann auch ein Thatenwäger. Die Hölle besteht aus zwei Hauptabtheilungen; in der einen herrscht die Hitze, das Feuer; in der andern die schrecklichste Kälte. Jeder Böswicht findet hier eine eigene Art der Strafe. So werden z. B. die Menschenwürger und Tyrannen in ein kochendes Blutmeer bis zum Ersticken untergetaucht, jedesmal, wenn sie zu weit in die Höhe kommen, wieder hineingestürzt, jedoch ohne darin zu ersaufen, um ewig zu kochen.

Hier wohnt unstreitig auch Alexander der sogenannte Große; denn diesen Blutmenschen nennen die Indostaner Mhaah Dukkoytn' Kunrah, d. i. ein gewaltiger Räuber und Mörder.

Andere Böswichter leiden die Quaal des Tantalus; beim Schlucken schnürt sich ihnen die Kehle zusammmen. Die Religionsverächter werden in einem Urinmeere untergetaucht, Andern wird der Leib von glühenden Winden aufgeblähet, da wiederum Andern vor schrecklicher Kälte die Zähne unaufhörlich klappern.

Um diese schreckliche Qualen zu mildern, steigt indeß der Halbgott Xaca oder Fo zu Zeiten in die Hölle hinab.

Diese Qualen dauern viele Millionen Jahre; der oberste Höllengott heißt der Burchan Erlik-

Khân. Er sitzt oberwärts jenes Abwägers der menschlichen Thaten. Steht bei diesem die Zunge der Waage genau in die Mitte, dann spricht ein Büssender ein Wort zu Gunsten des zu Beurtheilenden, und so wird diesem Gnade ertheilt; er kann die Wanderungen oder Büssungen antreten.

Der so eben genannte Bata, oder Schaka, auch La genannt, der Fo der Chinesen, auch der Budda der Indier, der Gaudma der Birmanen, ist aber die Hauptperson des ganzen Lamaismus. Die Mongolen verehren ihn als den großen Burchan Dschigimuni.

Es ist merkwürdig, daß die Indier behaupten, dieser Halbgott sey von einer Jungfrau geboren; die Chinesen setzen das Jahr seiner Geburt etwa 1000 (1027) vor Christo in Caschmire.

Er soll gleich bei seinem Eintritt in die Welt sieben Schritt gethan haben, und dabei gesagt: „Weder im Himmel, noch auf der Erde ist jemand außer mir, den man anbeten darf." Er sey zwar im siebenzehnten Jahre verheirathet worden, habe auch einen Sohn gezeugt, allein nachmals sich in die Einsamkeit zurückgezogen, und nachdem er hier 10 Jahr in steten Nachdenken zugebracht, sey er in einen Gott verwandelt und zur Welt zurückgekehrt, um seine Grundsätze zu lehren.

In ihm glaubt der Kaiser Ming-Ti den Weisen, oder eigentlich den einzigen Heiligen aus Westen zu finden, von dem Confucius geredet habe, deshalb dann auch dieser chinesische Kaiser Abgesandte ausschickte, um ihn aufzufinden, welche das Bildniß des Fo und dessen Götzendienst in China eingeführt hätten, denn der Weise selbst war vor längst nicht mehr.

Xaca oder Fo habe über seine Lehre, deren zuvor gedacht ist, mit Wunderwerken bestätigt, und sey zuletzt in das Reich der Götter versetzt. Den Mongolen zufolge ist er öfters auf der Erde wieder erschienen, um die Menschen zu lehren und zu bekehren. Seine Lehrsätze finden sich in verschiedenen Werken von mehreren Bänden. Er wird sitzend vorgestellt mit untergeschlagenen Beinen, bis zum Gürtel entblößt.

Merkwürdig ist es, daß man in der Religion von Tibet, so wie in der von Indien, eine Dreieinigkeit vorfindet; Bruma oder Brama, Chiven und Wistnou. Diese wird auf Coromandel Trimurti genannt und angebetet. Ist nun, wie Sonnerat behauptet, Wistnou eins mit dem Fo oder Xaca, dann war auch er in dieser Dreieinigkeit begriffen.

Ueberhaupt ist in der Religion Tibets eine auffallende Aehnlichkeit mit den Lehren des Chri-

heidthums, und in dem Kultus selbst ganz vorzüglich mit dem Catholicismus.

Diese Aehnlichkeit leitet man einmal vom Manes, dem Stifter der Manichäischen Sekte (von 240 bis 277 nach Chr.) her, dessen sonderbares Gemisch von Zoroasters und Christus Religion durch seine Schüler in dem Orient verbreitet war; und ferner von den Nestorianern, die da im 8ten Jahrhunderte an der Ostseite des Caspischen Meeres lehrten und bekehrten, und ihre Lehre hiedurch selbst nach Indien verbreiteten.

Hiedurch wird die den catholischen Missionaren so ärgerliche Aehnlichkeit zwischen Lamaismus und Chatolicismus, besonders in Rücksicht des Kultus, ziemlich begreiflich.

Grueber, und lange nach diesem Horaz della Penna, welcher von 1732 an 17 Jahr sich dort als Missionar aufhielt, klagen auf das bitterste über diese traurige Aehnlichkeit; ersterer behauptet sogar, sie sey ein Blendwerk des Teufels, um der wahren Lehre, der christlichen, Abbruch zu thun.

Diese Missionarén bezeugen dann, der Lamaismus lehre nicht nur die Dreieinigkeit, ein Paradies und die Hölle, nebst dem Fegefeuer, sondern die Lamen hielten das Abendmahl mit Brod und Wein, gäben die letzte Oelung, sege-

neten die Verehlichten ein, hielten Fürbitte und gäben Allmosen für die Todten. Man fände ferner bei ihnen das Weihwasser, Kreutze und Rosenkränze, Mönche und Nonnen in vielen Klöstern, welche sich strenger Busse und Fasten unterziehen, in äußerster Andacht leben und Missionaren ausschicken; sie hätten Bischöfe und Erzbischöfe (Lamas und Groß-Lamas) und geringere Geistliche (Gylongs) nach mehreren Abstufungen, und wenn man das Anbeten der Bilder in Tibet nun mit dem Anbeten der Heiligen vergleichen wollte, so würde diese den Missionaren so verhaßte Aehnlichkeit noch auffallender werden, vorzüglich, wenn man die Regierung des Ober-Lama mit der päbstlichen zusammenstellte; denn hier ist ja, wie bis jetzt in dem catholischen Europa, ein unfehlbares, göttlich verehrtes Oberhaupt der Kirche, der Groß-Lama, wie in Rom der Pabst. Auch darf man kaum dagegen einwerfen, daß in Tibet zwei Groß-Lamas vorhanden seyen, da es doch auch in der römischen Kirche Zeiten gab, wo zwei Päbste zu gleicher Zeit herrschten.

Und diese asiatischen Päbste beherrschen denn wahrlich eine noch weit größere Anzahl Menschen, als der vormalige Pabst von Rom.

Mag auch die Volkszahl von Tibet, die Georgi zu 33 Millionen angiebt, bei weitem

übertrieben seyn, so ist dennoch der Umfang derjenigen Länder und die Größe der darin lebenden Völker kaum aufzuzählen. Die Religion Tibets, oder der Lamaismus, verbreitet sich nämlich, außer durch Tibet, noch über Siam, Pegu und das ganze Reich der Birmanen *), Tunkin und Cochinchina; einen sehr großen, ja, den volkreichsten Theil von China selbst, so wie auch über Japan; ferner über die meisten Stämme der Mongolen, besonders über die ganze Kalmuckei, und endlich wird der Lehre des Budro in einem großen Theil Indiens und Zeilans gefolgt

Wer vermögte hienach, die Volksmassen, welche zu diesem Glauben gehören, einmal aufzurechnen? Sicher hält sie über 100 Millionen Menschen.

Die Natur dieser Lamen und ihr religiöses Wirken ist aber so innigst mit ihrem politischen Ansehn und ihrer Macht verbunden, daß wir hier beides neben einander aufstellen dürfen und auf die Weise zugleich die Regierung Tibets selbst dabei anzeigen.

Sind wir gleich mit der ältesten Geschichte dieses päbstlichen Reichs nicht genau bekannt, so weiß man dennoch mit Bestimmtheit, daß es

*) M. s. weiter unten das Reich der Birmanen.

seit vielen Jahrhunderten mehrere Lamas zu gleicher Zeit gehabt hat, die neben einander über beträchtliche Theile dieses großen Landes anfänglich nur die geistliche Oberherrschaft führten, nachmals sich aber auch die weltliche Herrschaft zu eigen machten. Noch zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erhob der chinesische Kaiser acht verschiedene Lamen zu Königen.

Mehrere nannten sich schon damals große Lamas, allein Desguignes behauptet, der Titel eines obersten Lama, Dalai Lama, in Tibet Lama Erembutscher genannt, sey nur erst im Jahre 1426 dem Lama, der in Lassa herrscht, beigelegt worden.

Indeß fand sich dennoch im südlichen Tibet ebenfalls ein Groß-Lama (Bogdo-Lama), eben der, dessen Nachkomme jetzt durch den englischen Gesandten uns bekannter geworden ist, und der in Tishi Lumbo seinen Sitz hat.

Bogdo Lama wird für älter ausgegeben, und Tibet ist wegen dieser beiden Lamas getheilt gewesen; beide machten sich die Ehre streitig, die Oberhäupter der Religion des Xaca zu seyn.

Bogdo Lama ward von den Fürsten der Songarischen Tartarn unterstützt, während daß der Kaiser von China die Parthei des Lama von Lassa, oder des Dalai Lama, nahm.

Die Unruhen gegen den ältern Bogdo Lama sollen daher entstanden seyn, daß dieser gleichfalls das weibliche Geschlecht in den geistlichen Stand aufnehmen wollte.

Wie dieser Zwiespalt in einen Krieg zwischen den Songaren und China verflochten ward, wie hieraus selbst eine Bemächtigung der weltlichen Macht des Lama durch den Tartarkönig erwuchs, so daß dem Lama nur die kirchliche Macht übrig blieb, wie zuletzt der Kaiser von China zur Verhütung aller innern Unruhen in Tibet in dem Lama von neuem beide Gewalten mit einander vereinigte, wodurch er anjetzt unter Aufsicht von China sowohl als König, und als Hoher-Priester regiert — dies umständlicher durchzugehen, führte zu weit von unserm Vorhaben; hier nur das Resultat, daß der Dalai Lama, vom Kaiser Canghi unterstützt, die Oberhand behielt, und als Oberlama anerkannt ward. Daher dieser und seine Anhänger denn auch die Farbe des chinesischen Hofes annahmen, und daher die Gelbmützen (Scharra Malachai), dahingegen die Parthei des Bogdo Lama die rothe Farbe trägt, und deshalb Rothmützen oder vielmehr Rothquäste (Ulan Sallatä) genannt werden.

Jetzt leben indeß diese beiden großen Lamas sehr friedlich neben einander, herrschen jeder über ihre großen Länder, und viele tausend

Geistliche in vollkommener Achtung wallfahrten zuweilen zu einander, und ertheilen sich auch einer dem andern den Segen

Es ist dies freilich um desto sonderbarer, da eigentlich der Großlama der eingefleischte Gott Xaca oder Fo seyn soll, der jedesmal beim Absterben des Lamas einen jungen Menschenkörper wieder belebt, und auf die Art unsterblich fortregiert. Die Mongolen scheinen dieser Inconsequenz dadurch ausweichen zu können, daß sie den Dalai Lama als den irdischen Repräsentanten des Gottes oder Burchans Xaca, den zweiten Großlama hingegen als den Repräsentanten eines andern mächtigen Geistes oder Burchans ansehen.

Auch muß hierin diesen Glaubensverwandten gar kein Widerspruch zu liegen scheinen, denn es genügt ihnen nicht an zwei Großlamen. Einige rechnen sechs eingefleischte Götter, unter welchen freilich die beiden hier genannten nebst dem Raja Daeb, als der dritte Großlama, die ersten Rollen spielen.

Ja, es ist der lamaitischen Lehre selbst nicht zuwider, einen weiblichen Lama anzubeten. Diese Lamanin beherrscht die zuvor angeführte große Insel Pakte, oder Schandro, drei Tagereisen von der Stadt Lassa, in deren Mitte sich eine Reihe von kleinern Gebirgen und Inseln befin-

bet. Auf ihrer östlichen Seite erhebt sich ein Kloster; dies ist, sagt Georgi, der Sitz der Großlamanin, Turcepamo. Sie wird von den Nepallern wie ein Gott verehrt, und auch die Tibetaner halten sich überzeugt, daß in ihr eben ein so göttlicher Geist wohne, als in ihrem Dalai Lama. Kommt sie nach Lassa, so empfängt man sie dort mit dem größten Pomp; überall bringt man ihr das kostbarste Rauchwerk entgegen. Sie wird auf einem Thron unter einem Sonnenschirm herbeigeführt, ein Oberpriester geht ihr zur Seite, und dreißig Mönche folgen. Alles wirft sich vor ihr dreimal zur Erde nieder, und überhäuft sie mit Geschenken. Dagegen läßt sie das Volk ein besonderes Siegel küssen, und hiedurch an ihrer Heiligkeit Theil nehmen. Alle Mönchs- und Nonnenklöster der Insel Polte stehen unter ihrer Hoheit.

Die Großlamen oder Tibetanischen Päbste (geistliche und weltliche Oberherrn) haben nun wiederum viele geistliche Regenten unter sich, welche, wenn sie gleich nicht die weltliche Regirung führen, dennoch von höchstem Einfluß auf die Regirung selbst sind. Sie sind bei den Mongolen, besonders bei den Kalmücken unter dem Namen der Kutuchten bekannt; man soll deren vorzüglich sieben zählen. Auch in ihnen wohnt ein göttlicher Geist, allein nach dem

Absterben soll dieser sich nicht aus eigener Kraft in einem andern Körper offenbaren, sondern der Großlama soll, vermittelst seiner Allwissenheit, nur im Stande seyn, ihn wieder zu entdecken, um ihn zu bestätigen.

Von diesen Kutuchten hat sich einer indessi gänzlich von dem Dalai Lama unabhängig gemacht. Auch bei den Kutuchten giebt es eine Rangordnung.

Auf diese folgen sodann die geringern Geistlichen, Gylonge oder Gellonge und Mönche mehrerer Art, und da sie so zahlreich sind, so haben sie sehr beträchtliche Seminarien zur Anziehung vieler tausend Geistlichen.

Eine Sekte dieser Geistlichen hält es erlaubt, zu heirathen; die andere dagegen, und dies ist bei weitem die zahlreichste, sieht es durchaus als verboten an, ja, sie erlaubt nicht einmal die Annährung irgend eines Frauenzimmers zu den Klöstern und Tempeln.

Daß aber die Religion Tibets noch mit dem Schamanismus, den wir besonders im nördlichsten Asien kennen lernten, verwandt sey, davon zeigen sich die deutlichsten Beweise in den tibetanischen Zauberern, Tschiokiongen, welche wegen ihrer Art zu zaubern, wegen ihrer dabei gewöhnlichen Feierkleider, ihrer Orakel und ihrer Arzneikunde fast gänzlich mit den Zauberern oder

Schamanen der Kamtschadalen, Tungusen und anderer dortigen Sibirier übereinkommen.

Georgi's Abbildung und Beschreibung eines solchen tibetanischen Zauberers oder Tschlokiongen zeigt, wie er selbst sagt, einen in einem langen Talar gekleideten, beflügelten Dämon. Seine ganze Kleidung umschließt ein weites, langes, ledernes Gewand, grün oder blau gefärbt und vergoldet. Von den Schultern gehen sowohl nach oben, als nach unten hin Flügel, und um das Gesicht Federn aus der Brust eines Adlers. Den Kopf ziert ein Aufsatz von 5 Todtenköpfen, auf dem obersten ein Stück Bärenfell, woran mit goldenen Schnüren zu oberst eine große Hahnenfeder hervorragt, an den Seiten aber kleine Fähnchen mit Adlerfedern.

In der Rechten hält er das Zauberinstrument, eine Art Dolch oder kurzes Schwerdt, Torcey genannt, in der Linken aber einen Schild. Vom Halse herab hängt ein goldener oder vergoldeter Spiegel mit magischen Charaktern, und darunter und daneben viele rothe, grüne und blaue Rienen; endlich geht eine Art weißer Schleier bis zu den Knien hinab. Das Ganze ist mit vielen Schnüren von allen Farben miteinander verbunden.

Dieser dem sibirischen Schamanen dem Anzuge nach so ähnliche Zauberer kommt ebenfalls

in seinem Betragen jenem nahe. Erhoben auf die Zehen, als wolle er in die Höhe fliegen, tanzt er, drehet sich nach allen Seiten, schreiet, brüllt, heult, wüthet und zieht die fürchterlichsten Gesichter. Oftmals schmeißt er aus zwei Kistchen, welche seine Gehülfen tragen, Messer und kleine Dolche unter die Umstehenden, da dann der Verwundete sich ihm demüthig zu Füssen wirft, und sich von ihm auf den Kopf treten läßt. Endlich beschwört und befragt er durch eigene Formeln die Geister, und hierauf ertheilt er seine Orakelsprüche. Hienach begreift man, warum in den Schulen eigene Lehrstellen der Zauberei vorkommen, vorzüglich, da diese Geistliche nicht nur den Wahrsager, sondern auch den Arzt spielen.

Die Geistlichen oder Gylonge, wie auch die Mönche und Nonnen, kleiden sich übrigens anständig. Sie tragen ein langes wollenes Gewand, auch einen Gürtel um die Mitte des Leibes. Bei der Parthei der Chinesen, bei weitem jetzt die stärkste, ist die Farbe gelb, und so ebenfalls der flache Hut. Der ohnehin dünne Bart ist geschoren, wie auch der Kopf. Dabei hängt ihnen ein Rosenkranz vom Gürtel herab.

Die Anzahl der Geistlichen muß unglaublich groß seyn. Georgi behauptet, es fänden sich in und um der Hauptstadt Lassa auf 30000

Klöster! In dem einzigen Kloster zu Tishi-Lumbo waren 3700 Gylonge zur Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes. Hierüber hatten 4 Lamas die Aufsicht. Einem davon liegt es ob, auf Ordnung und Zucht, wie auch auf gehörige Vertheilung der Lebensmittel, zu sehen. Er bestraft mit einer Ruthe, oder auch mit leichtem Brennen vermittelst einer Kohlenpfanne, welche an seinem Gürtel hängt.

Wie viel Legionen Menschen sollte man nun nach dieser Angabe für die gesammte Priesterschaft rechnen, wenn man auf jenen zuvor erwähnten ungeheuern Länderraum Rücksicht nimmt, über welchen sich diese Religion verbreitet findet? Auch ist kein Haus, oder wenigstens keine Familie, welche nicht ihren eigenen Geistlichen als Beichtvater ernährt. Denn auch darin kommt diese Religion mit dem christlichen Kultus überein, daß hier wirkliche Beichte und Vergebung der Sünden herrscht.

Die Gelübde der Geistlichen, wenigstens von der Parthei des Dalai Lama, bestehen hauptsächlich in folgendem. Sie dürfen kein Thier tödten, müssen sich alles Umgangs mit dem andern Geschlechte enthalten; jede Art berauschender Getränke ist ihnen verboten; und endlich müssen sie sich vor Bemächtigung fremden Eigenthums, so wie vor Lügen, aufs genaueste hüten.

Die Einkünfte erhalten die Mönche fast gänzlich durch Allmosen.

Ihr ganzes Daseyn ist ein thatenloses, unwirksames Leben, das gänzlich in Beten, Fasten, Singen, Processionen und stillen Betrachtungen über die Geheimnisse ihrer Religion besteht. Ausser dem Beten und Singen in den Tempeln zeigen sie sich am auffallendsten bei den feierlichen Umgängen, beim Gottesdienst, bei den Processionen an ihren Festen; hiebei wich ihr Anzug ebenfalls von dem gewöhnlichen in etwas ab. In langen, gelben Tuchröcken gekleidet, trugen sie eine ebenfalls gelbe, kegelförmige Mütze mit Ohrlappen. Paarweise gingen sie, von einem Lama geführt, und jeder hielt in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das von schönem Räuchwerk dampfte. Hierauf folgte eine beträchtliche Anzahl Musiker mit den lärmendsten Instrumenten. Zehn mit großen, bis an den Boden reichenden Trompeten, zwanzig mit Doppelpauken, zwei mit großen Seemuscheln, Tschhungs genannt (wahrscheinlich große, starktönende Kinkhörner). Vor den Musikern trat ein Lama her, und schlug den Takt. (Turner.)

Uebrigens sind die hier angeführten Instrumente nicht ihre einzigen. Sie haben Gongs, Flöten, Guitarren und ähnliche Saiteninstrumente. Merkwürdig fand es Turner bei ei-

ner andern Gelegenheit, daß sie ihre Musik schriftlich verzeichnen, wirkliche Notenbücher haben, nach welchen ihre Instrumental- und Vokalmusik aufgeführt wird.

Die Verehrung dieser nichtsthuenden Geistlichen ist sehr groß. Schon die der Lamen der zweiten Klasse ist außerordentlich. Begegnet ein Laye einem Lamen, so fällt er dreimal zur Erde nieder, hält während dieser Anbetung Nase und Mund zu, damit sein unheiliger Odem den Halbgott nicht verunreinige. Wie weit übertrieben muß jetzt nicht die Anbetung des Großlamen seyn. Dieser Wahnsinn gründet sich hauptsächlich auf die Idee, daß der Xaca, oder ein anderer eben so wichtiger Burchane, den Großlama selbst beseelt; daß dieser daher ein wirklich überirdisches, unsterbliches Wesen sey. Zwar weiß der Tibetaner, daß der Großlama stirbt, allein er hält sich überzeugt, daß dieses Sterben nur ein Wandern des Gottes, der den ältern Körper beseelte, in einen jüngern ist.

Dieser junge Hoheprieſter oder Gottmensch, wird nach seinem Absterben, oder seiner Wanderung, entweder durch Zufall von den übrigen Lamen in einem jungen Körper entdeckt, oder der sterbende Hoheprieſter bezeichnet den Körper, in welchem er sich der Welt von neuem zeigen werde, bereits bei seinem Hinscheiden.

Von diesem fortdauernden Leben oder Wiederaufleben halten sie sich, ihrer eigenen Sage nach, so bestimmt überzeugt, daß der Dalai Lama in dem Schreiben an den General-Gouverneur Hastings behauptete, er habe vor mehreren Jahrhunderten oftmals in verschiedenen Städten Hindostans gelebt, wünsche daher nun wiederum dort seinen Sitz aufschlagen zu können, einen Tempel für ihn und seine Religion unweit des Wassers (wahrscheinlich des Ganges) errichtet zu sehen, und sende deshalb zur Bestreitung der Baukosten hundert Goldstücke.

Die Verehrung und die Heiligkeit, welche sie sich anmaaßen, geht aber weit über die eines (vormaligen) römischen Pabstes.

Die unzähligen Pilgrimme, welche von allen zuvor angeführten Nationen, die sich zum Lamaismus bekennen, zu diesen irdischen Gottheiten hinströmen und ihm Opfer darbringen, genießen, sind sie nicht anders Fürsten, nie des Glücks, daß er ihnen den Segen mit seiner heiligen Hand ertheilt. Zur Erde niedergeworfen und mit gänzlich verstopftem Munde und Nase berührt der Großlama nur den Scheitel des Anbetenden vermittelst einer Ruthe, die sich mit einem Quast endigt. Regierende Herren fallen ebenfalls ihm zu Füßen, haben aber doch das Vorrecht des wirklichen Händeauflegens.

Der Großlama sitzt hiebei auf mehrere Kissen mit untergeschlagenen Beinen.

Die Heiligkeit dieses Halbgottes erstreckt sich aber nicht blos auf seine Person. Alles, was die Natur bei ihm aussondert, ist heilig, und dient auf verschiedene Weise zur Anbetung.

Kleine Tücher mit magischen Zeichen und dem Speichel des Halbgottes benetzt werden als Amulette getragen. Man bot sie hiezu sogar dem chinesischen Kaiser an; er verweigerte aber ihre Annahme unter verschiedenem Vorwande. Der Harn wird als eine sehr wirksame Arznei gegen viele Krankheiten aufbewahrt. Ja, was noch ungleich widriger ist, aus dem Abgang des Dalai Lama werden, mit Moschus vermischt, vergoldete Pillen denen Gläubigen verhandelt, welche man als Amulette am Halse trägt, und nach den Berichten Anderer sogar als heilige Würze zerrieben über die Speisen streuet.

Ists möglich, daß Aberglauben die Vernunft so dick verschleiern konnte, ein sichtlich in Allem den übrigen Menschen gleiches Geschöpf förmlich anzubeten, und gar auf eine so empörende Art!

Traurig genug dieses öffentliche Hohnsprechen des gemeinen Menschenverstandes; nur sollte der aufgeklärte Europäer über den rohesten Tartar nicht so sehr spotten, und ihn deshalb so tief un-

der sich herabsetzen. Dieser betet doch nur ein durch seine Religion selbst gutartiges Wesen an, das wenigstens weder das Blut seiner ihm anvertrauten Mitmenschen seiner Ehrsucht aufopfern, noch sie ihres Eigenthums berauben darf? Dagegen erhoben ja vormals die hochkultivirten Griechen jenen grossen Landräuber und Verheerer, Alexander von Macedonien, zu einem wirklichen Gotte. Daß aber auch in neueren Zeiten selbst Kinder wie Götter wenigstens angeredet und verehrt wurden, davon gewährte uns Frankreich ein sonderbares Beispiel. Der Parlements-Präsident von Toulouse, Grammont, sagt von den Franzosen, sie hätten in Ludwig XIV., einem Kinde von fünf Jahren, den Gott erkannt, weil er von Gott gegeben sey (agnovere omnes in puero Regem, in Rege Deum, namque a Deo datus est), und so fährt er fort in der Zueignungsschrift an das königl. göttliche Kind: Siehe, ich wälze mich zu deinem Altar hin (advolvor altari tuo)!! *) Wer erscheint sonach niedriger, der hochkultivirte Präsident, oder der unwissende Tibetaner?

*) Grammont Historia Galliae ab excessu Henrici IV. etc. Francof. 1674. In der Dedication.

Kann es uns nach diesen hier beigebrachten Thatsachen noch unerklärbar dünken, wie selbst ein Kind, das für den Groß-Lama anerkannt ist, ebenfalls göttlich verehrt werden müsse; denn in ihm erkennt man ja die wirkliche Gottheit. Als der englische Gesandte bei dem jungen Groß-Lama von Tischilumbo Audienz erhielt, warfen sich alle Personen, die Engländer ausgenommen, vor diesem Kinde von 18 Monaten nieder, und zu dieser Anbetung zu gelangen, bedurfte es dennoch noch einer besondern Erlaubniß. Das Gotteskind saß hiebei sehr ruhig auf einer Erhöhung von mehreren Polstern, und wandte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Engländer, auf die es, so gab der Vater des Kindes, welcher nebst der Mutter hinter demselben stand, es vor, selbst bereits durch sein früheres Erwachen und Unruhigwerden an dem Tage der Audienz, sich, als für diese Feierlichkeit, begierig gezeigt habe. Und da der Gesandte sich genöthigt sahe, das Kind anzureden, nickte es mit vielem Anscheine großer Aufmerksamkeit seiner Rede mehrmal Beifall zu. Nie sah' es zu seinen Eltern hin, welche ihm zur Seite standen, und bezeigte sich unruhig, wenn die Theetassen der Engländer nicht sofort wieder gefüllt waren. Dieser junge Tisbu Lama war ein sehr schönes Kind von guten Gesichtszügen, zwar von dunkler Farbe, jedoch nicht ohne Rö-

rhe. Er hatte viel Ausdruck in der Miene und betrug sich für sein Alter mit großem Anstande.

Die hohe Verehrung, genauer gesagt, die Anbetung der Groß-Lamen zeigte sich aber vorzüglich bei der Einweihung oder Anerkennung dieses Kindes als wirklichen Groß-Lama oder eingefleischten Gottes, durch den Dalai-Lama.

Seltsamer kann sich wohl übrigens der Wahnsinn des Aberglaubens schwerlich an den Tag legen, als wenn ein sonst vernünftiger Mann sich selbst für den eingefleischten Gott Fo-o ausgiebt, und zugleich einem Kinde eine ähnliche göttliche Einverleibung dieses Gottes in Gegenwart vieler tausend Menschen zuerkennt! Indeß muß man hiebei wissen, daß der Kaiser von China zugleich hiedurch, vermittelst eines eigenen Gesandten, den jungen Lama öffentlich als regierenden Lama anerkannte, er wollte bei dieser Gelegenheit seine große Ehrfurcht für diese Religion beweisen, und wahrscheinlich daneben auch hier in politischer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß behalten.

Die Ceremonien dieses größten Festes verdienen wenigstens kürzlich angezeigt zu werden.

Der Dalai Lama hatte sich zu dem Ende von seinem Sitze, der Hauptstadt Lassa erhoben, um sich gleichfalls nach Tishi Lumbo zu begeben. Der junge Groß-Lama von Tishi Lumbo war aber

selbst in seiner ersten Kindheit bisher in dem Klo-
ster Terpaling, unweit Lassa, erzogen; und jetzt
sollte er feierlich in sein eigenes Reich, als welt-
licher und geistlicher Oberherr, eingesetzt und an-
erkannt werden.

Die Astrologen hatten zu dieser großen Feier
den 28sten des 7ten Monats des Jahrs 1784
(die Mitte Octobers) bestimmt. Terpaling ist
nur 10 englische, also kaum 5 deutsche Meilen
von Tiehi Lumbo gelegen; allein das Zuströmen
und Drängen des Volks war so außerordentlich,
daß der Zug des jungen Lama diesen kurzen Weg
nicht vermogte vor drei Tagen zu beendigen.
Längst des Weges fanden sich, wie dies beim
Zuge großer Herren dieser Länder stets der Fall
ist, ansehnliche Haufen von Steinen aufgethürmt,
gegen Tiehi Lumbo hin war aber der ganze Weg
mit einer eigenen weißen Farbe geweißet.

Zwei Reihen Priester bildeten eine Straße,
zwischen welcher der Zug durchging. Einige tru-
gen in Stangen geformte, sehr wohlriechende
Räucherkerzen; die übrigen sangen und begleite-
ten den Gesang mit einer starktönenden Musik
der zuvor beschriebenen Instrumente.

Der Zug selbst war folgendermaßen geordnet.
Drei Gouverneure, jeder von 6 bis 7000 Mann
mit Bogen und Pfeil bewafnete Reuter, eröfne-
ten das Ganze. Hierauf folgte der Gesandte von

Chine mit seinem Gefolge, sein Diplom trug er, nach dortiger Sitte, auf dem Rücken in einer zobenen Kapsel, hinter ihm der chinesische General und die unter seinem Commando stehenden Truppen. Sodann kamen die Staatsinsignien und Standarten von Tishi Lumbo, von einer großen Anzahl getragen und von einem vollständigen Chor Musiker begleitet. Hinter ihnen wurden zwei prächtig angeschirrte Pferde geführt; sie trugen quer über den Rücken zwei runde Wannen mit brennendem, wohlriechendem Holze.

Nun folgte ein Lama oder Oberpriester. Er trug einen Kasten voll Gebethücher und Bilder der beliebtesten Götter. Neun prächtige Pferde trugen sodann die Kleider des jungen Groß-Lama, und diesen folgten diejenigen Priester, welche den täglichen Gottesdienst um ihn verrichten, ihrer waren nicht weniger als 700. Zwei Männer brachten hierauf, jeder auf der Schulter, ein großes goldnes cylindrisches Gefäß mit hieroglyphischen erhaben gearbeiteten Figuren; dies waren Geschenke des chinesischen Kaisers.

Unmittelbar vor dem Gestel, auf welchem sich der junge Lama selbst befand, gingen die Duhunniers und Supuhns, oder Männer, welche Bittschriften annehmen und Almosen austheilen müssen.

Der Sessel war mit einem prächtigen Thronhimmel bedeckt, welchen von den 16 hiezu bestimmten Chinesen jedesmal 8 trugen. Zur Seite ward der Lama von dem Regenten und von seinem Vater begleitet.

Ihnen folgten die Häupter der Klöster, und so wie die Procession weiter fortzog, schlossen sich stets auf beiden Seiten eine größere Menge Geistliche an, so daß der nunmehr ungeheuer angewachsene Zug, unter dem dauernden Getöse der Musik und des Gesangs und Aufsteckung einer erstaunlichen Menge von Fahnen nur erst am Morgen um 9 Uhr des dritten Tages in die Mauer des Klosters von Tishi Lumbo konnte aufgenommen werden.

Tages darauf ward nun das Kind von kaum drei Jahren gegen Mittag in dem Tempel auf den Thron seiner Vorfahren gesetzt, und der chinesische Gesandte überreichte jezt seine Vollmacht und die Geschenke zu den Füßen dieses Lama.

Die drei folgenden Tage brachte der Dalai Lama und der junge Tishi Lama in dem Tempel unter dem Beistande aller Geistlichen mit Gebeten und öffentlichen Gottesdiensten hin. Hierdurch ward die Anerkennung und Einweihung vollendet.

Das ganze Land war unterdessen in der fröhlichsten Bewegung. Ueberall wehenten Fahnen

aus den Fenstern, das Volk bezeugte seine Freude durch nächtliche Erleuchtungen, und der Regent ließ die Hauptstadt mit Lustbarkeiten aller Art unterhalten, und Almosen auf das reichlichste austheilen.

Dies wäre wohl mehr als hinreichend von der Religion Tibets und von dessen Halbgott, dem Lama, als geistlichen Regenten; wir können jetzt zu dessen weltlicher Regierung, zu der bürgerlichen Verfassung Tibets hinübergehen, nur sey's erlaubt noch folgende Bemerkung über die unzählbare Summe der dortigen Geistlichen überhaupt beizubringen: sie steht im engsten Verhältniß mit der Einrichtung der Landesverfassung.

Es ist nicht einmal genug, daß die Anzahl der Geistlichen in Tibet fast alle Angaben übersteigt, die Lehren dieser Religion würdigen sogar alles herab, was nicht zu dem geistlichen Stande gehört. Während daß sie selbst weder den Acker bauen, noch Häuser errichten, weder kochen, noch backen, ja überhaupt kein bürgerliches, die Societät erhaltendes Gewerb treiben, verkündigen sie daneben sogar jeder Klasse der nützlichen Gewerbsmänner die Höllenstrafe. Für jeden Gewerb- und Handwerksmann haben sie, je nach

seiner Gattung, eine eigene Abtheilung in dem höllischen Pfuhl, und eine eigene Art der Bestrafung, nur allein deshalb, weil er kein Priester geworden ist. So wird z. B. ein Koch in der Hölle gekocht; ein Becker mit Höllenfeuer gebacken u. s. w. Da ist es dann warlich höchst zu bewundern, wie in einem solchen Pfaffenlande nicht Pfaffe und Laye verhungert. Die Noth der Selbsterhaltung muß mithin vieles von diesem Unsinn herabstimmen, so wie sie auch selbst bei vielen Geistlichen sowohl die Erlaubniß Milch, als selbst Hammelfleisch zu genießen herbeigeführt hat.

Ebenfalls muß es jetzt ausserordentlich scheinen, daß Tibet noch Anbau, und, wie wir zuvor sahen, einige Manufakturen und Fabriken aufzuweisen hat.

Aber ein noch weit sonderbareres Phänomen ist die dortige Bevölkerung.

Ohnstreitig ist jene von Georgi angegebene Volkszahl von 33 Millionen bei weitem übertrieben. Allein selbst, wenn man nur ein Drittel davon annimmt, so verdient sie Verwunderung.

War doch, wie dies zuvor die Beschreibung des Landes zeigte, Klima und Boden im Ganzen unfruchtbar, rauh, bergigt. Nur theilweise

war Anbau möglich, und selbst die Weideplätze beschränkten sich auf einzelne Thäler.

Eine noch widrigere Eigenheit dieses in so vielfacher Hinsicht wundervollen Landes tritt als redender Zeuge gegen irgend eine bedeutende Bevölkerung auf; dies ist die in Tibet herrschende Polyandrie (Vielmännerei). Sollte man nicht in einem Lande, woselbst die Ehelosigkeit der Priester einen so ungeheuern Abgang an Ehemännern, also an Erzeugern, hervorbringt, gerade das Gegentheil, nämlich die Vielweiberei, öffentlich eingeführt glauben? Suchen doch einige Vertheidiger des Sklavenhandels aus der Zahl der von Afrika ausgeführten männlichen Sklaven die Polygamie in jenem Welttheile in Schutz zu nehmen, um dadurch den dort noch stets fortdauernden Reichthum an Menschen zu erklären.

Aber hier, wo nun Land, Klima und eine ungeheure ehelose Männermasse bereits die Bevölkerung auf das tiefste herabbringen, tritt, nicht wie in unserm hochkultivirten Europa, die Vielmännerei, wenn gleich sehr gewöhnlich, aber doch nur durch die Ueberfeinheit unserer Sitten geduldet, auf; sie herrscht hier öffentlich, rechtmäßig, systematisch!

In Tibet heirathet ein und dieselbe Frau zwei, drei, ja, bis fünf Brüder zu gleicher Zeit.

Dies bezeugten bereits die ältern Missionaire, und ihre Behauptung ist jetzt von neuem durch Turners gültiges Zeugniß bestätigt. „In Tibet, sagt er, ist die Vielmännerei durchaus herrschend, und ein Frauenzimmer ist mit allen Brüdern einer Familie verbunden, die Anzahl derselben mag noch so groß seyn. Ja, diese Frauen sind auf die Gunstbezeugungen ihrer gesammtlichen Ehemänner so eifersüchtig, als der Despot eines Harems auf die seiner vielen Frauen." Man hat Beispiele, daß eine Frau, welche mit 5 Brüdern zu gleicher Zeit verheirathet war, sich über die Sparsamkeit der Gunstbezeugungen des fünften Bruders förmlich beklagte; sollte es wohl je zu einer solchen öffentlichen Anklage selbst in unsern ausschweifendsten Städten kommen? Die aus diesen Ehen erzeugten Kinder werden dann gemeinschaftlich vertheilt. Der älteste Bruder nimmt den Erstgebornen auf seine Rechnung, und so die übrigen je nach ihrem Alter die folgenden Kinder.

Diese der Bevölkerung, ja, der Natur des Menschen selbst widerstehende Sitte entschuldigt man mit der Dürftigkeit des Bodens, durch die Schwierigkeit, einer Familie Unterhalt zu verschaffen. Hier waren nämlich nur die vereinten Arme mehrerer Männer im Stande, ei-

nen Haushalt zu ernähren. Mag diese Entschuldigung genügen, wem sie wolle; eine bedeutende Bevölkerung kann die Vielmännerei nie gewähren.

Nähme man für Tibet nach Tempelmann gegen 170000 d. Quadratmeilen an, so gäbe jene von Georgi angegebene Volksmenge von 33 Millionen beinahe 2000 Menschen auf die Quadratmeile, also fast die Bevölkerung des vor kurzem noch vorhandenen Deutschlandes, also eines Landes vom vorzüglichsten Anbaue und weit milderem Klima, von grosem Handel und vielfachen Gewerben, wo wenigstens in den nördlichen Theilen nur wenige Klöster und nur eine sehr geringe Anzahl eheloser Geistlicher vorhanden waren, wo die Ehen sehr befördert wurden, und wo alle Einrichtungen auf die Erhaltung des menschlichen Geschlechts hinzweckten.

Gerade von allem das Gegentheil in Tibet, so, daß, selbst die Vielmännerei nicht einmal in Rechnung gebracht, von dieser Angabe des Missionars schwerlich die Hälfte, ja, vielleicht nur ein Drittel dem wahren Bevölkerungszustande nahe kommen möchte. Eben so übertrieben, als jene große Volkszahl, ist dann auch sicher die von Georgi angegebene Kriegsmacht von 630000 Mann.

Zwar kann ein Land auf das beste mit einer sehr zahlreichen Menge waffenfähiger Männer, ja, mit sehr großen stehenden Armeen versehen seyn, und dennoch einer weit geringern Kriegsmacht sich hingeben; dies hat uns ja die traurigste aller Erfahrungen gelehrt, und es wäre daher schon möglich, daß 60000 chinesische Tartaren, Tibets großer Kriegsmacht ungeachtet, Herren des Landes werden könnten; Taktik und Kriegserfahrung der Feldherren, so wie Einigkeit in der Führung des Ganzen gewähren ein unglaubliches Uebergewicht. Allein die übrigen eben beigebrachten Thatsachen sprechen zu laut für eine geringe Volkszahl in Tibet, und einige ältere Reisebeschreiber haben es gleichfalls als menschenleer angegeben.

Mag nun aber die Volksmenge von Tibet auch nur die Hälfte von der unsers Vaterlandes betragen, dann kommt jetzt die Frage vor, wie wird sie regiert?

Die Abgaben sind milde, und die Gesetze zwar scharf, aber nicht eigentlich ungerecht. Die russischen Nachrichten lehren, daß die jährlichen Abgaben für jeden Kopf noch nicht völlig einen Rubel betragen; sie werden theils in Golde und Silber, theils in Pelzwerk erhoben. Letzteres ist besonders der Fall für die wüsten Gegenden, wo nur jagdbare Thiere hausen, z. B. Zobel und

viele schlechtere rothe Füchse mit weißgemischten Haaren.

Wir sahen zuvor, daß der Raja von Butan, selbst ein Großlama, unbedingten Gehorsam verlangt, daß indeß Fürsprache die Strafen für Vergehungen zu Zeiten mildert. Die Regierung bestand dort hauptsächlich aus drei großen Beamten, die alle drei im Pallast des Fürsten wohnen. Der erste ist der Jasse-Zumpun oder Commendant des Schlosses und Gouverneur eines großen Landstrichs; der zweite der Zundonier, der zugleich Schatzmeister und General aller Truppen ist; der dritte ist der Zempi oder Ceremonienmeister, Mundschenk und Aufseher der Garderobe; dieser ist stets um den Fürsten.

Im eigentlichen Tibet befindet sich, wie bereits angeführt ist, ein Regent. Es war damals bei der Kindheit des Großlama der Bruder des verstorbenen Lama; auch ist dort ebenfalls der Mundschenk einer der wichtigsten Staatsbeamten.

Die Hauptgesetze Tibets sind gegen Todtschlag, Diebstahl, Unzucht, Lügen und Versagung kindlicher Liebe gerichtet.

Ein Todtschläger wird mit Pfeilen erschossen, oder mit einem Stein am Halse ersäuft. Ein Dieb wird sehr hart gezüchtigt, ganz vorzüglich aber derjenige, welcher die Tempel oder die Klö-

ker bestohlen. Begeht er dies Verbrechen zum zweiten male, so verliert er die linke, zum dritten male aber die rechte Hand, und wird darauf entweder erdrosselt, oder wenigstens auf die Festung Etsigakunkar gesetzt, woselbst, sagt Georgi, ein solcher Dieb etwa noch ein Jahr lebt; ist dort die Luft so tödtlich, oder läßt man ihn verhungern? denn er giebt weiter keine Ursache an.

Geistliche, die sich des Diebstahls schuldig machen, werden ins Gefängniß geworfen, daselbst mit Schlägen gezüchtigt, und hierauf ins Gebirge verbannt.

Uebrigens herrscht hier noch die traurige Gewohnheit der Tortur, um Verbrecher zum Geständniß zu bringen.

Es ist merkwürdig, daß in einem Staate, woselbst Weiberherrschaft herrscht, dennoch der Ehebruch scharf bestraft wird. Wenn der Ehemann jemand bei seiner Frau trifft, so kann er ihn nach Willkühr strafen, die Frau aber als unehrlich fortschicken.

Hat aber der Ehemann der Frau gegründete Ursache gegeben, um auf die Scheidung zu dringen, so muß jener ihr nicht nur den Brautschatz zurückgeben, sondern als Zugabe so viel mal 4 Analy Weizen, (jedes beträgt zwei Pfund) als er Tage mit ihr in der Ehe gelebt hat.

Die Ehen werden hier durch folgende Hochzeitsceremonien vollzogen. Zuerst wird der Tag durch die Astrologie der Lamen festgesetzt. Nachdem der Bräutigam in dem Hause der Braut den Ehecontrakt aufgesetzt, so fragt der Vater des Bräutigams das Mädchen, ob sie seinen Sohn ehelichen wolle. Bejahet sie dies, dann bestreicht der Bräutigam ihre Stirn mit etwas Butter, und hierauf gehen sie in feierlicher Prozession zum Tempel, um dort zu beten. Die ersten 15 Tage nach der Hochzeit werden in Lustbarkeiten hingebracht; hierauf führt sie der Mann bei sich heim.

Andern Nachrichten zufolge, vielleicht von andern Theilen Tibets, räuchert ein Geistlicher die Wohnung des Bräutigams mit gewissen heiligen Kräutern ein, mischt sodann Milch und Wasser und läßt hierin die Verlobten das Gesicht waschen. Hierauf ertheilt er ihnen mit Auflegung der Hände den Segen und endigt mit Wünschen für ihr Wohl und ihre Fruchtbarkeit.

Die neugebornen Kinder werden von dem Geistlichen förmlich mit einem Gemisch von Milch und Wasser getauft; ihnen wird unter Gebeten ein Name beigelegt, und alles endigt mit einem Gastmahle der Lamen und der Verwandten.

Das andere Geschlecht lebt hier eingezogen und sittsam; bei seinen Tänzen sind keine Mannspersonen; doch zeigt es sich, wie das tartarische Frauenzimmer auf den Gassen.

Die Vergnügungen der Tibetaner bestehen außer der zuvor angeführten Musik auch in Tänzen, und von Spielen führt Turner das Schachspiel an; es ward nach den bei uns bekannten Regeln gespielt.

Die feierlichen Feste, zum Theil durch Tanz und Musik erheitert, verdienen hier einiger Erwähnung. Es giebt ihrer mehrere, z. B. im ersten Frühlingsmonat, im ersten Sommermonat, auch sind besondere Festtage für einzelne Abtheilungen in jedem Monate angesetzt. Aber eins der merkwürdigsten Feste bleibt das Jndro, oder Neujahrsfest. Es fällt auf den ersten Neumond des Februars, und ist gleichsam eine grose Maskerade, jedoch von vielfacher Deutung. Bei Gesang und großer Musik tanzen hier 24 Priester unter der Gestalt vieler Thierarten, z. B. des Widders, des Ochsen, Bären, des Hirsches u. s. w. einen Reigentanz. Der Widder spielt hiebei die Hauptrolle. Mehr als wahrscheinlich deutet das Ganze auf den Thierkreis, da man in Tibet 12 Thiere für die Sonne, und 12 Thiere für den Mond rechnet. Nach diesem Thiertanze treten dann Todtengerippe ebenfalls zum Kreis-

tanz an, und streuen dabei den Zuschauern Mehl ins Gesicht. Sobald diese sich wieder in den Tempel zurückgezogen hatten, erschien auf einem ausgebreiteten Tuche das Bildniß eines Knaben, und jene Thiermasken huben einen neuen Kreistanz um das Bild des Knaben an. Der Widder sprang plötzlich hervor und spaltete mit einem Beile die Brust des Knabens, fraß es und trat in die Reihe der übrigen Thiere zurück. Der Hirsch, das 24ste Thier, theilte nun die übrigen Glieder des Kindes, jedes Thier nahm einen Theil, das übrige ward unter das Volk geworfen. Hierauf traten 6 hohe Geistliche in langen Gewändern hervor und verrichteten das große Opfer; der Dalai Lama erschien persönlich, begleitet von seinen Priestern, und beendigte die ganze Feierlichkeit.

Eine besondere Sitte ist es hier, daß sich Leute von Erziehung und Ansehen bei jedem Besuche mit Schärpen beschenken. Dies ist besonders beim Zutritt zu den Großen unumgänglich; es ist fast eine nothwendige Begrüßung; ja, wenn sich zwei Personen von gleichem Range begegnen, so findet sofort eine Schärpenauswechselung statt. Diese Gewohnheit erstreckt sich nicht nur über ganz Tibet, sondern selbst über die meisten Theile der Tartarei und China. Der Höhere streckt die Hand aus, die Schärpe anzunehmen, dem Ge-

ringern wird sie, wenn er entlassen wird, von einem Bedienten umgehangen.

Diese Schärpen bestehen aus einem dünnen, seidenen Gewebe, und es kommt hiebei besonders auf die Reinheit und auf die Farbe an. Ein glänzendes Weiß geht allen vor, sodann folgt die Carmoisinfarbe. Die Größe und Schönheit der Schärpen richtet sich nach dem Range. Sie sind dabei gewöhnlich gelb geblümt, und an den Seiten, die sich mit einer Franze endigen, ist die heilige Formel: Om-ma-ni-pat-me-chom, oder, wie Georgi schreibt, Hommani-peme-hum, eingewebt. Diese Formel oder Inschrift findet sich aber auch auf sehr vielen sonstigen Meublen, und an vielen Tempeln und Gebäuden, so wie sie auch häufig in ihren Gesängen und Chören vorkommt, und zur Abwendung eines vermeinten Unglücks, z. B. bei Erscheinung eines Cometen, abgesungen wird.

Pallas hat uns folgende Erklärung dieser Zauberformel gegeben, wovon jedes einzelne Wort eine große Kraft besitzen soll. Om soll gegen Todesgefahr decken, und uns dem Schutz der Allwissenheitskraft der Gottheit empfehlen. Ma wirkt zur Verhütung der Kriege und Sünden von Seiten der bösen Götter, bringt die Barmherzigkeit und den Gnadensegen des gerechten Gottes; ni hilft in allen Beschwerlich-

keiten des Jammerlebens von der Wiege bis zum Grabe, und bedeutet das Erlösungsmittel der sechs Kreaturenreiche; pat dient zur Erlösung der Noth im Thierreiche und der thierischen Wiedergeburt, ist auch beförderlich zur Keuschheit, ordnet die Wallfahrt aller Kreaturen; me hilft wider den Jammer und verzehrenden Hunger im Reiche des Birid (des Bösen) und giebt Andächtigkeit; chom befreiet von den Qualen der kalten und heißen Hölle, und gereicht zur Erlangung der Weisheit; es bedeutet alle Vollkommenheiten zusammen!

Ist es hienach noch Wunder, daß man diese allmächtige Formel überall hört, und selbst in den Begrüßungsschärpen vorfindet. Vielleicht ist sie als Glücks- und Segensspruch eine der Hauptursachen, daß der Gebrauch dieser Schärpen sich nicht einmal lediglich auf persönliche Begrüßung beschränkt, denn selbst Briefe und Geschenke wickelt man in solche Schärpen ein, und der Raja (Lama) von Butan sandte einst deshalb einen Brief des englischen General-Gouverneurs weigernd zurück, weil ihm dieser Umschlag, als Beweis seiner Gültigkeit, mangelte.

Es muß mithin der Handel mit diesen Schärpen ein bedeutender Artikel seyn. Die Geringern geben ebenfalls dergleichen von schlechtem Zeuge, z. B. Baumwolle.

Der Handel Tibets ist übrigens durch mehrere Ursachen, z. B. durch die Bergpässe, welche oft kaum ein Pferd durchlassen, durch die reissenden Bergwasser und darüber hingehenden, schwankenden, schmalen Brücken sehr beengt. Indeß ist er dennoch beträchtlicher, als man es einem so undankbaren Boden auf dem ersten Anblick zutrauen sollte.

Tibets fünf Stapelwaaren, die trefliche Schaafwolle, das in seiner Art einzige Ziegenhaar, der Moschus, die seidenartigen Büffelschweife, und endlich der Tinkal oder Borax, sind von großer Bedeutenheit; denn sie selbst, oder die daraus fabricirten Sachen finden sich fast über ganz Asien verbreitet, und werden zum Theil selbst nach Europa in Quantität verführt. Wenn Gold, Steinsalz und Rhabarber für die Ausfuhr bis jetzt minder wichtig sind, so liegt dies lediglich am Mangel der Industrie; denn ersteres trifft man sogar in Flüssen, und Silber, wie auch mehrere Metalle in Tibet warten nur auf sachkundige Bergleute, da hier sich große Ganggebirge vorfinden; die Rhabarber, welche Tibet aber erzeugt, gehört zu der vorzüglichsten Sorte.

Wie wenig Sinn aber die Tibetaner bis jetzt zu kaufmännischen Unternehmungen und Gewerbsspeculationen haben (und wie wäre dies bei-

jenen dem Volke von den Lamen eingeprägten Grundsätzen möglich?) ergiebt sich daraus, daß der Handel ins Ausland, selbst der mit jenen fünf Stapelwaaren, sich fast gänzlich in den Händen von Fremden befindet.

Der Handel nach China scheint wohl unter allen der bedeutendste. Den zweiten Rang geben Einige dem Handel mit Caschemire. Wenn aber die eifersüchtigen Chinesen den Engländern keine Hindernisse in den Weg legen, so wird wahrscheinlich der englische Handel nach Bengalen bald eine Hauptrolle spielen. Der chinesische Handel wird hauptsächlich durch die an der Grenze der chinesischen Provinz Chensi gelegene Stadt Sitting, nach Andern Gining, oder Singgoei, am Flusse Porotschonke, gegen den 37sten Grad der Breite und 102ten der Länge von Greenwich, betrieben.

Die Ausfuhr von Tibet nach dieser großen Weite besteht aus Goldstaub, Diamanten, Perlen, Moschus, Lämmerfellen, wollenen Tüchern, und Fischotterfellen, welche aus Bengalen kommen.

Dagegen führen die Chinesen nach Tibet ein: Gold- und Silberstoffe, rothe Seide, Atlas, mehrere Sorten Thee, Tabak, Silberklumpen, Quecksilber und Zinnober, musikalische Instru-

mente, Pelzwerk, z. B. Zobel, Hermelin und schwarzen Fuchs, wie auch getrocknete Früchte.

Nach Bengalen, also insofern zum Theil nach England, wird der Handel durch Gesellschaften von Kaufleuten betrieben, welche zu Anfange des März nach Rungpure, der bereits zuvor erwähnten Stadt gegen die Grenze von Butan eilen, um von dort im April in Tishi Lumbo ihre Waaren zum Verkaufe zu bringen. Dies Geschäft betreiben sie gewöhnlich im September, und kommen im Winter wieder auf demselben Wege nach Hause.

Sie kaufen oder tauschen vielmehr in Tibet ein: Goldstaub, Silber, Moschus, Tinkal und seidenartige Ochsenschweife. Ihre dagegen verhandelten Waaren sind: Englische Tücher, sowohl feinere, noch mehr aber schlechtere gelb, auch gelb und rothgestreifte und Scharlach, wohlfeile Taschenuhren, Schlaguhren, allerhand Eisen- und kleine Waaren, als Messer, Scheeren, Schnupftabaksdosen, Riechfläschchen, mehrerlei Zierrathen für die Elephanten; ferner, Indigo, Gewürze, vorzüglich Gewürznelken zum Räuchwerk, Sandelholz, Perlen, edle Steine, mehrere Arten feiner, ostindischer Zeuge, Tabak, Leder und Fischotterfelle, wahrscheinlich von der Nordwestküste von Amerika.

So sieht man, wie die brittische Betriebsamkeit hier in das durch die Natur selbst fast verschlossene Herz von Asien eingedrungen ist, und was hat sie nicht dadurch bewirkt!

Viel tausend Menschen, welche ohne englische Tücher in diesem Gebirgslande unendlich von der Kälte litten, (der Geistliche Porunghier erfror fast zu Ende des Sommers darin auf seiner Reise) finden sich durch die wohlfeilern, gröbern Tücher geschützt, und zugleich, um diese zu erstehen, zur Thätigkeit genöthigt, ihre Landesprodukte fleißiger zu benutzen; die von diesen rohen Menschen eingetauschten Werkzeuge erleichtern ihnen ihre Gewerbe, ermuntern sie zum Fleiß, bringen einen höhern Grad von Bequemlichkeit bei ihnen hervor, und dies zusammengenommen bewirkt daneben ein besseres Daseyn, mithin selbst eine größere Volksmenge.

Der dritte Zug von Tibets Handel geht nach Nipal oder Napaul, und auch auf diesem Wege werden englische Waaren gegen jene Hauptprodukte von Tibet eingetauscht.

Es ist aber hiebei merkwürdig, daß der Engländer Rose in diesem im Westen von Tibet gelegenen Reiche viel chinesische Waaren vorfand. Ueber ganz Tibet erstreckt sich mithin der Speculationsgeist dieses großen, gesitteten Volks, und diese Verbindung mit China soll, zufolge

der Aussage der Nepaler, schon viele Jahrhunderte zählen.

Endlich geht von Tibet aus eine bedeutende Quantität jener feinen Ziegenhaare über Ludduk oder Latac, einer der nordwestlichsten Theile des Reichs, nach Caschemire. Die Tibetaner führten hier ihr rohes Produkt diesen fleißigern, industriösern Indiern zu, um es, in die schönsten, theuersten Shawls verwandelt, wieder zurückzukaufen. Außer diesen tauschen sie noch von den caschemirschen Kaufleuten, welche deshalb nach Latac kommen, ein: Gamboye-Harz, getrocknete Früchte, Aprikosen, Korinthen, Datteln, Mandeln und Safran.

Die Chineser und die Kaufleute aus Caschemire sollen in Tibet von Abgaben befreiet seyn, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Engländer ähnliche Vortheile werden erhalten haben, wenn anders die auf sie eifersüchtigen Chineser, bei ihrem mächtigen Einfluß auf die Regierung von Tibet ihnen nicht entgegen gearbeitet haben.

Mit Rußland soll Tibet vermittelst der Caravanen über Sekenginsk einigen Verkehr treiben.

Die hier beigebrachten Thatsachen enthalten etwa das Erheblichste dessen, was uns von der Lebensweise und Denkart, von dem Thun und Lassen der sonderbarsten Menschen des sonderbar-

So sieht man, wie die brittische Betriebsamkeit hier in das durch die Natur selbst fast verschlossene Herz von Asien eingedrungen ist, und was hat sie nicht dadurch bewirkt!

Viel tausend Menschen, welche ohne englische Tücher in diesem Gebirgslande unendlich von der Kälte litten, (der Geistliche Poranghier erfror fast zu Ende des Sommers darin auf seiner Reise) finden sich durch die wohlfeilern, gröbern Tücher geschützt, und zugleich, um diese zu erstehen, zur Thätigkeit genöthigt, ihre Landesprodukte fleißiger zu benutzen; die von diesen rohen Menschen eingetauschten Werkzeuge erleichtern ihnen ihre Gewerbe, ermuntern sie zum Fleiß, bringen einen höhern Grad von Bequemlichkeit bei ihnen hervor, und dies zusammengenommen bewirkt daneben ein besseres Daseyn, mithin selbst eine größere Volksmenge.

Der dritte Zug von Tibets Handel geht nach Nipal oder Nepaul, und auch auf diesem Wege werden englische Waaren gegen jene Hauptprodukte von Tibet eingetauscht.

Es ist aber hiebei merkwürdig, [illegible] länder Rose in diesem in We[illegible] gelegenen Reiche viel chinesis[illegible] fand. Ueber ganz T[illegible] erstr[illegible] Speculationsgeist [illegible] vo[illegible] und diese W[illegible]

der Aussage der Nevaler, schon viele Jahrhunderte zählen.

Endlich geht von Tibet aus eine bedeutende Quantität jener feinen Ziegenhaare über Ladak oder Latac, einer der nordwestlichsten Theile des Reichs, nach Caschemire. Die Tibetaner führen hier ihr rohes Produkt diesen fleißigern, industriösern Indiern zu, um es, in die kostbarsten, theuersten Shawls verwandelt, wieder zurückzukaufen. Außer diesen tauschen sie auch von den caschemirischen Kaufleuten, welche jährlich nach Latac kommen, ein: Gambeye-Zeug, europäische Früchte, Aprikosen, Korinthen, Datteln, Mandeln und Safran.

Die Chinesen und die Europäer auf Caschemire sollen in Tibet von Waaren [illegible] und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Engländer ähnliche Vortheile [illegible] haben, wenn anders die auf sie eifersüchtigen Chinesen, bei ihrem mächtigen Einfluß auf die Regierung von Tibet ihnen nicht [illegible]

[illegible]

sein Landes von Alters bis jetzt kund worden ist. Laß uns zuletzt sie zu ihren Gräbern begleiten.

In Tibet giebt es verschiedene Arten, die Todten zu bestatten. Man verbrennt die Leichen; man balsamirt den Körper und bewahrt ihn in einem Sarge von wohlriechendem Holze, Sandelholz; man wirft die Leichname ins Wasser; man begräbt sie unter die Erde; man setzt sie auf Bergen aus, und bedeckt sie mit einem Steinhaufen; oder man legt sie blos auf das offne Feld nieder.

Die vornehmsten dieser Bestattungsarten sind die erste, das Verbrennen, und die zweite, das Aufbewahren in Särgen.

Den Lamen und Großlamen wird eine dieser beiden Ehrenbestattungen zu Theil.

Als der Dalai Lama in China an den Kindesblattern verstarb, ließ ihn, wie schon oben bemerkt ist, der Kaiser von China in einem kostbaren goldenen Sarg balsamirt aufbewahren, und den Sarg in eine Pyramide einschließen.

Von dem Verbrennen, man dürfte sagen, Calcinirung, hat uns Pallas an dem Verbrennen eines der obern Lamen der Derbentschen Kalmükken im Jahr 1772 ein Beispiel umständlich erzählt und in einer guten Zeichnung dargestellt.

Hievon wäre etwa folgendes das merkwürdigste. Gleich nach dem Tode des Lama wird, nachdem

das Vermögen des verstorbenen Lama's unter die übrigen Geistlichen vertheilt worden, in einer Versammlung der vornehmsten Geistlichen unter dem Vorsitz des neuen Oberlama (hier Dajantshi Lama, der Einsiedler, genannt, wegen seiner vormaligen Lebensart) durch Schriften und beim Tode eingetretenen Umstände, entschieden, daß der Verstorbene müsse verbrannt werden.

Hienach muß man unweit der Hütte desselben einen Platz zu dem deshalb nöthigen Calcinirofen ab. Der Grund ward genau nach den vier Weltgegenden gelegt, und die Arbeit selbst nur von Geistlichen verrichtet. Jede Seite hielt 1½ Artschin (russ. Ellen); auf der Nord- Süd- und Ostseite ließ man lange Zug- und Heizlöcher. Als Feuereße war ein eiserner Kessel ohne Boden zu oberst in der Mitte angebracht, und an der Westseite, woselbst kein Heizloch, eine viereckte Oefnung, um Fett und andere brennbare Materien hineinzuschütten. Nachdem der Ofen bis zu seiner Wölbung mit Ziegeln und Kalch ausgemauert worden, ward in die Mitte ein eiserner Dreifuß geseßt, sodann um den Ofen eine Hütte von Stangen errichtet und mit Filz überhangen; so war sie etwa 3 Manns hoch, und hatte oben eine große Oefnung.

Gleich anfangs bei Errichtung dieses Ofens hatten andere Geistliche um den Todten in seiner

Hütte eifrigst gebetet, und ihm seine feierlichen Lamenkleider angelegt, auch ihm die gelblakirte, fünfspitzige Krone aufgesetzt; der Körper saß dann auf einem Polsterthron mit untergeschlagenen Beinen, und gefaltenen Händen.

Das Volk, das bisher durch eigne Wächter zurückgehalten war, in die Hütte hineinzudringen, bezeugte, sobald ihm einzeln der Zutritt erlaubt ward, nun seine Anbetung, indem es sich zur Erde niederwarf, und wo möglich das gelbe Gewand des Todten mit der Stirn berührte. Der große Zulauf nöthigte indeß den neuen Lama, der ganzen Menge durch Schwenkung seines Rosenkrantzes den Segen zu ertheilen.

Der Leichnam ward nun ganz mit einem weiten, gelbseidenen Gewande überdeckt, mit großem Pompe und betäubender Musik der Geistlichen, auf einer Bahre sitzend, zu dem Verbrennungsplatze von 8 Gylongen getragen; ihnen ging der neue Grosslama voran, und sprengte aus einem schönen metallenen Kännchen geheiligtes und gewürztes Wasser vermittelst einer Pfaufeder um sich.

Sobald der Todte beim Ofen niedergesetzt war, entkleidete man ihn von dem großen Gewand und der Lamenkrone, und jetzt ging die Einsaurung selbst, jedoch sehr geheim, vor sich. Um den Körper in einer aufrechten Stellung zu

erhalten, wurden zwei lange Eisen um den Hals gelegt und mit eingemauert. Zuvor war genau für den Ofen zurechtgeschnittenes Brennholz, und überdem eine sehr große Quantität von Butter, Weihrauch und Harz herbeigeschafft. Diese Brennmaterialien hatte man in eisernen Kesseln neben dem Ofen zerlassen. Zu beiden Seiten des Ofens standen kleine Altäre mit Opferschälchen besetzt, neben ihnen standen zwei kleine häßliche Menschengestalten von Teig geformt.

Nach dieser sämmtlichen Vorbereitung legte der neue Lama das feierliche Gewand des Verstorbenen an, und setzte sich mit der Krone auf dem Kopfe zur Westseite des Ofens, der viereckigen Oefnung gegenüber auf ein kostbares Polster.

Die Gykongen oder Geistlichen trugen in gewöhnlicher Kleidung jeder ein Glöckchen in der Linken, auf dem Schoos aber Schriften, und bildeten einen Kreis um den Ofen. Das Feuer ward nun unter Gesang und Musik angezündet; mehrere Geistliche hielten genau Wacht, daß keine Zuschauer durch die zufälligen Oefnungen des um die ganze Anstalt gezogenen Gewandes hineinsähen.

Der neue Lama gab dem Feuer stets stärkere Nahrung. Er schüttete nämlich vermittelst eines langen eisernen Löffels bis mit der Butter

geschmolzenen Materien in die erwähnte Oeffnung, während daß einige Geistliche durch Zwischenhalten von Feuerschirmen die starke Hitze von ihm abzuhalten suchten. Auf diese Weise nahm die Flamme so schrecklich überhand, daß sie nicht nur viele Mann hoch über den ganzen Ofen hinausschlug, sondern der ganze Umhang des Ofens mußte auf das schnellste um vieles erweitert werden. Dies alles geschah unter fortdauerndem Singen, Beten und Musiciren neben den sonderbarsten Verdrehungen der Augen und Hände und Verzerrungen des Gesichts der Gylongen.

So dauerte dieses entsetzliche Feuer über drei Stunden, und nur erst nach mehreren Stunden kühlte sich der Ofen so weit ab, daß man zur Arbeit des Abbrechens kommen konnte, welches, so viel möglich, verborgen gehalten ward. *).

Der Körper des verstorbenen Halbgottes erschien sodann völlig calcinirt. Einer ausgebrannten Kohle ähnlich, die gleich einer Mumie zusammenhält, ward er herausgenommen, und nach der Rückkunft der Geistlichkeit in der Hexe hauptsächlich unter diese vertheilt; indeß erhielten gleichfalls mehrere geringere Leute Stückchen dieses Heiligthums. Sie gebrauchen sie

*) M. s. das Kupfer.

Lama.

als eine sehr kraftvolle Arznei, und so wird der Lama in seiner eigenen Gemeine verzehrt!

Die wenige Asche des Körpers, welche hiebei vorkommt, wird selbst mit der Asche aus den Heizlöchern als ein Heiligthum von den Geistlichen aufbewahrt.

Der Ofen selbst ward zwar gleich darauf abgebrochen und alles der Erde gleich gemacht, allein an den 4 Ecken steckte man Betfahnen auf, und nach etlichen Wochen ward zwischen diesen eine kleine Kapelle errichtet.

Nach dem Verbrennen ist das Aussetzen der Leiche die ehrenvolleste Bestattung. Die Priester werden gewöhnlich auf hohe Gebirge hingetragen, und dort den Vögeln Preis gegeben. Man pflegt oftmals Speise, ja, selbst Kostbarkeiten, neben die Leiche zu stellen.

Von der gewöhnlichen Bestattung giebt uns Georgi folgende sonderbare Beschreibung. Nachdem ein Lama oder andrer Geistliche eine Art Seelenmesse gehalten, sucht er, so lange der Körper noch warm ist, die Seele dadurch herauszuziehen, daß er die Stirnhaut faßt und so stark anzieht, bis sie ein Krachen oder einen Laut hören läßt. Hierauf wird der Körper in einem Sacke ins Freie geführt, und ihm dort von eigenen Leuten gänzlich alles Fleisch von den Knochen gelöset und hungrigen Hunden vor-

gewachsen; selbst die Knochen werden in kleine Stücke zerschlagen, um von diesen Thieren verzehrt zu werden. Nur die Hirnschale, nebst wenigen andern Knochen werden, völlig von allem Fleische gereinigt, von den Verwandten als ein heiliges Denkmal aufbewahrt.

Bei noch geringern Leuten wird der Körper in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen.

Die schlechteste aller Bestattungsarten ist aber das wirkliche Begraben des Körpers in die Erde.

Nach dieser summarischen Darstellung von dem Lande und seinen Bewohnern sey es erlaubt, auf Tibet im Allgemeinen einen Rückblick zu werfen.

Im Innersten Asiens, unter dessen warmen Himmel, steigt Tibet als ein ungeheurer, breiter Erdbuckel über die umliegende Erde empor.

Die Gebirge selbst sondern es von den benachbarten Ländern, und die Höhe des Landes beraubt es der Wirkung der befruchtenden Sonne, wodurch seine ganze Nachbarschaft von der reichsten und schönsten Ausbeute strotzet.

So ward Tibet in dem Herzen des schwelgerischsten Erdtheils ein dürftiges Land. Indeß wußte sie diesen Contrast der Lage und des Kli-

mas zu mildern, die überall gütige und reguine Natur.

Dieser Erdbuckel, wenn gleich die Mutter der größten Ströme, ist dabei dennoch selbst bereits mit nicht unbedeutenden Flüssen, noch mehr aber mit ansehnlichen Seen bewässert. Abermals ein Fall, der fast nirgend den gewöhnlichen Bergländern zu Theil wird; hier konnte er nur deshalb statt finden, weil die nordwestlichsten Gebirge Tibets (die zur größten Bergkette der Erde gehörenden Berge des Imaus der Alten) die höchsten sind, und aus beträchtlicher Entfernung ihre Gewässer über das ganze Land hin verbreiten.

In die Gewässer und vornämlich in den Boden den dieses durch Gebirge inselförmig von dem übrigen Asien abgesonderten Landes finden sich unstreitig seltene Eigenschaften gelegt, dies beweisen seine sonderbaren, ja einzigen Erzeugnisse.

Der Tinkal scheint seinen Seen bis jetzt ausschliesslich anzugehören; der Moschus von Tibet hat bei weitem den Vorzug vor dem der gleichfalls hohen, aber nördlicher gelegenen Tartarei; und das Haar des Ochsen, des Schaafes, der Ziege, also des kräuterfressenden Hausthiers überhaupt, erreicht hier einen Glanz, eine Länge und ein seidenartiges Wesen, wodurch es alles übrige ihm ähnliche auf der Erde übertrifft.

Auch der Mensch, der Bewohner dieses Landes, verleugnet diese Sonderbarkeit nicht. Unstreitig ist er seiner Natur nach von tartarischer Abkunft; er selbst behauptet sogar einen thierischen Ursprung, er nennt sich einen Abkömmling des Affen *), des menschenähnlichen Thiers mit geplätschter Nase.

*) Achthundert funfzig Jahr nach einer großen Sündfluth, oder 1340 nach Chr. Geb, sollen der Affe Prasrinpo und die scheußliche Aeffin Prasrinmo Tibet bevölkert haben. Georgi will etymologisch darthun, daß dies Wort die eingedruckte (Affen-) Nase andeute, welche sich noch bei dem Tibetaner (als Tartar) zeigt.

Von diesem thierischen Stammvater bleibt, dem Georgi, oder vielmehr dem Horaz della Penna zufolge, eine Lücke von 147 Jahren in der Geschichte Tibets, worauf dann der erste König, Gnia-thriz-hengo folgt, der, in Indien geboren, und von einem Bauern, welcher ihn im Felde fand, erzogen, nach Tibet in seinen Jünglingsjahren flüchtete, und dort von den Landleuten als Regent anerkannt ward. Er lehrte die Tibetaner den Landbau und andere Künste und Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens; er brachte einen Volksverein zu Stande.

Nur der 24ste der nachfolgenden Könige, Tzong-kong-chambo, verdient deshalb eine Anzeige, weil unter ihm Putala und Lassa errichtet, und die Religion des Xaca, etwa 60 Jahr nach unserer Zeitrechnung, eingeführt wurde. Noch folgen 42 tibetanische Könige, bis zum J. 456 nach Chr., und nun heben innere Unruhen des Reichs an, wodurch dasselbe mehrmal getheilt ward, und

Dieser Tartar der rauhen Gebirge ist kraftvoll, muthig und kriegerisch, dies zeigten seine Angriffe auf die unter seinen Gebirgen gelegenen

---

wobei die Kaiser von China sich einen so mächtigen Einfluß anmaaßten, daß sie Könige und Großlamen einsetzten, und die weltliche mit der geistlichen Würde vereinigten. Indeß zeigten die Tibetaner zu mehreren Malen den kühnsten Muth, fielen in China selbst ein, und führten einstens eine wirkliche sicilianische Vesper auf, durch Ermordung aller Chinesen, welche sich in Tibet befanden. Die Geschichte dieses Landes gehört indeß hier nicht weiter her, auch ist sie selbst nach dem, was Deguignes darüber zu leisten gesucht hat, stets voll von Ungewißheiten.

Ist dies doch selbst mit der politischen Geographie der Fall. Desguigne's Begränzung ist nun freilich viel zu allgemein, da er alle diejenigen Nationen Tibetaner nennt, welche westwärts der chinesischen Provinzen Chensi und Sets chuen zwischen diesen und dem Indus gelegen sind. Unser Tibet heißt ihm (T. 1. S. 163.) Toufan, und wird nur in das große und kleine Tibet getheilt. Georgi giebt dagegen eine Eintheilung in folgende eilf Provinzen, oder vielmehr Reiche.

1) Latac, 2) Ngari, 3) Tzana, woselbst eine berühmte Bergfestung gegen Napaul, und das hohe Gebirge Langar; letzteres wird nur von dem Berge Kambalu übertroffen; 4) Bridschion, 5) U, die wichtigste, da hierin die Hauptstadt Lassa nebst den Schlössern Putala, Seras gomba und Brepun: Gomba, in welchem der Dalai Lama abwechselnd residirt; 6) Kiang, 7) Takpo oder Butan, 8) Kombo, 9) Kahang, 10) Amdoa, 11) Hor in der Tartarei von sehr rohen Menschen bewohnt.

Länder, und dennoch ist er in heutiger Zeit fast ein bloßer Frömmling, ein weichlicher Pfaffe, der jedes Blutvergießen scheut, der nur in pietistischer Ruhe, in Gesängen und Kirchenceremonien fort vegetirt, dessen ganzes Dasein jetzt völlig in Contrast steht mit seinem Urstamm, dem wilden Tartar. Dem Körper nach kraftvoll, wie dieser, aber an Geist, an Muth, schwächlich, wie der Hindus, ist der Bewohner von Tibet, so wie sein Wohnsitz selbst, von allen Umgebungen verschieden und getrennt.

Allein nicht blos vor seinen Nachbarn und Verwandten zeichnet er sich aus; er bildet in ganz Asien, ja, auf der ganzen weiten Erde ein so einziges Volk, das nirgend ein sich ähnliches vorfindet.

Denn selbst bei gleicher Religion ist der Hindus, der Chinese, der Mongole, der Birmane, durchaus von ihm verschieden. Der Hindus zeigt die höchste Reinlichkeit; der Tibetaner ist schmutzig. Der Chinese ist niedrig, gewinnsüchtig, treulos; unser Bergbewohner gerade und gutartig; er hat zum Handel fast keinen Sinn. Der Mongole ist rauh, erobernd und grausam; der Tibetaner ist höflich, harmlos, mit seiner öden Heimath zufrieden.

Aber auch mit sich selbst, ja, mit der Natur der Menschheit steht er im Contrast. Ein Volk

von viel hundert tausend ehelosen Geistlichen — sollte es nicht, um sich nicht gänzlich aussterben zu sehen, die Vielweiberei begünstigen? Nein, es begünstigt die Vielmännerei, und macht diese Widernatürlichkeit rechtfügig!

Und dennoch ist dieses seltsame Volk der Menschheit durchaus nicht schädlich, steht ihr nirgends im Wege.

Jenes seltsame Gemisch des Manichäismus und des Christenthums schuf hier ein rauhes, kräftiges Volk in gutmüthige Menschen um. Während der übrige wilde Mongole von seiner Heimath herabzog, und alles mit dem Schwerdte verheerte, Millionen unschuldiger Hindus ins Sklavenjoch schlug, sie auf mehrere Jahrhunderte unglücklich machte, ward unser tibetanischer Mongole friedlich, harmlos und gesittet.

Während daß die christlichen Päbste die Kreuzzüge, also den Todtschlag der Mitmenschen anfeuerten, die Ketzer verbrannten, Könige, Kaiser, wie auch ihre Nebenpäbste in den Bann thaten und verjagten, dulden die Großlamen jede Sekte, verbieten jedes Morden, sey es systematisch oder nicht, ja, diese Päbste Tibets sehen in ihren Mitbrüdern oder Mitgöttern ruhig und freundschaftlich ihres Gleichen, segnen sich einer den Andern, und ihre Völker leben unter ihrem Scepter ruhig und glücklich.

Laßt uns daher auch hier die weise, wohlwollende Einrichtung der Natur bewundern und verehren. Sie ließ ein an sich ödes Land für die übrige Welt nicht unnütz da liegen: sie begabte es mit seltenen, allgemein brauchbaren Schätzen; sie schuf sein Volk, selbst durch die thörigste, widersprechendste aller Religionen, in gutartige, höfliche Menschen um, und ließ auf die Weise den entlegensten Regionen jene seltenen Erzeugnisse auf die ruhigste, friedlichste Weise zukommen.

Und wer weiß, ob nicht bei der Nähe der brittischen Besitzungen und bei den rastlosen Fortschritten des brittischen Handelsgeistes binnen kurzem auch hier der Geist des Menschen eine bessere Richtung erhält. Schon erfreuet sich der halberfrorne Tibetaner des Schutzes, den ihm das europäische Tuch gewährt; mag er bei seiner geschärften Wisbegierde, bei seiner gutmüthigen Empfänglichkeit für fremde Erfindungen und Ideen, auch unsrer Arzneikunde und unvernünftigern Einrichtungen zur Erhaltung des Menschen Gehör geben, hiedurch endlich auf die wahnsinnigen Grundsätze von Ehelosigkeit und Vielmännerei Verzicht thun, und auf die Weise eine zahlreichere, thätigere und noch glücklichere Nation bilden.

Das Reich der Birmanen.

Kaum steigen wir einige Schritte von unserm dürftigen Lande und von seinen friedlichen Bergbewohnern in Süden und Südwesten herab, so befinden wir uns in einem der von allen Naturerzeugnissen strotzendsten Länder des warmen Himmelsstrichs, aber auch unter einem von Unruhe, von kriegerischem, verheerendem Geiste nur zu hoch belebtem Volke, unter den Birmanen.

Dieser Name ward nur erst seit etwa einem halben Jahrhundert einer großen Region des südlichen Asiens zu Theil, welche zuvor mehrere Reiche ausmachte, und eben daher unter mehreren Namen bekannt war.

Das Land.

Nicht vor dem Ende des verflossenen Jahrhunderts gehört das Reich der Birmanen unter die bedeutendsten Mächte von Asien. Nach schweren innern und äußern Kämpfen, geführt mit der vollen Wildheit, die bei einem aufgebrachten Feinde der Reiz der lothrechten Sonne gebiert,

ist es einem harten Eroberer gelungen, drei, ja, vier vormals getrennte Länder seinem Scepter zu unterwerfen, und verschiedenartige Menschen in eins zu verschmelzen. Ava, Arrakan, Pegu, und auch Assam hatten damals ihre eigenen Beherrscher, und ihre Völker sind noch auf den heutigen Tag natürlich von einander verschieden denn das Schwerdt des Eroberers übertüncht, nicht zugleich mit dem unschuldig vergossenen Blute die Erhöhungen oder Vertiefungen, die Unterschiede der Sitten, der Sprache, der Denkart gewaltsam zusammengeworfener Nationen.

Sogar jetzt scheinen die Gränzen dieses nun so bedeutenden Gesamtreichs nicht genau bestimmt, wenigstens blieb selbst den Britten Bengalens hierüber viel Schwankendes.

Dr. Buchanar brachte nach vielen Bemühungen in der Hauptstadt des Reichs selbst nur folgendes über die Gränzen und die Bewässerung des Reichs mit einiger Gewißheit zur Kundschaft.

Die Herrschaft des Königs der Birmanen hub (1795) in Norden an mit dem 26sten Grade der Breite und ging bis zu dem 9ten Grade hinab. Von Osten nach Westen, oder der Länge nach, erstreckt es sich hiebei vom 92sten bis zum 127sten Grade östlich von Greenw. Er schützt die Aus-

dehnung auf 1050 engl., also etwa 230 deutsche Meilen, die der Breite auf 600 engl. Meilen. Es würde mithin kaum möglich seyn, die Arealfläche des Gesamtreichs anzugeben, da die Bildung sehr unregelmäßig auffällt, und die Gränzen an mehreren Punkten uns unbekannt sind.

Die äußere Form dieses vielartigen Reichs ist hauptsächlich deshalb unregelmäßig, weil es tief auf der Landenge von Malacca hinabläuft; indem die Birmanen sich jetzt berechtigt glauben, ihre Besitzungen bis südlich des Mergui Archipels auszudehnen.

Und wer weiß, ob es ihnen nicht bereits geglückt ist, oder noch glücken wird, sich selbst Siams, des Reichs ihrer größten Feinde in Osten, zu bemächtigen? Denn schwerlich würde ihnen die beträchtliche Bergkette, welche hoch von Norden aus zwischen beiden Reichen hinabläuft, noch vielweniger der östlich derselben laufende große Strom Menan, oder wie er nördlicher genannt wird, der Maygue, ein unübersteigliches Hinderniß scheinen.

In Süden steht dem Reiche der Birmanen nach seiner Vereinigung mit Pegu eine sehr große Küste zu Gebote. Sie hebt, wenn man von Mergui ausgeht, bereits über den 14ten Breitengrad an, und geht ganz bis Chittigong, einer

Provinz von Bengalen, gegen den 21sten Grad der Breite hinauf.

Auf dieser Strecke finden sich mehrere brauchbare Häfen und für die Handlung bedeutende Seestädte, z. B. Arrakan, Persain, Rangun, Syrian, Martaban, wozu man Mergui und die gegenüberliegenden Inseln hinzurechnen könnte.

Die innere Bildung wird durch ansehnliche Gebirgsketten mannigfaltig. Zwar liegt das höchste Gebirge, aus welchem der größte, sogleich genau zu erwähnende Strom seinen Ursprung nimmt, in Norden über Cassay nach Tibet hin, allein ein beträchtlicher Gebirgszweig steigt aus dem westlichen China hinab, und bildet fast genau von Norden nach Süden ein langes Thal, in welchem ein ansehnlicher Strom fortfließt.

Auch einzelne Gebirgsstrecken schneiden das Innere größtentheils in eben dieser Richtung. So ist das Reich Arrakan von einem solchen Kettengebirge fast völlig eingefaßt, da das Gebirge sich nördlich durch eine geringe Wendung gegen Westen ebenfalls zum Meere neigt, und dies vormals selbstständige Königreich von Ava trennt.

Wiederum machen die Hügel Galladret eine wiewohl mindere Scheidewand in dem Reiche; sie ist doch über 8 deutsche Meilen lang, und

aus ihnen nimmt der Pegufluß seinen Ursprung, der vor dem Zusammenwerfen beider Reiche in den Reisenachrichten als wichtig aufgeführt ward.

Gegen Süden zum Meere hin, und selbst zwischen diesen Gebirgen besteht das Land aber aus sehr großen Ebenen, denn, wenn man selbst die Fläche zwischen jenen Galladretshügeln und den Gebirgen von Arrakan ein Thal nennen wollte, so wäre es stets eine Fläche von einer unüberseh-baren Weite, in welcher der Hauptstrom des ganzen Landes, der Irrawadi, majestätisch zum Meere hinabfließt.

Dieser mächtige Strom, der Nil der Birmanen, besteht eigentlich aus zwei großen Flüssen. Der östliche, und dieser ist derjenige, welcher, da er bei den beiden Hauptstädten des Reichs, der vormaligen und heutigen, nämlich Ava und Imerapura, vorbeifließt, hier der wichtigste scheint, ist indeß nicht der größte. Er entspringt nur aus den südlichen Gebirgen Tibets, aus den Gränzgebirgen zwischen Tibet und dem birmani-schen Reiche, und wird nur erst durch die von der chinesischen Provinz Yunnan aufgenommenen kleinern Flüsse ein ansehnlicher Strom, der sich etwa gegen den 22sten Breitengrad nach Westen biegt, und bald darauf mit dem größern Strom-me, dem Kenduin, vereinigt wird.

Dieser entspringt weit höher im Norden, nach Arrowsmiths Karten aus den nördlichen Gebirgen Tibets, gegen den 32sten Grad der Breite. Auch dieser hat zwei Hauptwurzeln, wovon die östlichere den Namen Noitsche führt; beide laufen vereinigt vom 31sten Breitengrade unter dem Namen Kenpon gerade nach Süden hinab, und bilden nachmals, aller Vermuthung zufolge, den Kendum. Durch jenen östlichen großen Fluß verstärkt, wächst der Kendum unter dem Namen Irrawadi zu einer erstaunlichen Wassermasse an. Er enthält eine bedeutende Anzahl von Inseln, und fließt nun mit einer Breite, welche an vielen Orten fast eine deutsche Meile (über drei engl.) beträgt. Sein Anwachs scheint periodisch zu seyn, denn er hängt nicht von dem in dem Reiche der Birmanen fallenden Regen ab, sondern, wie Symes sagt, von den Bächen, die aus den höhern Gebirgen strömen, und erreicht daher selbst während der dürren Jahrszeit so sehr und so schnell eine solche Höhe, daß er das ganze Land unter Wasser setzt. Dies geschieht während der Monate des Monsuns drei bis viermal, und gewährt dem Reiche, gleich dem Nil Aegiptens, die größte Fruchtbarkeit. In den dort trocknen Monaten, vom Januar bis April, ist übrigens der Irrawadi ebenfalls oft so seicht, daß er kaum

schiffbar bleibt, da er sonst große Fahrzeuge bis über die Hauptstadt trägt. Er ist indeß stets über die Hauptstadt Imerapura hinauf ein sehr fahrbarer Strom, mithin wohl auf 150 deutsche Meilen; sein ganzer Lauf von jenen nördlichen Gebirgen Tibets beträgt aber weit über 15 Breitengrade, also über 200 d. Meilen.

Vier Meilen nördlich der vormaligen Hauptstadt Ava bildet der Strom bei seinem Anschwellen während der Passatwinde den See Taunzeman, der dann weiter gegen Nordost mit dem Strome selbst eine Halbinsel ausmacht, worauf die neue Hauptstadt Imerapura erbauet ist. Dieser See wird aber in den trocknen Jahrszeiten so seicht, daß ein Theil desselben völlig eine Sandebene ausmacht, worauf man sodann die vorhin in Barken darüber geschifften Waaren nun auf Karren fortzubringen genöthigt ist.

Gegen den 18ten Breitengrad bei Mussoh darf man schon die Verbreitung des Stroms in mehrere Zweige annehmen, welche nachmals, wie beim Nil, ein großes Delta bilden. Von dort aus läuft nämlich ein westlicher Arm nach Persain zum Meere hin, da der Hauptstrom östlich und über 16 d. Meilen südlicher bei Pangun in mehrere Arme zerfällt, und sich nun, gleich dem Ganges, mit vielen Mündungen ins Meer ergießt. Der für den Handel wichtigste Platz un-

ter den Küstenorten ist hier Rangun, an dem Flußarme gleiches Namens gelegen.

Oestlich dieses größten und für den Handel wichtigsten Stroms läuft ein anderer, der, obgleich nur klein, vormals, als Pegu noch ein eigenes Reich ausmachte, eben so berühmt war, der Pegufluß oder Bagukiup. Er entspringt aus den angeführten Galladretshügeln, 8 Meilen nördlich der Stadt, und fällt bei niederer Ebbe bis zu einer unbeträchtlichen Höhe, hat auch nur durch den Rangunfluß Verbindung mit dem Meere; an seiner Mündung ist Siriam gelegen.

Weit größere Flüsse laufen aber östlich von diesem zum Meere, nämlich der Sitang, und ein anderer, der, der Karte zufolge, sich mit dem größern Strome, dem Martaban, vereinigt. Diese beiden Flüsse sollen aus einem See, der zwischen dem Pegu und letzterem gelegen ist, ihren Ursprung nehmen.

Der Martaban selbst ist indeß weit bedeutender, er heißt bei den Birmanen der Thaluru, und höher gegen das Gebirge hinauf Nunkiang, und gehört unter die größten Ströme Asiens, indem er hoch aus den Alpen des nördlichsten Tibets seinen Ursprung nimmt, mithin über 17 Breitengrade, oder über 250 d. Meilen, nur in gerader Linie gerechnet, durchläuft, bevor er bei Martaban sich ausmündet.

Da zwischen diesen und dem Innern mehrere kleinere Flüsse laufen, so ist das Land vortreflich gut bewässert, besonders, da im Westen dieses letztern der, wenn gleich kleinere, dennoch benutzbare Arrakan unweit dieser Stadt ins Meer fällt. Er entspringt indeß nur aus näher gelegenen Hügeln; in ältern Zeiten, als Arrakan noch ein eigenes Königreich bildete, war er der Handlung wichtig.

Diese bedeutende Anzahl zum Theil tief aus Norden herabkommender großer Flüsse, wovon einige hochlandeinwärts schiffbar sind, ihre vielfachen Mündungen am Meere und ihre innere Verbindungen untereinander machen dieses Königreich bei einer so ansehnlichen Küstenstrecke für den Handel mit dem Auslande sehr gelegen.

Die Lage dieser Länder unter dem heißen Erdstriche, die starke Bewässerung, die großen Ebenen und die dichten Waldungen, womit sie beschattet sind, dürften ungesundes Klima erwarten lassen. Im Ganzen ist dies indeß durchaus nicht der Fall. Zwar sind die mit großen Waldungen von Teakbäumen überwachsenen hügelichten Gegenden äußerst ungesund, die Holzhauer sollen nie ein hohes Alter erreichen, und eine Reise in diese dumpfigen Wälder soll nicht blos für den Fremden, sondern selbst für die Eingebornen, gefährlich seyn. (Symes)

Indeß sprechen die Stärke und Gesundheit des gesamten Volks überhaupt für die Güte des Klimas. Die Hitze ist groß, die Engländer sahen das Thermometer des Tages auf 98 Grad Fahr., dagegen waren die Nächte sehr erfrischend und kühl; schade, daß der Engländer uns hierüber nichts Bestimmtes angegeben hat. Auch behauptet Hunter, daß die hier so schnell und zu einer so außerordentlichen Höhe wachsende Fluth in der Luft einen hohen Grad von Gesundheit hervorbringe. Er sah sie in kurzer Zeit auf 6½ Faden anschwellen. Nimmt man nun die Gewalt der Monsuns und das Anschwellen der großen Ströme aus den Gebirgen Tibets hinzu, so begreift man einigermaaßen, wie das an sich flache Land unter dem heißen Himmel hierdurch Erfrischung und Gesundheit erhält.

Es ist merkwürdig, daß dieses Land, wenn gleich, so viel wir wissen, selbst, ohne Vulkane und ohne dergleichen in naher Nachbarschaft zu haben, dennoch zu Zeiten von starken Erderschütterungen leidet. Im Jahre 1769 äußerte diese sich mit solcher Heftigkeit, daß der von Eisen gearbeitete Schirm oder Ti des grossen Tempels des Gaudma durch die Stöße herabgeworfen, und dadurch unbrauchbar ward.

Auf einer so erhitzten, gutbewässerten, grosen Region mußte die Natur, sowohl mit Mannigfaltigkeit, als an Fülle, ihre Gaben verspenden. Und da das Land nicht nur in Norden und Osten von hohen Gebirgen begränzt, sondern, wie zuvor angezeigt ward, auch selbst in seinem Innern von einzelnen nicht unbedeutenden Bergketten durchschnitten wird, so kann hier das Mineralreich nicht dürftig ausfallen. Ja, es wird sich ergeben, daß Hinterindien, wovon das Reich der Birmanen einen sehr grosen Theil ausmacht, mehr Kostbarkeiten und Reichthümer erzeugt, als selbst Hindostan.

Symes hat uns eine viel zu kurze und unvollständige Nachricht von einem merkwürdigen Mineral gegeben, von dem Steinöl in Ava.

Die Steinölbrunnen, wie er sie nennt, befinden sich etwas über eine deutsche Meile von Jeinangium, einem Orte an den östlichen Ufern des Hauptstroms Irrawadi, gegen den 21sten Breitengrad. Sie liegen mithin nur in einem kleineren Gebirge, oder vielleicht nur steinigten Hügel des Binnenlandes. Das Wenige, was wir davon jetzt erfahren haben, sagt nur, daß sich diese Brunnen in einem felsigten Boden finden Wenn ein solcher Brunnen erschöpft sey, heißt es, so machen die Birmanen einen neuen Einschnitt in den Felsen. Der Brunnen, wel-

chen die Engländer besuchten, bestand aus einem Viereck von 4 Schuhen; er war dreißig Klafter tief.

Das Oel wird in eisernen Geschirren mit Stricken, wie Wasser, heraufgezogen. Es muß sich in erstaunlicher Menge finden, da es nicht allein zum Bedarf für das ganze Reich hinreicht, sondern auch viele andere Gegenden Indiens versorgt. Es wird in Oeltöpfen, jeder in einem besondern Korbe, auf Karren, die von Ochsen gezogen werden, fortgebracht.

An Ort und Stelle ist es äußerst wohlfeil; zwei bis dreihundert Töpfe kosten nur einen Takal, oder etwas über einen Gulden. Uebrigens ist der Geruch des Oels selbst sehr widrig. Es ist merkwürdig, daß ebenfalls das westlicher gelegene Pegu Bergöl oder Naphta enthält; allein hier wird es auf den Gewässern schwimmend gefunden. (Hunter.)

Die größern Gebirge erzeugen aber eine sehr große Mannigfaltigkeit der vorzüglichsten Mineralien. Die Engländer fanden Granit am Irrawadi, und ohnweit Pegu, wie auch nur wenige Meilen von Imerapura Marmor, der dem schönsten italienischen gleich kommt, und wegen seiner schönen Politur häufig zu Götzenbildern benutzt wird; es ist verboten, ihn auszuführen. Auch kamen hier Versteinerungen vor, und was

noch merkwürdiger scheint, so hat das Wasser des Hauptstroms selbst eine versteinernde Kraft.

Auch Arrakan ist berühmt wegen eines Steinbruchs von Alabaster, woraus ebenfalls Götzenbilder geschnitzt und in die umliegenden Reiche geführt werden.

Von edlen Metallen finden sich in mehreren Theilen des Landes bedeutende Bergwerke.

So giebt es z. B. in den Gebirgen gegen die Gränze von China, sechs Tagereisen hinter Bamu, Gold- und Silbergruben, wie auch unweit des Flusses Kindum. Hier werden dann gleichfalls diejenigen Steine gegraben, weshalb das Land am berühmtesten ist, nämlich Rubine und Saphire.

Die an diesen Edelsteinen einträglichsten Werke finden sich aber unweit der Hauptstadt selbst, beinahe Kium-miun gegenüber, also nicht in den großen Gränzgebirgen. Pegu war bereits zu Taverniers Zeiten berühmt wegen seiner vorzüglichen Rubinen aller Gattung, z. B. Rubin Balai, Spinell, Rubicell und ähnliche Nüanzen dieses Steins; der Reichthum davon muß seinen Angaben nach bedeutend seyn, da man für mehr als 100000 Thlr. jährlich davon ausführt, obgleich dem Könige jeder Stein zuvor vorgezeigt werden mußte, da er sich dann die schönsten davon vorbehielt.

Ferner erzeugen sich hier: Chrisoprase, Amethisten, Granaten, Chrysoliten und Jaspis; kurz, den Diamant und den Smaragd ausgenommen, ist das Reich der Birmanen eines der Hauptländer des Orient für alle übrige edle Steine.

Fast jede Art der geringern Metalle führt Symes als hier einheimisch an, selbst hierunter Zinn, und vom Eisen Magnete. Gold kommt sowohl in Pegu, als in Ava, auch in Flüssen vor. In letzterm Reiche führt zwischen dem Kindum und dem Irrawadi der kleine Fluß Scholinkiny daher seinen Namen, denn dieser Ausdruck bedeutet goldener Sandfluß.

Salpeter erzeugt sich besonders bei Kioum, und Bernstein von ungewöhnlicher Klarheit und Durchsichtigkeit wird nahe am Hauptstrome gesammelt.

Sicher ist dies an unterirdischen Schätzen so reiche Land nicht minder gesegnet mit den schönsten Vegetabilien der heißen Zone, allein bis jetzt ist es noch fast eine unbekannte Erde für die Botanik. Der Doktor Buchanan, der dort Musse genug hatte, uns wenigstens etwas aus der Flora von Ava zu liefern, hat uns wahrlich keinen hohen Begrif von seiner Vorliebe für die Naturkunde gegeben.

Was darf man aber nicht mit Recht von einem Lande erwarten, welches mehrere Palmen-

arten, worunter auch die Areka, ferner die Mimose, welche das Cachou erzeugt; Tamarinden, Banianenbäume, Bambou, Indigo, Zukker, Piſang, mehrere Pfefferarten, Reis in unermeßlicher Menge und erſter Güte, Aloe und Sandelholz, Baumwolle, kurz, die wichtigſten Vegetabilien der heißen Zone, erzeugt, und zugleich den fruchtbarſten Boden beſitzt? Ein einziges Gewächs findet ſich noch unter den nützlichen als wildwachſend erwähnt, nämlich die binſenförmige Crotolarie (Crotolaria juncea), welche in Indien zu Packleinwand, Netzen und ſelbſt zu Papier gebraucht wird.

Eins der wichtigſten Handelsprodukte des hieſigen Pflanzenreichs iſt aber der Thik oder Zimmerbaum (Tectonia grandis L. Pentandr. Monogyn.). Es iſt ein großer Baum, der eirunde Blätter trägt, und lockere Blumentrauben an den Enden der Zweige. Das Holz macht ihn wegen der Vorzüglichkeit zum Schiffbau berühmt. Es kommt dem Innern nach unſerm Eichenholze nahe, nur iſt es nicht völlig ſo hart, dafür aber biegſamer. Vornämlich dadurch hat es vor allem Schiffsbauholz den Vorzug, daß es im Waſſer weit dauerhafter iſt; es widerſteht aber nicht nur der Feuchtigkeit, ſondern auch dem Schiffswurm (Teredo), und ſelbſt den weißen Ameiſen. Zwar wächſt der Thikbaum auch in Co-

chinchina, Malabar und auf den Molukken, allein so große Waldungen davon findet man kaum irgendwo, als in Ava und Pegu.

Jeder großen seefahrenden Handelsnation, vorzüglich aber England, ist daher dieses Holz von der größten Wichtigkeit, besonders, da das Bauholz von Bengalen nur schlecht ist. Seit mehreren Jahren hat man auch bereits die schönsten Kauffartheischiffe aus Thikholz, in Calcutta erbauet; auf der Themse gesehen; da nun zugleich die Birmanen geschickt und wohlfeiler zimmern, so wird, nur allein dieses Gegenstandes wegen, das Reich der Birmanen für die Engländer von der höchsten Wichtigkeit.

Eben deshalb haben sie auch bereits seit mehr als einem Jahrhundert es darauf angesehen, sowohl in dem vormaligen Pegu, als nun in Ava (Burmah) sich des ganzen dortigen Handels, besonders des mit Thikholz, zu bemächtigen, und mehrere Handelslogen, ja, selbst Forts, dort an den Küsten anzulegen.

Außer dem Thikbaum erzeugen vorzüglich die Gebirge dieses Reichs alle übrige in Indien bekannte Arten des Bauholzes; dies ist besonders deshalb von Werth, weil das Thikholz für die obern Theile der Masten zu schwer ist. Getreide und Gemüsearten Indiens, so wie auch To-

bak, gedeihen ebenfalls in Vollkommenheit, und überhaupt alle Früchte der Wendekreise.

Bei diesen dichten Wäldern, unter der heißen Zone, neben einer starken Bewässerung — was darf man deshalb hier nicht in Rücksicht des Thierreichs erwarten!

Alles, was das heiße Asien von den größten und furchtbarsten Quadrupeden gebiert, sey es fleisch- oder fruchtfressend, ist hier einheimisch, und wenn uns in der entgegengesetzten Richtung von den kleineren Thieren, besonders von den Insekten so wenig bekannt ist, so liegt es lediglich daran, daß bis jetzt kein Naturalist hier der Natur ihre Schätze abfragte.

Das Nashorn, und große Heerden Elephanten, wilder Büffel und wilder Schweine, jagen dem Reisenden Furcht ein, aber weit schrecklicher ist ihm hier der größte Wüterich der organischen Welt, der Königstiger, denn dieser findet sich in Hinterindien in seinem wahren Vaterlande, und er lebt hier weit häufiger, als der Löwe, der weit seltener vorkommt, als mehrere große Katzenarten, z. B. die Unze, der Serval, der Syahgush und der Leopard.

Die Jagd der wilden Elephanten geschieht auf folgende Weise. Haben die Jäger einen Elephanten, den sie zu fangen hoffen dürfen, entdeckt, so legen sie sich flach auf die Erde nieder,

und suchen dem Elephanten eine Schlinge nachzuwerfen. Das andere Ende ist an den Leib eines der zahmen Elephanten, welcher deshalb mitgeführt wird, festgebunden. Dieser wirft ihn sofort zu Boden, worauf der wilde, da er sich von allen verlassen fühlt, bald übermannet, und dann, zwischen zwei zahmen Elephanten befestigt, fortgeführt wird; ein dritter zieht ihn vorne und ein vierter treibt ihn von hinten. In wenig Wochen wird er völlig gelehrig und unterwirft sich ruhig seinem Schicksale.'

Wahrscheinlich giebt es hier einige Varietäten unter den Elephanten in Rücksicht der Farbe. Schon seit den ältesten Zeiten lagen die Könige von Pegu und Siam in Zwist wegen des Titels eines Herrn des weißen Elephanten. Weiße Elephanten werden nämlich wegen ihrer Seltenheit als ein Heiligthum betrachtet, und in dem langen, lächerlich pomphaften Titel der dortigen Könige, ist der des Herrn des weißen Elephanten so wichtig, daß man öfters Kriege deshalb hat ausbrechen sehen. Der Titel des Königs der Birmanen ist noch jetzt; Herr des weißen und aller Elephanten der Erde! Eigentlich sind diese seltenen Thiere nur graulichweiß, und in dem Fall, daß man keine dergleichen antreffen sollte, so schabt man einem gewöhnlichen Elephanten das Haar ab,

worauf sich sodann eine Kruste, eine Art von weißlichtem Scharf ansatzt, der einigermaaßen jene Farbe angiebt.

Der so weit verbreitete Bär zeigt sich hier in den Gebirgen; auch findet man das Ichneumon, die Fossome und Zibetkatze. Dagegen behaupten die Peguaner, es gäbe bei ihnen keine Schakale, die doch dem übrigen Ostindien so übermäßig beschwerlich sind

Antilopen und Affen trifft man ebenfalls hier sowohl reichlich der Anzahl nach, als vielartig.

Auch das Hausvieh ist nicht schlecht. Die Pferde beschreibt Hunter als kleine, aber zu Strapazen sehr brauchbare Thiere, mit einem kurzen, dicken Kopfe, buschigter Mähne und Schweife. Obgleich von Natur hartmäulig, verstehen die Einwohner es dennoch, sie sehr gut zu regieren. Man reitet aber hier sehr kurz, und dem Auge unangenehm; der Schenkel liegt fast horizontal.

Die Engländer bemerkten in Ava fast alle die schönen Vögelarten, womit die Waldungen des übrigen Indiens prangen, und die wenigstens zum Theil beschrieben sind. Besonders erwähnen sie aber der Braminengans, hier Henie genannt, weil sie das Sinnbild der Birmanen ist, wie es vormals der Adler den Römern war;

jedoch bezeugen sie ihr keine Verehrung. Sollte dies vielleicht die Hina der Chinesen (Anas Hina Linn.) seyn?

Daß hier eine Fülle von Amphibien, Schlangen und Eidechsen hausen, dafür bürgt die Lage des Landes und seine Bewässerung. Höchstwahrscheinlich sind hier beide Arten des Krokodils einheimisch, nämlich das gewöhnliche und das vom Ganges oder der Gavial (Crocodil. gangeticum maxillis elongatis teretibus etc.).

Allein wir kennen von der sicher hier überflüssigen Anzahl der Amphibien eben so wenig, als von den hiesigen Insekten, und auch hierin muß die Naturgeschichte auf genauere Beobachter hoffen, als es der Dr. Buchanar war.

Nur durch einige Naturprodukte haben wir etwas Belehrung in dieser Rücksicht erhalten.

So ward dem englischen Gesandten eine Menge Scheibenhonig gebracht, und diese Scheiben hingen an Aesten von Bambus. Diese wilden Bienen bauen, oder hängen vielmehr wohl mit einem Arm oder Handgriff ihre Nester daran fest, wie auch bei uns mehrere wilde Bienen, oder wie dies die schönen Wespennester von Cayenne zeigen. Diese wilden Bienen müssen aber in Ava sehr häufig seyn, da das daraus gewonnene Wachs einen beträchtlichen Handelsartikel ausmacht.

Auch das Insekt des Gummilacks lebt hier, wie wir ebenfalls aus seinen Erzeugnissen wissen, und sicher giebt es hier noch eine Menge ähnlicher Insekten, wie man nach Dr. Norburg bei der Nähe von Bengalen schliessen darf.

Mangel an Beobachtung läßt uns daher in dem reichsten Lande der Erde arm bleiben; doch was darf man wegen der genauern Verbindung dieses Reichs mit dem englischen Bengalen nicht binnen Kurzem erwarten?

Der Mensch.

Ein so großes Reich, als das heutige der Birmanen durch Vereinigung von Ava, Pegu und Cassay und Arrakan geworden ist, das zugleich wegen der hohen Gebirge und dichten Waldungen so vielartiger Temperatur genießt, läßt uns sicher mehrere von einander merklich verschiedene Menschenstämme voraussehen.

Zuerst der Birmane, der Bewohner von Ava, als jetzt, so weit die Nachrichten reichen, der herrschende Mann.

„Die Birmanen, sagt Symes, gleichen in ihren Gesichtszügen mehr den Chinesen, als den Hindus. Die Weibspersonen sind, besonders im nördlichen Theile des Reichs, schöner als in

Indien, aber nicht so zart gebildet, als diese. Indeß sind sie doch wohlgebaut und gewöhnlich zur Fettigkeit geneigt. Ihr Haar ist schwarz, grob und lang."

„Die Männer sind zwar nicht groß von Person, aber thätig und sehr stark; unter den Birmanischen Schiffsbauern gab es athletische Menschen; auch besitzen sie eine ganz besondere Biegsamkeit der Glieder. Der Gebrauch, sich den Bart auszuraufen, giebt ihnen ein jugendliches Ansehn."

„Sie tattowiren ihre Schenkel und Arme mit allerhand Figuren, welchen sie eine Wunderkraft gegen ihre Feinde beimessen. Weder Manns- noch Frauenspersonen sind so reinlich, wie die Hindus in Indien, bei welchen tägliches Waschen eine religiöse und sittliche Pflicht zugleich ist. Die Mädchen werden frühzeitig gewöhnt, ihre Arme auswärts zu drehen. Wenn sie daher den Arm ausstrecken, so steht der Ellenbogen verkehrt; der innere Theil des Gelenks steht auswärts und der äußere ist einwärts gedrehet."

Die Peguaner kommen, dem Percotto zufolge, fast ganz mit den Avanern überein, und diese beschreibt er gleichfalls als kraftvolle Menschen. Der Farbe nach giebt sie Hunter schwärzlich oder dunkel (swarthy) an, und von Gesichtszügen setzt er sie den Malayen gleich.

Das Gesicht ist breit, die Augen sind groß und schwarz, die Nase ist geflächt, der Mund gezogen und die Backenknochen hervorstehend.

Sie treiben das Tattowiren leidenschaftlich, obgleich, wie Hunter behauptet, von fünf Kindern zwei durch diese Operation umkommen. Vornehme lassen sich Figuren von Tigern und andern wilden Thieren in die Haut der Schenkel einätzen.

Die Zähne sind stets von tiefster Schwärze, denn, so widerstehend dies auch uns Europäern seyn mag, so halten es doch beide Völker für eine große Zierde. Sie wenden daher nicht geringe Sorgfalt auf das Schwärzen der Zähne, und bereiten hiezu ein sonderbares Gemisch, oder vielmehr eine heftige Beize. Hunter entdeckte, daß sie hauptsächlich aus dem Fleische reifer und unreifer Myrobolanen (Spondias Myrobolanus) bestehe, welches in Wasser macerirt, und dann gekocht wird. Hiezu setzt man grünen und blauen Vitriol, Eisenfeil, arabischen Gummi und Oel aus Senfkörnern, alles (bis auf das Oel) pulverisirt. Dies Gemisch wird auf ein Betelblatt gestrichen, und Abends beim Schlafengehen bis zum Morgen an die Zähne gelegt. Einige setzen noch ein rothes Ingredienz hinzu, wenn die Zähne etwas ins röthliche scheinen sollen.

Die Bewohner Arrakans, jetzt ebenfalls durch Eroberung dem Reiche der Birmanen angehörend, beschreibt uns Ovington als Menschen, welche noch stärker in dem, was wir Europäer Schönheit nennen, von uns abweichen. Sie lieben eine breite und glatte Stirn; um diese hervorzubringen, beschweren sie sie bei dem zur Welt kommenden Kinde sogleich mit einer Bleiplatte. Dabei haben sie weite Nasenlöcher; kleine, aber lebhafte Augen, und Ohren, welche gleichfalls erkünstelt bis auf die Schultern herabhangen.

Ueber den Charakter der Hauptnation der Miama oder Birmanen, haben wir nur erst durch die letzte englische Gesandschaft (1795) etwas richtiger urtheilen gelernt.

Der Charakter der Birmanen steht, diesen Nachrichten zufolge, im Contrast mit dem der Hindus. Die erstern sind nämlich lebhaft, reizbar, muthig, ungeduldig und fröhlicher Gemüthsart. Sie sind dabei arbeitsam, gegen Fremde redlich, wißbegierig, gescheidt, und zeigen Gegenwart des Geistes. Der englische Gesandte, der Obrist Symes, stieß auf der Jagd auf einen Büffel. Das Thier, durch den Anblick seines rothen Kleides aufgebracht, näherte sich ihm mit wildem Blicke, und er sahe sich in wahrer Gefahr gegen ein so starkes Thier, als er in einiger Entfernung einen Birmanen erblickte. Dieser schrie

ihm zu, zog seine blaue Jacke aus, hielt sie in die Höhe, und warf sie sodann zu Boden. Symes begriff seine Deutung; er zog seinen scharlachenen Rock aus, und schleuderte ihn nebst seinem Hute von sich. Sofort fand sich der Büffel beruhigt, und ging riedlich zu seiner Heerde zurück.

Vorzüglich zeichnen sich aber auch die Birmanen, vor vielen Völkern des Orients aus, nicht nur durch Achtung der Fremden, so wie durch allgemeine Toleranz gegen jede Religionssekte, sondern dadurch, daß sie dem Frauenzimmer große Freiheiten zugestehen. Wir wissen, wie die Chinesen ihre Frauen einsperren, und wie überhaupt die meisten Völker des Orients auf die empörendste Art das andere Geschlecht von allen öffentlichen Angelegenheiten ausschließen.

Das birmanische Frauenzimmer geht eben so frei umher, als das europäische.

Da die Fremden überhaupt hier geschätzt werden, so gestattet man es, daß sie sich bei ihrem hiesigen Aufenthalte auf eine Zeit ein Frauenzimmer miethen, und dieses verliert dadurch bei ihren Landsleuten nicht in der Achtung. Sie sollen während dieser temporairen Ehe den Fremden sehr ergeben und getreu seyn.

Ueberhaupt sind die Frauen ihren Männern getreu. Auch läßt ihr häuslicher Fleiß ihnen wenig Zeit zu Liebschaften. Selbst Damen vom höchsten Stande findet man hier selten müssig. Bei dem Besuche, welchen der englische Gesandte der Königin abstattete, sahe man in einer Gallerie ihres Pallastes drei bis vier Weberstühle, worun Mädchen arbeiteten. Weben ist, wie bei den alten Griechen, die Hauptbeschäftigung des birmanischen Frauenzimmers. Die meisten Familien verfertigen die baumwollenen und seidenen Zeuge zu ihren Kleidungen in ihren eigenen Häusern.

Jener empörende Gebrauch der Entmannung, welchen wir bei den Chinesen und andern Völkern Hinterindiens antreffen, wird hier verabscheuet.

Bei der Eroberung von Arrakan geriethen mehrere der dortigen Verschnittenen, welche dort in Dienst standen, in die Gefangenschaft der Birmanen; sie wurden aber nur als eine widrige Seltenheit aufbewahrt, und zu keinem Dienste zugelassen.

In einem so heißen Klima sollte man kaum so viel Muth und Kriegstalent erwarten, als sich sowohl in Pegu, vorzüglich aber in Ava, also bei den eigentlichen Birmanen, seit dem letzten Jahrhundert gezeigt hat. Wenn man die lan-

gen hartnäckigen Kämpfe der Peguer gegen ihre heutigen Oberherren, die Birmanen, mit Aufmerksamkeit durchgeht, und nun sieht, wie endlich ein Mensch von geringem Stande aus Ehrgefühl für sein durch Pegu unterdrücktes Vaterland im Stande war, letzteres nicht nur von dem fremden Joche zu befreien, sondern die Peguer selbst in Fesseln zu schlagen, sich selbst und seine Familie nachmals auf den Thron der auf die Weise nun vereinten Reiche zu setzen, so muß man mit Recht über den talentvollen Muth und die vieljährigen großen Anstrengungen der Birmanen erstaunen. Dies verdient einer kurzen Anzeige, da es uns genauer mit dem Charakter dieser Völker bekannt macht.

Alompra, dies ist der Name des Rächers seines Vaterlandes und Stifters der heute so wichtigen Monarchie der Birmanen, ward, obgleich nur unter der niedern Benennung eines Jägers bekannt, von Beinga-Della, Könige von Pegu, welcher die Birmanen völlig überwunden, ihren König gefangen genommen und sich (1752) der Hauptstadt Ava, wie auch des ganzen Reichs bemeistert hatte, zum Vorsteher des unbedeutenden Dorfes Mantschebu, nördlich von der Hauptstadt Ava, angesetzt.

Der König von Pegu, stolz auf seine Triumphe, vernachlässigte die neue eroberte Provinz,

und richtete nur seine Sorgsamkeit auf die entfernten Theile des Reichs, woselbst er glaubte, daß die entwichenen Prinzen des gefangenen Königs von Pegu Unruhe anstiften konnten.

Alompra fand daher in seiner Ortschaft nur 50 Peguer als Garnison, und diese erlaubten sich, die Ueberwundenen mit der Härte und dem Stolz zu mishandeln, wodurch gewöhnliche Erpresser gegen Ueberwundene mit Recht verhaßt werden. Er hatte die Pallisaden, wodurch dergleichen Ortschaften bei den Birmanen geschützt werden, als sollten sie zur Schutzwehr dienen, bei einem etwanigen Einfalle revoltirender Birmanen in Stand gesetzt.

Jetzt machte er sich den stets wachsenden Unwillen seiner Landsleute gegen die Mishandlungen der Peguer Garnison zu Nutze, überfiel sie mit etwa 100 Mann Verschworner, und hieb sie nieder. Auf das schlaueste und scheinheiligste suchte er indeß diese offenbare Rebellion bei dem Bruder des Königs von Pegu, dem Statthalter des neueroberten birmanischen Reichs, der in der Hauptstadt Ava seinen Sitz hatte, durch Uebereilung wegen der Härte der Peguer so bittend zu beschönigen, und die Sache selbst als unwichtig darzustellen, daß der Statthalter hierauf nur eine Wache nach Mantschebu sandte, den Alompra gefangen zu nehmen.

Dieser hatte indessen die Birmanen feierlich aufgerufen, ihnen vorgestellt, daß nur Sieg oder Tod sie von dem schändlichen Joche befreien könnte. Auf die Weise erhielt er bald eine hinreichende Anzahl von Truppen, mit der er über die zu seiner Gefangennehmung herbeieilenden Peguer herfiel, sie gänzlich aufrieb, und nun mit seinem durch diese neuen Vortheile jetzt schon auf einige Tausend angewachsenem Heere gerade auf die Hauptstadt Ava anrückte.

Der Neffe des Königs, welcher hier Gouverneur war, unvorbereitet auf so schnelle widrige Ereignisse, verließ Ava, statt diesen wichtigen und gutbefestigten Posten zu vertheidigen; er verlor die Besinnung und entfloh.

Dies entschied vorerst das Schicksal des Reichs. Der Muth der Birmanen und mit ihm Alompra's Parthei, wuchs unglaublich durch die schnelle Wiedereroberung der Hauptstadt. Alompra's Scharfblick fühlte den hohen Werth seiner plötzlichen Erscheinung in dem ruhigen südlichen Theile des Reichs. Er überließ daher die Besetzung der Stadt Ava seinem Sohne, und eilte mit seiner triumphirenden Armee sofort nach Pegu gegen den König, oder vielmehr gegen die Armee, welche dessen Bruder befehligte.

Auf dem Irrawadi erfolgte eine blutige Schlacht zwischen beiden Flotten, die nach hartem Kampfe zum Vortheil des Alompra ausfiel. Sey es Wuth, oder Rache, genug, die Peguer begingen eine unverzeihliche Grausamkeit; sie ermordeten ohne weitere Form den gefangenen König der Birmanen, wodurch denn begreiflich die letztern nun desto mehr aufgebracht wurden, sich unter die Fahne des Alompra stellten, und nun überall die Peguer mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgten.

Je ungebildeter, roher der Mensch, desto schwerer scheint es, seine Selbstigkeit der Rechtschaffenheit zum Opfer zu bringen.

Alompra, bis jetzt der Rächer seiner unterdrückten Nation, zeigte sich jetzt als ein niedriger Usurpator. Der älteste Sohn des ermordeten Königs, also Alompra's und des Landes wahrer Herr, trat bei dem Tode seines Vaters aus den nördlichen Provinzen, worin er sich bis jetzt verborgen gehalten hatte, mit der gerechten Hofnung hervor, daß die Vortheile, welche seine Nation anjetzt erfochten hatte, ihn wieder auf einen angeerbten Thron setzen würden. Statt, daß Alompra, wie ein Mann von Ehre und Grundsätzen, den Kronprinzen hätte mit seinen glücklichen Waffen unterstützen sollen, verfolgte er auch ihn. Dieser,

nur von den Quis's, einer nördlichen Bergnation, bei welcher sich der Prinz bis jetzt verborgen gehalten hatte, unterstützt, sah sich also zweien Feinden ausgesetzt; den Peguern und seinen eigenen Unthanen, den Birmanen, welche der Landesverräther Alompra, denn dazu war er jetzt herabgesunken, gegen ihn anführte. Der Kronprinz mußte daher nach Siam flüchten, und Alompra bemächtigte sich des birmanischen Thrones.

Wie von jetzt an der Kampf zwischen den Birmanen und Peguern zwar vielfältig auf das heftigste erneuert geführt ward, und zuletzt dennoch für den Usurpator Alompra günstig ausschlug, dies genauer auseinander zusetzen, führte uns zu weit von unserm Vorhaben.

Alompra hatte Geschicklichkeit genug, die Niederlassung der beiden europäischen Mächte, der Franzosen und Engländer, möglichst zu schonen. Dies war besonders der Fall in Rücksicht der letztern, deren Macht in seiner Nähe, in Ostindien, ihm nichts weniger als unbekannt war. Ja, obgleich sowohl die Engländer, und freilich noch bestimmter die Franzosen, einige male die Peguer, also seine Feinde, beim plötzlichen Wenden des Kriegsglücks begünstigt hatten, so war dennoch seine Rache nicht dauernd.

Hätte dieser birmanische Usurpator seinen letzten Feldzug gegen Siam nicht unternommen, so wäre ihm vielleicht das Glück, welches oft falsche Menschen begünstigt, zu Theil worden, die Herrschaft über das nunmehr grosse Reich der Birmanen ruhig zu geniessen. Dieser letzte Feldzug aber, den er hauptsächlich wegen des dorthin geflüchteten, rechtmäßigen Thronerbens unternahm, brachte ihm den Tod. Eine bösartige Krankheit überfiel ihn, gerade, da er bereits die Hauptstadt Siam eingeschlossen hatte, und diese Krankheit nahm so schnell überhand, daß er daran auf dem Rückzuge nach seiner eigenen Residenz Mautschebu im Anfang des Mai's 1760 verschied.

Siam ward hiedurch von der Verheerung gerettet, aber das neue Reich der Birmanen sahe sich von jetzt an vielartigen Partheien und Kriegen abermals Preis gegeben.

Zwar mußte, den birmanischen Reichsgesetzen gemäß, stets der älteste Sohn des Königs den väterlichen Thron besteigen; allein der zweite Prinz wußte die Armee, bei welcher er seines Muths wegen in Ansehen stand, zu überreden, Alompra habe ihn zum Thronerben ernannt. So stand dann das Reich zwischen dem ältesten und zweiten Sohne des Alompra in Flammen, und diese wurden durch den tapfern Gene-

ral Nattun, Alompra's Lieblinge, noch stärker genährt, denn dieser trat ebenfalls als Mitwerber um die Krone auf. Indeß ward dieser Abentheurer bald überwältigt; der älteste Sohn des Alompra, der jetzige Thronerbe, starb aber bald, und sein Sohn Momien, welcher bis dahin in einem Kloster erzogen worden, ward, da nun der zweite Prinz Schembuan sein Vormund ward, zwar als thronfähig erklärt, allein sein Vormund riß bald unter dieser Larve die Macht des Reichs an sich.

Schembuan, in Waffen und Blut groß geworden, vernachlässigte nun ebenfalls den wahren Zweck der Monarchie. Er wollte als Eroberer glänzen, überfiel und unterjochte mehrere kleinere ruhige Staaten, und setzte den Krieg gegen Siam fort, indeß die Pegner selbst ihm noch stets lebhaft seine Krone streitig machten.

Seinen ungerechten, menschenverderblichen Entwürfen machte aber ebenfalls eine Krankheit (1776) bald ein Ende. So überlebte er nicht lange die Schande, womit er sich kurz zuvor so tief gebrandmarkt hatte, indem er den gefangenen König der Pegner, einen eben so harmlosen, als unschuldigen Greis, gerichtlich morden ließ. Dieser ward nämlich durch partheiische Richter des Sohns des Usurpators unter lautem Be-

bauern des ganzen Volks, nach dem gründlichsten Beweisen seiner Unschuld öffentlich hingerichtet; der Monarch behielt aber bis zu dem letzten Augenblick die völlige Standhaftigkeit und Würde, mit der nur allein der Schuldlose auf seinen frechen, verächtlichen Mörder herabsehen kann.

Begreiflich stand das Reich von jetzt an neuem Unglücke Preis. Noch lebte der Sohn von Alompra's ältestem Prinzen, und Schembuan hatte dem Adel vor seinem Tode durch einen Eid die Thronfolge seines ältesten Sohns Tschenguza zusichern lassen.

Dieser, ein Wüstling und Verächter seiner Religion, machte sich täglich dem Volke verhaßter, und die niedere Grausamkeit, da er in wilder Aufwallung seiner schönen unschuldigen Gemahlin den Tod zuerkannte, brachte eine Verschwörung gegen ihn zu Stande, an deren Spitze sich Schembuan's jüngerer Bruder, Minderaschi Pra, befand.

Momien ward zwar aus dem Kloster als rechtmäßiger Thronerbe hervorgezogen, allein Minderaschi Pra bediente sich seiner nur auf wenige Tage, um der Empörung einen Anstrich zu geben.

Tschenguza ward zuerst in die Acht erklärt. Er hatte das Unglück, bei seiner Flucht gerade auf den Vater seiner unschuldig ermorde-

ten Gemahlin zu stoßen, und dieser hieb ihn nieder. Nomien ward von Minderaschi unter dem Vorwande, als wölle das Volk ihn wegen seiner Unfähigkeit nicht zum König, gefangen genommen, und, um seiner schnell los zu werden, im Strome ersäuft. Minderaschi ließ sich jetzt überall als rechtmäßiger Monarch anerkennen und huldigen.

Auch dieser Asiat, wenn gleich von den aus Indien gewanderten Braminen gebildet, und daher weiter entwickelt, als seine rohen Vorgänger, konnte dennoch dem wahnsinnigen Hange zu unrechtmäßiger Vergrößerung seines Reichs nicht widerstehen.

Ohne den mindesten gültigen Vorwand überfiel er das weit schwächere, nur hauptsächlich durch die Gebirgsumgebungen geschützte Arrakan; sein bezahltes Raubgesindel ermordete, was sich widersetzte, verheerte das Land, verjagte rechtmäßige Güterbesitzer, und so zwang er sich gewaltsam zum Herren auf von diesem Reiche und von mehreren andern kleinen ihm bequem gelegenen Provinzen. Indeß war Minderaschi's strafbare Ehrsucht auch hiemit noch nicht befriedigt. Er machte einen Angriff auf die Salanga-Insel (Junk Seilang), ward aber von den Siamern sowohl hier geschlagen, als auch nachmals

in einem Haupttreffen, worauf dann, nach vorhergegangenem öfterm Blutvergießen 1793 ein Friede zu Stande kam, der dennoch den Birmanen bedeutende Vortheile zugestand.

Auf die Weise hatte sich nun die Nation der Birmanen zu einer der angesehensten Mächte von ganz Hinterindien erhoben, und Minderaschi blieb, seiner Unverdientheit und Raubsucht ungeachtet, ihr König. Die Engländer fanden ihn im Jahre 1795 im vollen Glanze eines asiatischen Monarchen.

Schrecklich und menschenfressend war freilich diese gänzliche Veränderung eines der größten Theile von Hinterindien; indeß sey man billig; sie war nicht ohne bedeutende Vortheile für die Menschheit.

Alompra, so wie seine Nachfolger, erhuben sich durchaus widerrechtlich auf den Thron von Ava, aber die Vorsicht bediente sich dieser bösen Menschen zu dem großen Entzweck, hier in Asien das Menschengeschlecht weiter zu führen. Höchstselten sind edle, wohlwünschende Charaktere fähig, Einrichtungen und Aenderungen zu machen, wobei vieles mit Gewalt wegzuschaffen ist; höchstselten zeigt sich ein Peter der erste. Auch bedarf Europa bei dem hohen Grade seiner Aufklärung weit weniger wilder

Revolutionen, als der Orient. Asiens prinzipienloser, harter Krieger, von niederm Privatinteresse, von verworfenem Egoismus gestachelt, wirft ohne Schonung alles vor sich nieder, zertritt Menschen und ihre Rechte, und indem er durch Talente und Grausamkeit das Alte zerstört, setzt er sich unter Raub und Blut auf den Thron seines rechtmäßigen Herren, und bildet ein neues Reich. Allein, ist er gescheidt, so fühlt er bald, worin die Mängel der vorhergehenden Regierung bestanden und wie er durch Vermeidung derselben seine eigene jetzt in Sicherheit zu setzen im Stande sey. So wird in den Händen der weisen Weltregierung, der Usurpator Alompra ohne sein Wissen ein Werkzeug zur Vervollkommnung des Menschen, zur höhern Ausbildung der rohen Birmanen.

Als Mann von Einsichten suchte er, nachdem er sich auf dem Throne sicher glaubte, sein Volk, von dem er alles erhalten mußte, selbst in bessern, reichern Zustand zu setzen. Er richtete die Gerichtshöfe faßlicher ein, beschränkte ihre Gewalt, und überließ es den Magistratspersonen nicht mehr, willkührlich über das Leben und Vermögen der Unterthanen abzuurtheilen. Jede Gerichtssache ward von jetzt an öffentlich verhandelt. Er gab strenge Befehle gegen das Spielen; er untersagte den Gebrauch der geistigen

Getränke; er suchte die Fremden in ihren Besitzungen zu schützen; Rangun ward durch ihn ein wichtiger Handelsort, und nur seine kurze, unruhvolle Regierung hinderte ihn am Aufhelfen der Künste und Manufakturen.

Minderaschi, vielleicht noch jetzt König, ebenfalls, wie sein Vorgänger, auf die ungerechteste Weise zu dieser Würde gelangt, eben so thätig und gescheidt, konnte nach Besiegung aller Schwierigkeiten im ruhigen Besitz des grossen Reichs bei seiner viel längern Regierung diese leicht übertreffen.

Dies hat er dann auch wirklich gethan. Mit den Trümmern von Ava errichtete er den zum Verkehr zweckmäßigsten Ort seines Reiches, die neue Hauptstadt Imerapura, an dem erwähnten See Taunzeman, und schützte sie durch eine Festung. Er gab den Braminen Vorrechte, um in seinem Lande des Kalenderwesen einzurichten, er vernichtete die Seeräuber, welche bis jetzt den Handel so hart beeinträchtigten, und da er in den Friedensbedingungen mit dem König von Siam sich die westlichen Seestädte bis Mergui ausbedungen hatte, so gab er seinem Reiche die schönste Aussicht zu dem wichtigsten Handel. Zugleich richtete er die innere Polizei des Reichs auf das vortheilhafteste ein, und da hier weder der indische Kastenzwang, noch die Scheelsucht

gegen die Fremden herrscht, so erreichte unter ihm das Reich der Birmanen eine Höhe, und durch den in den Kriegen erlangten Muth eine Sicherheit, deren sich kein anderes in Asien rühmen darf.

Diese kurze Auseinandersetzung der Ereignisse, durch welche das Reich der Birmanen in dem letzten Jahrhunderte umgestaltet ist, wird für unsere Absicht in zwiefacher Rücksicht belehrend

Sie zeigt einmal, wie die heutige Einrichtung des Reichs ihre Form erhalten hat, und sie enthält zugleich mehrere Aufschlüsse über den Charakter dieser Nation.

In allen diesen Unternehmungen zeigte sich nicht nur Muth, sondern gehörige Wahl solcher Mittel, die zum Zweck führten.

So muß man es z. B. bewundern, wie Alompra sich selbst gegen die damals mit den Peguern verbundene Seemacht der Engländer und Franzosen so trefflich zu vertheidigen verstand.

Die Birmanen erbaueten nämlich mit der größten Schnelligkeit und Geschicklichkeit Feuerflösse, welche, mit brennbaren Materialien angefüllt, den Strom hinab unter die ihnen durch das Geschütz so sehr überlegenen europäischen Schiffe mit so vieler Klugheit geführt wurden, daß jene genöthigt waren, die Anker zu lichten,

und sich durch die Flucht der Zerstörung zu entziehen, während, daß Alompra's Landmacht jedem Versuch der Landung der Peguer vereitelte.

Nicht minder auffallend bleibt die kluge Schonung der Europäer, da diese doch offenbar zu mehreren malen den Feinden der Birmanen die lebhaftesten Dienste geleistet hatten. So wild und grausam Alompra auch war, so setzte er dennoch seiner Rache gegen die Europäer sehr bald Grenzen, nur allein, weil er zu deutlich fühlte, wie sehr ihr Handel seinem Lande dereinst zuträglich seyn müsse.

Eben so vorzüglich ist die Ausdauer, das Festhalten der einmal entworfenen Plane, dieser sich von der Niedrigkeit zum Throne hinaufgeschwungenen Menschen. Sowohl Alompra, als Schembuan und Minderaschi behielten selbst bei Unglücksfällen ihr Vorhaben unablässig in den Augen, und überwältigten, freilich oftmalls durch grausame Mittel, die größten Schwierigkeiten. Stolz und Grausamkeit findet sich aber fast bei allen Asiaten, und die Birmanen haben wenigstens bei ihren sonstigen Vorzügen und unter so vielen Schwierigkeiten durchgesetzten Unternehmungen keine von diesen widrigen Eigenschaften mehr, als ihre Nachbaren, bewiesen, ja, wie wir so eben fanden, sie haben beide mehrmals durch Vernunft gemäßigt.

Die Contraste, welche Symes in dem Charakter dieser Nation findet, verdienen hier wohl einer Anzeige. „Die Birmanen," sagt er, „äussern in einigen Stücken eine barbarische Wildheit, in andern alle Zärtlichkeit eines verfeinerten Volks. Sie zeigen gegen ihre Feinde die grausamste Rache. Bei ihren Einfällen in des Feindes Land wird jeder Schritt durch Verwüstung bezeichnet; sie schonen weder Geschlecht noch Alter. Dagegen erstreckt sich zu Hause ihre Gutthätigkeit auf das Alter sowohl, als auf Kranke und Schwächliche. Kindliche Ehrfurcht wird als ein geheiligtes Gesetz eingeprägt und genau beobachtet. Nirgends ist ein Bettler zu sehen. Jeder ist versichert, seinen Unterhalt zu finden; kann er sich diesen nicht selbst erwerben, so wird er ihm von andern gereicht."

Wie weit ist dieser, wenn gleich oft harte, grausame Asiate nicht über den wilden, über die im Innern von vielen Theilen Asiens lebenden Gebirgsnationen, ja, selbst über den Malayen der Halbinsel Ostindiens erhaben!

Im Ganzen scheint daher ihr Charakter verglichen mit dem der erobernden Mongolen und Tartarn die Hofnung zu einer künftigen für Asien glücklichen Wendung zu rechtfertigen, vorzüglich wenn man auf die Wißbegierde und auf die li-

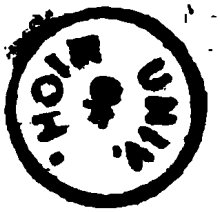
herrsche Denkart der Birmanen Rücksicht nimmt, wovon wir ein entscheidendes Beispiel beizubringen werden Gelegenheit haben.

Von den übrigen Völkern, welche sich entweder unter dem Scepter des Königs der Birmanen befinden, verdienen hier noch einige eine besondere Anzeige.

Die Carianer, welche die westlichen Provinzen von Dalla und Bassien bewohnen, sind ein einfaches, harmloses Hirtenvolk. Ihre Sprache, ihre Sitten, sind von den der Birmanen gänzlich verschieden, und von der Religion haben sie nur rohe Begriffe. Sie leben mit Jedermann friedlich, lassen sich nie in eine Fehde ein, und da sie in den letzten Jahren von den Birmanen mit schweren Auflagen belastet wurden, so zogen sie sich größtentheils mit ihrem Vieh in das Gebirge von Arrakan. Ihre Gesetze bestehen nur in mündlichen Traditionen ihrer Vorfahren; sie sind sonst gottesfürchtig, sittsam, sanft und gegen Fremde äußerst gastfrei.

Die Cassaier. Ihr kleines, vormals unabhängiges Land, nördlich von Arrakan, gränzt an die jetzt zu Bengalen gerechnete Provinz Tipra und an das Gebirge. Vielleicht sind die Cassaier deshalb weißer, als die Birmanen, auch sind sie, wie ihre Physiognomie, sanfter; übrigens kommen sie den Bengalern der Bildung nach

Ein Bergbewohner (ein Timin) mit seiner Frau.



ziemlich nahe. Sie zeigen sich zu allen Handthierungen geschickt. Sie sind gute Landwirthe und Gärtner, wie auch gute Waffenschmiede. Die besten Gewehre der Birmanen rühren von ihnen her. Ebenfalls sind sie vorzügliche Reuter; der König hat eine besondere Leibwache Cassaischer Reuter.

Von andern Völkern, welche sich von der Hauptnation unterscheiden, zeigen sich die zuvor nur genannten Jus oder Quois, wenn anders das Volk, welches Symes Ju nennt, mit dem Jus, wie man dem Namen nach schliessen sollte; einerlei ist. Sie bewohnen eine östliche Provinz, Muddora genannt, und sind wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten von den Birmanen besonders dadurch, daß sie den Zähnen ihre natürliche Weiße lassen, daher man sie auch deshalb dort außerordentlich findet.

Merkwürdiger scheinen die Kainer, oder die ursprünglichen Bergbewohner Arrakans, zu seyn. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen die Birmanen, und der größte Theil derselben ist bis jetzt noch nicht überwältigt. Die Gebirge Arrakans, besonders einer derselben, der heilige Berg genannt, blieb bis jetzt unerobert. Stirbt ein Kain innerhalb der Ge-

richtsbarkeit der Birmanen, so tragen seine Landsleute seine Asche auf dieses heilige Gebirge.

Die Weiber dieser Nation tatowiren das ganze Gesicht. Dies giebt ihnen ein scheusliches Ansehen. Sie trugen ein langes Kleid, gleich einem Fuhrmannsrocke, der über die Wade reicht, mit weiten, langen Aermeln. Zum Schmuck hingen einige Ketten um den Hals, und der Kopf war mit einem zusammengeschlagenen Tuche bedeckt, an welchem Büschel oder Federn seitwärts herabhingen. Der Mann war nur mit einer Jacke bekleidet, deren kurze Aermel bis zum Ellenbogen reichten. Von den Hüften an war er nackt. Sein Bart hing am Kinn tief herab. Queer von der rechten Schulter lief ein breiter Gürtel, der Zeichnung nach von Flechtwerk, und von dem Gürtel auf die Hüften lange Streifen bis zu den Waden hinab. An der linken Seite hatte er eine breite Tasche. Diese Völker nennen das von ihnen verehrte Wesen Munzing, und behaupten, es werde sie nach ihrem Tode wieder zu Kindern machen. Diese Munzing wären die Väter und Mütter der Welt, und wohnten auf dem grossen Berge Gnowa, woselbst auch die Bilder der Todten aufbewahrt würden. Auch sie verbrennen die Todten, sammeln aber die Asche in ein Geschirr, welches begraben, und mit Rasen bedeckt wird. Sie ha-

ben ebenfalls keine Schrift, noch auch andere Gesetze, als Tradition. Die Birmanen lassen sie völlig ungestört bei ihren Sitten.

Bei dem beträchtlichen Grade der Kultur, welcher sich unter den Birmanen findet, darf man sowohl in ihrer Kleidung, als in ihren Wohnungen, äußerlichen Einrichtungen, ihrer Ernährungs- und Lebensart überhaupt keine unbedeutende Verfeinerung erwarten.

Die Kleidung mußte freilich bei einem so warmen Lande dem Klima entsprechen, und, wie überall, zeigt sich auch hier dies am deutlichsten bei dem Theile der Nation, welcher genöthigt ist, der Luft am häufigsten ausgesetzt zu seyn, bei der geringern Volksklasse.

Der birmanische Bauer und Arbeitsmann geht bis auf den Gürtel gewöhnlich nackt; im Winter ist ihm indeß eine warme Tuchweste willkommen. Um die Hüften ist er aber statt der Beinkleider stets mit zusammengeschlagenem Zeuge bedeckt. Dabei wird der Kopf durch eine flache Kappe geschützt, worauf sich Erhöhungen, und an der einen Seite eine Art Vorstand finden, vielleicht als Handgriff. Aber selbst an dem Ackersmann erkennt man eine militairische Nation: gewöhnlich

ist er mit einem Säbel und einem runden Schilde bewaffnet. Die Frau ist vom Halse an völlig bis zu den Zehen in Zeug, wie in ein Hemd eingeschlagen, das um den Leib gewickelt ist, und selbst die Arme bleiben nicht blos. Im Gehen öfnet sich indeß die untere Falte des Kleides, und entblößt den Fuß oftmals bis zur Mitte des Schenkels.

Diese, dem Europäer scheinbar unanständige sehr alte Mode, soll von einer Königin herrühren, welche die Männer durch den Anblick eines schönen Frauenzimmer-Beins reizen wollte, ihr Geschlecht nicht widernatürlich zu vernachläßigen.

Die Tracht der Vornehmen besteht aus einem langen, oftmals geblümten atlassenen oder sammtenen Gewande, das bis zum Knochel hinabreicht. Ueber demselben tragen sie eine Schärpe, oder einen fliegenden, von den Schultern herabhangenden Mantel, mit einem weiten Kragen und ofnen Aermeln. Den Kopf bedeckt eine hohe sammtne Mütze, theils glatt, theils mit goldnen Blumen gestickt, je nach ihrem Range. Sie tragen als Ohrringe bald drei Zoll lange Röhrchen, die sich am Ende erweitern, bald ein massives Stückchen Gold platt geschlagen und zusammen gerollt; oft zieht es das Ohrläppchen zwei Zoll tief herab.

Das Frauenzimmer vom Stande rollt das Haar auf dem Wirbel zusammen und umwickelt es mit einer Binde voll Stickereien, die ihren verschiedenen Rang anzeigen. Ein kurzes Hemd, das bis gegen den Magen hinabreicht, ist zusammen geschnürt und unterstützt den Busen. Ueber dies Hemde liegt ein lockeres Camisol mit engen Aermeln; um den Leib rollen sie aber ein langes Stück seiden oder wollen Zeug, das bis auf die Füße geht und oft eine Schleppe macht. Gehen sie aus, dann wird ein Shawl von Seide um die Schultern geworfen. Sie tragen gleichfalls Armbänder oft von hohem Werth. Beide Geschlechter bedienen sich der Fächer oder Schirme, doch ist der der Männer fast wie ein rundes Blatt gestaltet, dessen Stiel an der einen Seite sitzt.

Den Rang der Person zeigt hie sie begleitende Geräthschaft, vorzüglich die Betelbüchse, denn diese wird ihr stets nachgetragen; ferner erkennt man ihn an den Ohrringen, an der Haube, an dem Pferdegeschirr, an der Trinkschale und dem Spucknapf, welche bei hohen Standespersonen von Gold sind.

Die Schuhe sind, wie bei den Chinesen, vorwärts in die Höhe gebogen, übrigens aber pantoffelähnlich.

Die Bauart ist bei den Birmanen schlecht, und eben daher die Wohnungen. Das Gerüste der Häuser besteht aus Balken, welche mit Bambusrohr durchflochten sind. Hierauf ruhet ein Dach von Stroh oder trocknen breiten Palmblättern; grosse Häuser in den Städten fanden indeß die Engländer mit Ziegeln gedeckt.

Die Häuser stehen auf Pfählen, sowohl wegen der häufigen Ueberschwemmungen und der Feuchtigkeit, als auch um vor den Tiegern sicher zu seyn. Man steigt in das Haus vermittelst einer Leiter; das Inwendige hat bei gemeinen Wohnhäusern keine Abtheilungen oder Gemächer. Die Häuser der Großen, so wie dasjenige, welches bei Imerapura für den englischen Gesandten errichtet war, bestand aus zwei großen Zimmern und einem Balkon, hatte jedoch nur ein Stockwerk, welches etwa zwei Fuß über der Erde erhaben stand, die Wände waren, diesem Klima angemessen, nur von Rohrmatten geflochten. Neben den Häusern für den Gesandten, den Secretair und den Arzt waren Hütten für die Dienerschaft errichtet, und das Ganze mit Pallisaden von Bambus umgeben.

Die grossen Städte, z. B. das neuerbauete Pegu (unter 17° 40′ n Br. und 96° 11′ 15″ östl. v. Greenwich) sind geräumig. Die neue Stadt ist mit Backsteinen gut gepflastert, auf

beiden Seiten des Weges sind Gräben, um das Wasser abzuleiten. Die Hauptstraße geht von Osten nach Westen und wird durch zwei kleine Straßen unter einem rechten Winkel geschnitten. An jedem Ende der Hauptstraße ist ein Thor in der Verpfählung (denn die ganze Stadt wird rund umher durch Palisaden geschützt,) und diese Thore werden Abends früh verschlossen, während der Nacht wird man nur durch ein kleines Pförtchen eingelassen. Jedes Thor wird durch ein schlechtes Feldstück, und einige Soldaten vertheidigt, welche keine Schildwachen ausstellen, und in einem nahe gelegenen Schuppen schlafen. An den nördlichen und südlichen kleinen Straßen finden sich engere Thore in der Verpfählung.

Mehrere Städte von Wichtigkeit haben eigene Festungen. So z. B. Rangun. Diese Stadt verdient eine eigene Anzeige, da sie ansetzt den wichtigsten Handelsort und Hafen des birmanischen Reichs ausmacht. Alompra sahe die vortheilhafte Lage des Orts ein, woselbst in alten Zeiten eine große Stadt gestanden hatte. Er legte ihr den Nahmen Dcangung oder Rangun bei, er bedeutet einen vollkommenen Sieg, den er hier über seine Feinde erfochten hatte. Rangun hat sich auch durch seine vorzügliche Lage so sehr gehoben, daß es 5000 steuerbare Häuser enthält, worin gegen 30000 Menschen wohnen.

Die Stadt streckt sich etwa eine englische Meile längst dem Flusse hin, ist aber nur ein Drittel so breit. Die Stadt, oder Mia, wie man sie nennt, bildet ein Viereck, das mit Pfahlwerk, wie auch mit einem Gräben umgeben ist, über welchen hölzerne Brücken gehen. Innerhalb der Verpfählung sind Bühnen errichtet, um sie im Fall der Noth mit Soldaten zu besetzen. Am südlichen Ende, gegen den Fluß hin, befinden sich mehrere Hütten nebst drei Krahnen zum Ausladen der Kaufmannsgüter. Eine Batterie von 12 Kanonen bestreicht den Fluß, doch waren die Stücke in schlechtem Zustande.

Rangun hat eine eigene Börse oder einen Versammlungsort, welche aus zwei großen, hölzernen Gebäuden besteht, worin man ein so seltenes Gemisch von vielartigen Nationen antrift, als wenige weit größere Städte Asiens aufzuweisen haben. Malabaren, Mogolen, Perser, Armenier, Parsen, Portugiesen, Franzosen, Engländer. Alle Glieder dieser heterogenen Gesellschaft genießen nicht allein des Schutzes der Regierung, sondern auch der größten Duldung in Religionssachen. Sie dürfen ihre verschiedenen Feste feiern ohne von den Birmanen im mindesten gestört zu werden, da diese gar keinen Hang haben, Proselyten zu machen. In eben derselben Straße kann man die Stimme des zum

mahomedanischen Gebete rufenden Muezins, und die Glocke der zur christlichen Andacht einladenden portugiesischen Kapelle hören. Processionen begegnen einander, ohne sich zu belästigen. Wenn man nicht, wie dies die Mahomedaner zuweilen in thörichtem Eifer gethan haben, die birmanische Gottheit Gaudma entehrt, so hat man nichts zu besorgen; im widrigen hat man Mishandlung und Gefängniß zu erwarten. (Symes.)

Die jetzige Hauptstadt des birmanischen Reichs, Amerapura, erblickt man bereits von weitem, vermöge ihrer hohen Thürme und Spitzen. Die Lage der Stadt ist bereits zuvor angezeigt worden, und es ist nur zu bedauern, daß uns Symes keine Ortsbestimmung davon gegeben hat. Der Karte nach liegt Amerapura 21° 41′ nördl. Breite, und 69¾° östl. L. von Greenw. Die Gebäude dehnen sich längs dem See Tauzeman hin, und die mittägige Seite der Festung wird von seinem Wasser bespült; ein Amphitheater von bewaldeten Hügeln giebt dem Ganzen ein malerisches Ansehn.

Auch hier sind die Straßen alle nach der Schnur gezogen, und durch mehrere Querstraßen im rechten Winkel geschnitten. Unter den Häusern bemerkten aber die Engländer nur zwei von Backsteinen, und diese, sagte man, gehörten Frem-

den, über der königlichen Familie. Indeß sind sie dennoch alle mit Ziegeln gedeckt und gegen Feuer geschützt, vermittelst Wassertörfen, welche in einer langen Reihe auf dem höchsten Theile der Dächer gestellt sind. Einige der Gassen enthalten nur die Wohnungen einzelner Handwerker. So bestand eine, welche die Engländer sahen, aus lauter Gewölben von Sattlern und Geschirrmachern. In einigen Gassen waren etwa 6 Fuß weit von den Häusern Reihen von Bäumen gepflanzt, um den Fußgängern Schatten zu gewähren.

Die Festung, welche den Pallast des Königs selbst enthält, ist nur für die dortige Kriegskunst von Bedeutung. Sie ist mit einem Graben mit Brücken umgeben, und der Wall von etwa 20 Fuß mit Backsteinen ausgelegt. Einige Halbbastionen zeigen sich zwischen den Festungswerken. Die Birmanen halten sie in Rücksicht ihrer Höhe und Stärke des Mauerwerks für unüberwindlich, obgleich hier weder Glacis, noch ein sonstiges Verwerk, als der Graben, vorhanden sind. Das Thor ist massiv, und hat nur eine kleine Pforte. Die Häuser kommen mit denen in der Stadt selbst überein; nur bilden hölzerne Abtheilungen um die Wohnungen der hohen Staatsbeamten und der königlichen Familie einen Vorhof, und die Häuser der Vornehmen zeichnen

sich, wie überall, dadurch von den gemeinen aus, daß sie eine größere Anzahl von Abtheilungen, woraus das Dach besteht, übereinander haben.

Etwa 100 Ellen von dem Pallast des Königs steht der Rhum, oder der große Gerichtssaal des Königs. Jeder hohe Staatsbeamte jeder Provinz hat übrigens seinen eigenen Rhum, worin sich die Municipalbeamten versammeln. Ein Rhum ist also ein Zeichen der Würde.

Der Pallast des Königs hat abermals ein eigenes Thor. Man gelangt zuerst auf einen geräumigen Platz, der den Lotu oder Audienzsaal enthält: sodann findet sich eine neue Abtheilung, eine Mauer von Backsteinen, die den Pallast selbst enthält.

Was nun die Engländer von dem königlichen Pallaste sahen, bestand, außer jenen bereits angeführten weitläuftigen Versammlungssälen vorzüglich in dem Audienzzimmer, oder königlichen Saal. Dies war ein offner Saal, getragen von einer Kolonade, welche 20 Säulen in die Länge, und vier in die Tiefe hatte. Er stand auf einem hohen, mit gutgeformtem Gesimse versehenen Grunde, und eine Treppe führte zu ihm hinauf. Vor dem Saale zu beiden Seiten der Treppe standen unter einigen doppelten Schirmdächern zwei Kanonen, um den Eingang zu schützen; sie waren ganz vergoldet.

Der ganze Saal war reich vergoldet und ausgeschmückt; auf beiden Seiten befand sich eine kleine Gallerie, von einer vergoldeten Ballustrade umgeben, welche vier königliche Sonnenschirme enthielt. Auf zwei Tafeln am Fuße des Throns standen große Gefäße von Gold von verschiedener Gestalt. Unmittelbar über dem Thron stieg ein prächtiger Pinsath (Thurm) sieben Stock hoch über das vierfache Dach empor, welcher von einem Tl oder Schirm bedeckt war, über welchen sich noch eine schneckenförmige Spitze erhob.

Da diese Länder zu den eigentlichen Reisländern gehören, so besteht auch die Nahrung der Birmanen und Peguer hauptsächlich in dieser Getreideart. Indeß sind sie im Verhältniß ihres reichen Bodens keine vorzüglichen Landbauer; sie überlassen vieles der hier so freigebigen Natur. Dennoch haben sie ihre Ländereien, wenigstens zum Theil mit Befriedigungen umgeben, die oft aus stachelichten Bäumen, als Tamarinden und Mangobäumen, bestehen. Die südlichen Provinzen haben ganz vorzüglich fruchtbares Land für den schönsten Reis; weiter gegen Norden erndtet man Weizen. Uebrigens sind diese

Völker mit den schlechtesten Speisen zufrieden. Sie sättigen sich mit Baumblättern, oder auch mit wildem Sauerampfer mit Reis gekocht und mit Oel begossen. Mit letzterm essen sie auch die Fische.

Obgleich ihre Religion das Fleischessen verbietet, genießen sie dennoch alles Wildpret und verkaufen es öffentlich; nur der zahmen Thiere enthalten sie sich. Dagegen essen sie wiederum Geflügel, Fische, Eidechsen, Schlangen und fast jedes Gewürm, und zwar auf eine unreinliche Art.

Die Vornehmen leben freilich besser, indessen ist auch ihre Tafel ohne grosen Aufwand. Dem englischen Gesandten wurden indeß sehr gute Früchte, Confitüren und Thee vorgesetzt. In Ansehung der Getränke sind die Birmanen sehr mäßig; sie genießen nur Wasser, und die Vornehmen Thee; Berauschung kennen sie nicht.

Ein großer Theil der Geringern lebt außer dem Reise hauptsächlich von Fischen, jedoch genießen sie diese gewöhnlich nur halb verfault. Man muß aber hier im Fischfang sehr erfahren und geschickt seyn, da man sogar die Krokodillen, welche hier wegen ihrer Menge und Kühnheit sehr gefährlich sind, dennoch lebendig zu fangen versteht. So ließ der König der Birmanen, als der Kaiser von China einige Rhinocerosen und

Krokodille lebendig zu haben wünschte, hiezu die Jäger und Fischer auffordern. Die Elephantenjäger brachten 20 lebendige Nasehörner aus den Waldungen ein; die Fischer aber zogen quer durch den Pegufluß so starke Netze, daß sie in einigen Tagen mehrere Krokodille lebendig fingen und nach der Hauptstadt führten. Die Thiere wurden in Fahrzeuge gesetzt, welche unterhalb des Wassers Behälter hatten, und auf die Weise nach China gebracht.

Es mag sein, daß die Birmanen bei ihrer National-Gescheidtheit seit den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch den Verkehr mit den Engländern in ihrer Industrie fortgerückt sind, zuvor waren sie darin noch zurück.

Die einzige Manufakturwaare von Bedeutung bestand damals in seidenen und baumwollenen Zeugen. Diese waren von den Frauen dicht und gut gewebt, gewöhnlich gewürfelt.

Ihren Indigo, denn der wird, so wie Tobak, häufig gebaut, bereiten sie auf eine sehr einfache Weise. Sie senken nämlich eine Menge Indigopflanzen in einem hölzernen Gefäße in den Fluß, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, sie zu reinigen. Auch suchen sie ihn nicht zu einiger Härte zu bringen, sondern lassen ihn flüssig. Hiemit färben sie ihre groben Zeuge. Der Indigo ist daher hier sehr wohlfeil.

Von Baumwollenzeugfabriken ernähren sich doch einige Städte, z. B. Kiumeizeik an dem Hauptstrome. Auch gedenkt Hunter in Pegu einer Fabrik von wollenen Handtüchern, die dem Lande eigen ist, und von den Fremden sehr geschätzt wird.

Ferner sahe Symes in der Stadt Niunda eigene Oelpressen für Sesamkörner. Es waren sehr einfache Maschinen, welche von einem Ochsen getrieben wurden. Der Verbrauch dieses Oels muß bedeutend seyn, denn man fand hier gegen 200 solcher Mühlen.

In jener Stadt Kiumeizeik war gleichfalls eine Salpeter- und Pulverfabrik für die königlichen Magazine.

Die Birmanen arbeiten ferner außer der gewöhnlichen Töpferwaare, auch Götzenbilder. Sie verstehen sich hiebei auf das Vergolden. Sie bedienen sich hiezu als Leim des Saftes des Talg-Krotons (Croton sebiferum), den man Gift nennt. Die Verschwendung des hiezu in den Tempeln verwendeten Goldes ist erstaunlich. Ebenfalls arbeiten sie, wie Hunter bezeugt, in Silber, und sind besonders geschickt im Platiren, oder Körper mit Silber zu überlegen, eine Kunst, von welcher er glaubt, sie hätten sie nur neuerlich von den Europäern erlernt. Uebrigens sind ihre Goldschmiede überhaupt nicht unge-

schickt, dies beweisen die silbernen Betelbüchsen und ihre Filigrammarbeiten.

Gewerbe und Handel müssen selbst im Binnenlande nicht unbedeutend seyn; der stärkste findet sich in den an dem Irrawadi gelegenen Städten, und er nimmt stets zu, je weiter man darauf gegen die Hauptstadt vorrückt. Längst jenen Ufern des Sees, an welchem sie erbauet ist, lag eine ganze Flotte von einigen hundert Handelsböten.

Der grose Strom erleichtert dann die Zufuhr und den Handel mit den südlichen Provinzen außerordentlich. Mehrere tausend Fahrzeuge gehen nur allein mit Reis nach Amerapura, auf andern kommen einige ausländische Waaren und das Salz. Die Waaren von Arrakan werden aber über das Gebürge von Leuten auf dem Kopfe hergetragen. Dies ist der Fall mit vielen europäischen Waaren aus Bengalen, z. B. mit feinem englischen Tuch, Stahlwaaren, Musseline, Porcellan und Glaswaaren. Auch werden von den Nicobar Inseln Cocosnüsse von vorzüglichem Geschmack eingeführt.

Dagegen führen die Birmanen aus: Silber, Gummilak und Edelgesteine.

In der Hauptstadt findet ein beträchtlicher Handel mit den marmornen Bildern des Gottes Gaudma statt. Diese dürfen nur allein in der

Stadt Tschagain, dem alten Ava, verfertigt werden, so wie auch dem Volke der Ankauf des rohen Marmors daher untersagt bleibt.

Der Seehandel, also der Haupthandel mit dem Auslande, ist aber fast gänzlich auf Rangun, dessen zuvor erwähnt ist, beschränkt.

Zwischen China und Ava wird ein lebhafter Handel, hauptsächlich mit Baumwolle, getrieben. Man bringt sie auf dem Irrawadi bis nach Bamu, (vielleicht die Stadt Bampu gegen Junnan hin?). Auch führen die Birmanen hieher: Bernstein, Elfenbein, Edelsteine, Betel und eßbare Vogelnester. Hiefür erhalten sie von den Chinesen: Seide, Sammet, Blattgold, eingemachte Sachen und etwas Stahlwaaren.

Die Wege sind in einigen Theilen des Reichs gebessert, auch hat man hin und wieder Häuser für die Fremden errichtet. Ihre Frachtwagen sind viel bequemer als die plumpen Karren Hindostans. Jeder wird von mehreren Stieren gezogen und hat ein gutes Dach von Bambus, das, mit gemaltem Tuch überzogen, den Regen abhält. Selbst junge Mädchen zeigten sich hiebei als gute Fuhrleute.

Der Staatswagen des Königs mit zwei sehr schönen Pferden bespannt, war von sonderbarer Bildung, aber reich vergoldet *).

*) M. s. das Kupfer.

Seit der letzten englischen Gesandtschaft scheint England wohl den Haupthandel auch hier an sich gezogen zu haben. Die engl. ostindische Compagnie bedarf besonders des treflichen Tickholzes für ihren Schiffbau, und Symes brachte es dahin, daß ein förmliches Handelsregulativ deshalb 1795 zu Stande kam. Hienach zahlen die Engländer 5 Procent. Ihre europäischen Waaren oder die von brittisch-indischer Manufaktur zahlen ein- für allemal 10 Procent; und alle übrige Unkosten, z. B. die für die Dollmetscher, Hafenbeamte, Niederlagen u. s. w. sind jetzt genau bestimmt.

Geprägte Münze gab es hier bisher eben so wenig, als in China. Das currente Geld besteht in Silber und Bleiklumpen. Gewicht und Lauterkeit des Metalls bestimmen den Werth. Das gewöhnliche Geldmaaß heißt ein Takal; es beträgt etwa 3 englische Schilling, also gegen 1 Rthl. Unterabtheilungen davon sind der Tubbi, deren zwei einen Mu ausmachen. Hundert Takal machen ein Bis. Goldwaage und Gewicht müssen in der Hauptstadt gesetzmäßig gestempelt werden.

Die Banquiers sind hier zugleich Goldschmiede und Metallprobierer. Jeder Kaufmann hat einen solchen Geldwechsler, dem er sein Geld anvertrauet, wofür er ein gewisses Procent erhält.

Die Legirung oder der Zusatz ist verschieden; in Rangun beträgt er 25 Procent. In der Hauptstadt ist aber das reine Silber (Nuni oder gebrümtes Silber) sehr gemein.

Das Längenmaaß wird nach Palgat (Palgada portugies. Zoll) oder Zollen gerechnet. Die Königl. Elle Sandang beträgt 22 Zoll. Der Dha macht 7 Ellen und 100 Dha eine Meile oder $2\frac{1}{4}$ engl. Meilen.

Der Reis wird nach Körben, Tainbang, verkauft. Ein Korb wiegt 16 Vis oder etwa 150 Pfund, in der Hauptstadt erhält man $1\frac{1}{2}$ Körbe für 1 Takal; in Rangun 4 bis 5.

Die Peguer sowohl als die Birmanen sind geschickte Schiffbauer. Schon Hunter wunderte sich, wie weit sie es in dem Bau der Schiffe und selbst in der Schiffskunst gebracht hätten, und glaubt daher, sie hätten dies von Fremden gelernt. Auch besuchen ihre Fahrzeuge alle Häfen Indiens.

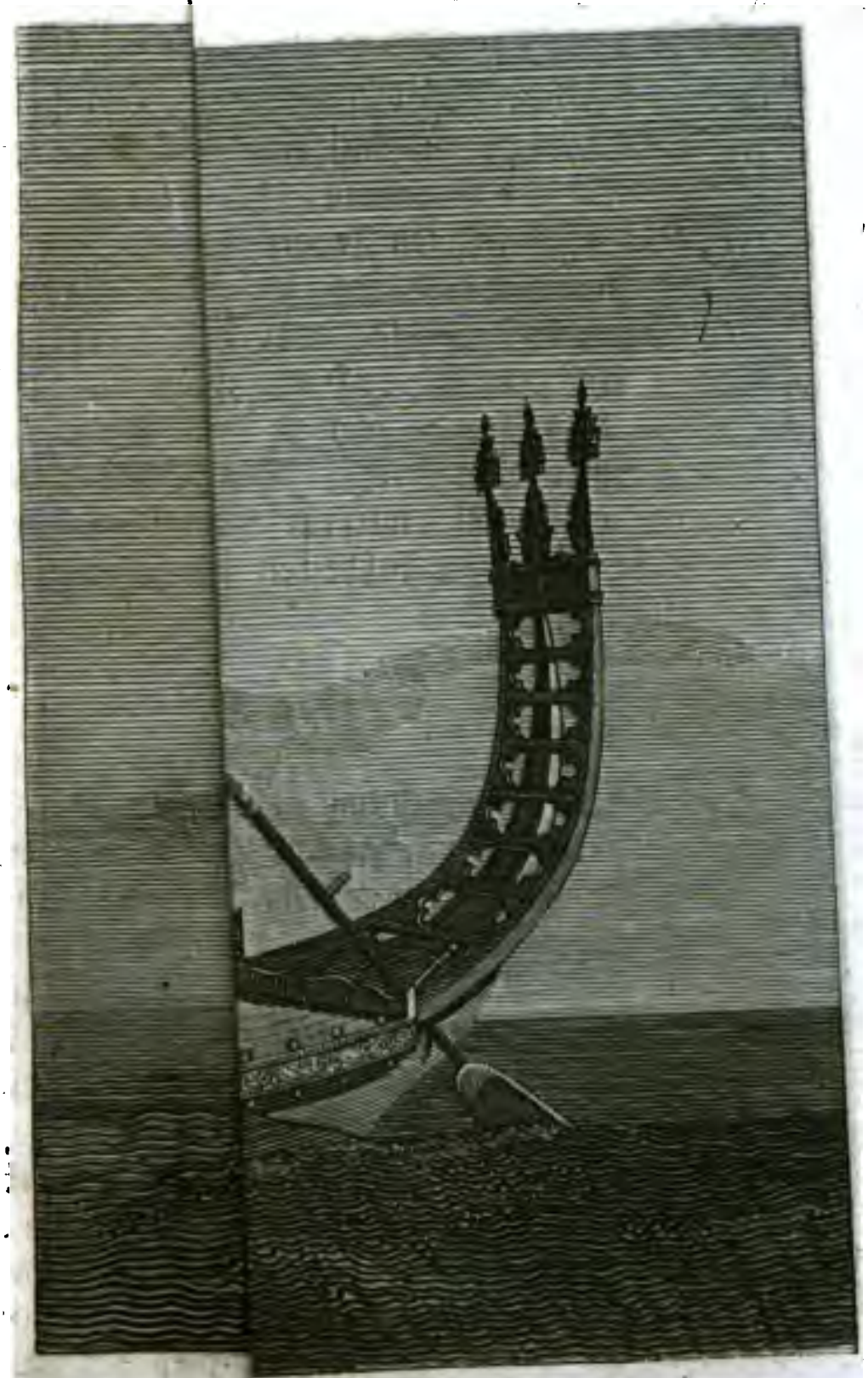
Das sonderbarste an ihren Schiffen sind die Segel und das Tauwerk. Alles besteht aus der Rinde eines Baums, ist sehr stark, jedoch weniger biegsam als das Coir oder die Fasern der Cocosnußschale, welches in Ostindien stark hiezu benutzt wird.

Schon zuvor zeigte sich ein Beispiel ihrer Geschicklichkeit im Schiffbau, bei den den Europäern so nachtheiligen Feuerflößen.

Die Königliche Barke, welche Symes auf dem Irrawadi vorfand, war sehr bequem und schön. Auf dem Verdeck war Platz für 32 Ruderer. Das Innere war in drei kleine, niedliche Zimmer abgetheilt. Die Decke und die Wände waren mit weißem Kattun überzogen, der Boden aber mit Fußdecken und schönen Matten belegt.

Seit der Unterjochung von Pegu darf man zwei verschiedene Hauptsprachen bei dem Gemein-Reiche der Birmanen annehmen, nämlich die von Ava und die von Pegu. Percotto gibt beide Sprachen als ganz unter sich verschieden an; Adelung hält letztere indeß, nach dem was ihm davon bekannt worden, nur für einen Dialekt der erstern.

Die Birmanische Sprache hat 32 Buchstaben, nebst verschiedenen andern Zeichen, um kurze und lange Selbstlauter, Doppellauter u. s. w. auszudrucken. Das kurze a klebt jedem Buchstaben an, ohne ausgedruckt zu werden; dies hat sie mit allen Alphabeten der Hindus gemein. Sie ist



n Kaisers.

UNIV
ZÜRICH

ſo wie die von Pegu einſylbig, denn die mehrſylbigen Wörter ſind entweder aus dem Bali (der alten Sprache, welche jetzt nicht mehr geredet wird) genommen, oder auf europäiſche Art als Zuſammenſetzungen geſchrieben. Doch finden ſich auch hier, wiewohl ſelten, die Anfänge von Ableitungen. Die Worte ſind auch hier, wie in allen einſylbigen Sprachen, mehrerlei Bedeutung fähig, und werden daher durch Accente unterſchieden.

Den Mangel an Worten erſetzt man, theils durch Umſchreibungen, theils durch Tropen, welche oft dunkel ſcheinen. Sii heißt das Licht und figürlich die Schönheit, Paik der Mund, daher Sii-paik die Lippen, als der Sitz der Schönheit. Die Blüthe des Baums wird genannt der Ruhm des Holzes. Mangelt es der Sprache an Klarheit, ſo erſetzt man dies durch Ueberladung von Worten. Hievon gibt Hervay ein Beiſpiel, wie man ſich durch eine Ueberſetzung des Vater Unſers überzeugt. Hier ſieht man nämlich, daß fünf einſylbige Worte hinreichend wären, für Vater unſer, der du biſt im Himmel, da dies aber dem Birmanen nicht höflich genug ſchien, ſo druckt er es lieber auf eine weitſchweifige Art mit 8 Worten aus, wovon zwei dreiſylbig ſind (Adelung). Die Birmanen ſchreiben von der Linken zur Rechten,

Sie schreiben sehr schön, und zwar ätzen sie auf Palmblätter wie die Hindus mit einem Griffel. Sie übertreffen diese aber an Zierlichkeit und Ausarbeitung ihrer Bücher. Uebrigens ist es ausdrücklich verboten, Bücher an Fremde zu verkaufen; indeß wurden den Engländern mehrere heimlich zugebracht.

Hiebei verdient folgender Beweis der Gescheidtheit und der liberalen Denkart der Birmanen hier mit Recht eine Stelle.

Als der Gesandte vernahm, daß einer dieser Bücherverhändler entdeckt sey, und deshalb bestraft werden sollte, sandte er sogleich zu dem Wungi (Minister) um zu fragen, ob es gesetzwidrig sey, Bücher an Ausländer zu verkaufen; in diesem Fall werde er künftig sich dessen enthalten. Der Wungi gab eine höfliche Antwort, und entließ den bereits eingesperrten Kaufmann. Kaum erfuhr dies der König, so ließ er die vornehmsten Rhaane (Geistliche) versammlen und befragen, ob es der birmanischen Lehre zuwider sey, Bücher, welche über die Geschichte und Gesetze handeln, Fremden zu überlassen? Sie erließen den Ausspruch; es sey nicht nur zulässig, sondern sogar löblich, den Saamen nützlicher Kenntnisse auszustreuen. Hierauf gab der König Befehl, daß den Engländern aus der Königlichen Bibliothek eine Abschrift des Rajawain

oder der Geschichte der Könige, wie auch eine Abschrift des Dherma oder des dortigen Gesetzbuches eingeliefert werden sollte. Beide waren schön geschrieben, und mit Gold verziert (Symes). So könnte man dereinst eine Geschichte dieser merkwürdigen Reiche erwarten, da sich jetzt außer dem Gesandten und dem Dr. Buchanan mehrere Engländer, z. B. der Capt. Towers u. a. auf diese Sprache legen, und verschiedene Missionare bereits Grammatiken davon gegeben haben.

In jedem Kloster findet sich eine Büchersammlung, gewöhnlich in lakirten Kisten, aufbewahrt. Einige Bücher in der alten, heiligen, jetzt nur noch den Priestern bekannten Pali- oder Bali-Sprache, (sie soll sich vormals über ganz Indien erstreckt haben) sind auf dünnen Bambusstreifen, die vorher vergoldet sind, mit schwarzen, glänzenden Buchstaben geschrieben.

In der Dichtkunst klingt die Sprache der Birmanen sehr angenehm, und selbst die ungebundene Rede scheint nach einem Silbenmaaße abgefaßt zu seyn. Das letzte Wort eines Theils der Rede wird jederzeit mit einer musikalischen Cadenz verlängert; hiedurch kann man, selbst ohne die Sprache zu verstehen, wenigstens das Ende einer Periode wahrnehmen.

Sie haben sowohl epische, als geistliche Gedichte. Sie besingen die Großthaten ihrer Könige und Feldherrn; so haben sie die Thaten des Alonupra besungen.

Wir lassen hier wohl auf das paßlichste das bedeutendste folgen, was uns von den übrigen wissenschaftlichen Kenntnissen dieser Völker bis jetzt bekannt worden ist.

Die Birmanen schätzen die Tonkunst höher, als die übrigen Indier. Die königliche Bibliothek soll mehrere vorzügliche Abhandlungen darüber enthalten. Auch zeigten sich einige Birmanen als geschickte Musiker, selbst für ein an die dortige Musik ungewöhntes Ohr.

Das Hauptinstrument ist der Gum, eine hölzerne, gefirnißte, inwendig ausgehöhlte Harfe. Sie hält etwa zwei bis fünf Fuß, sieht einem bedeckten Kahne ähnlich, und ist mit Drathsaiten bezogen.

Ferner haben sie folgende Instrumente: Das Turr, eine Art Violine mit drei Seiten; es wird mit dem Bogen gespielt.

Die Patola, eine Art Guitarre, ebenfalls dreisaitig.

Die Pulawe, eine gemeine Flöte, und das Him, eine Panspfeife aus Schilf.

Das Kierun, eine Sammlung von Cimbeln auf einem Bambusgestell. Die Cimbeln nehmen stufenweise an Größe ab.

Endlich das Bunda. Es besteht aus mehreren Trommeln, welche an einem hölzernen Gestell mit Riemen befestigt sind. Das Ganze hat 5 Fuß im Durchmesser bei 4 Fuß Höhe; es wird von zwei Leuten getragen. Der Spieler steht in der Mitte, und schlägt mit einem Stäbchen auf die Trommeln. Man gebraucht es hauptsächlich bei feierlichen Aufzügen.

Auch für die Schaubühne zeigen die Birmanen große Vorliebe. Wenigstens bezeugt Symes, daß das Stück, welches der Vicekönig von Pegu ihm zu Ehren aufführen ließ, bei weitem alles übertroffen habe, was ihm in dieser Art in Indien vorgekommen sey. Der Dialog war lebhaft, ohne schwülstiges Geschwätz, die Handlung belebt. Die Kleidungen der Hauptpersonen waren prächtig und passend. Die besten Schauspieler stammten aus Siam, denn diese Nation soll in den verfeinertsten Künsten des Friedens die Birmanen so weit übertreffen, als letztere sie in der Kriegskunst hinter sich zurücklassen. Zwischen beiden Acten ward eine Art von Intermezzo von einem Possenreisser aufgeführt, der die Zuschauer durch Grimassen und Gesichts-

verzerrungen zu lautem Gelächter zu bringen wußte.

Ueberhaupt scheinen die Birmanen besondere Meister in der Mimik zu seyn. Dem Engländer zeigte sich ein Mann, der mit bewundernswürdiger Leichtigkeit alle Leidenschaften darzustellen verstand. Der Uebergang von der Wuth zur Sanftmuth, vom Schmerz zum Vergnügen, vom Lachen zum Weinen, und vorzüglich die Vorstellung eines einfältigen Menschen übertraf alle Erwartung.

Der Plan des Schauspiels selbst war aus dem heiligen Text des Ramajan von Balmir, eines in Indien sehr geschätzten Werks, genommen. Es stellte die Schlachten zwischen den heiligen Ram und dem gottlosen Rahwaun, dem Obersten der bösen Geister, vor. Nach abwechselndem Glücke blieb endlich Ram der Sieger, und das Stück ward mit Tanzen und Siegsliedern beschlossen.

In Rücksicht der ernsten Wissenschaften ist indeß auch diese Nation noch sehr zurück.

Schon zuvor ward bemerkt, daß man Braminen aus Indien hergezogen habe, um das Kalenderwesen einzurichten; und das Jahr ist auch hier noch ein Mondenjahr. Die 12 Monate haben zur Hälfte 29, zur Hälfte 30 Tage, so, daß man nur 354 Tage zählt. Um dies nun mit

dem Laufe der Sonne auszugleichen, setzen sie jedem dritten Jahre einen Monat von 30 Tagen, den sie Tuden Waru nennen, hinzu; wobei sie indeß einen Tag ausmerzen, so, daß drei Sonnenjahre 1095 Tage betragen, also dreimal 365 Tage. Jedes vierte Jahr muß indeß wegen unsers Schaltjahrs einen Unterschied von einem Tage geben.

Die Eintheilung eines birmanischen Monats scheint aber dieser Nation ganz eigen zu seyn. Statt die Tage des Monats von Anfang bis zu Ende fortzurechnen, zählen sie nämlich nicht weiter, als bis zum Vollmonde; sodann rechnen sie wiederum rückwärts, bis der Monat zu Ende ist.

Die Tagestheilung, und die Theilung der kürzern Zeit überhaupt, geschieht hier auf eine sonderbare Art, von Secunden zurückgebracht. Diese bestehen nämlich in der Zeit, in welcher der Finger kann aufgehoben und wieder niedergebogen werden; sie wird Tscharari genannt, und 10 Tschararis machen ein Piaau; sechs Piaau aber eine Bizana, etwa eine Minute.

Den Tag, von Mittag an gerechnet, theilt man in drei Theile, Jetti, jeden zu drei Stunden.

Eine Maschine, unsern Sanduhren oder Stundengläsern ähnlich, dient als Uhr für diese Zeit-

theilung. Zur öffentlichen Anzeige der Zeit, oder statt der Stadtglocke, giebt man unweit der Wohnung des Oberhaupts der Stadt oder des Dorfs jedesmal einen Schlag auf eine Trommel, welche, auf einer eisenen Erhebung von Bambus gestellt, durch ein besonderes Dach geschützt wird.

Da in der Hauptstadt diese Trommel nahe an einer hohen Mauer des Pallasts stand, so hörte man durch den Reflex den Schall bis zu den entferntesten Theilen der Stadt.

Die ältern, und selbst die neuern Berichte über diese Länder schweigen von den übrigen Fortschritten in den ernsten Wissenschaften; jedoch redet Symes, dem wir überhaupt so viel hieherzugehöriges verdanken, von einer Landkarte, einer Reisekarte, welche ihm der Statthalter von Bamm (unweit der chinesischen Gränze) zeigte. Die Reisekarte von Imerapura nach Peking war auf einer Art von schwarzem Papiere, dessen man sich hier überhaupt bedient, mit einem Pinsel von Seifenstein (Steatites) gezeichnet. Diese Reise erfordert gegen drei Monate.

Daß sich übrigens die Kenntnisse dieser Nation auf mehrere andere Wissenschaften erstrekken, beweisen die Bücher der königlichen Büchersammlung. In dieser Bibliothek, ein großes Gebäude von Backsteinen, waren die Bücher in

Kisten geordnet, und jeder Kiste mit goldenen Buchstaben der Inhalt der Materien aufgeschrieben. Alles war in der besten Ordnung. Die Bücher waren gehörig numerirt, und wenn alle Kisten (Symes zählte über 50) mit Büchern angefüllt gewesen sind, so hätte es eine sehr große Bibliothek ausgemacht.

Die Engländer fanden Werke aus allen Wissenschaften; theologische Werke, auch Handschriften in der alten Bali- oder Palisprache, auf dünnen Blättern von Elfenbein, deren Einband mit niedlich ausgearbeiteten Blumen von Golde geziert war; ferner Werke für die Geschichte, für die Arzneikunde, die Musik und Zeichenkunst, wie auch Romane.

Daß die Birmanen aber Kräuterkenner sind, ergab sich daraus, daß sie die vom Dr. Buchanan, abgezeichneten Pflanzen jede bei ihrem Namen nannten.

Es ist sonderbar, daß weder Hunter, noch Buchanan, beide Aerzte, uns über den Zustand der dortigen Arzneikunde etwas eigenes geliefert haben. Die ältern Nachrichten sagen, daß die Priester bei den Peguern auch Aerzte sind, daß aber ihre Kuren vielmehr in abergläubischen Cerimonien bestehen, als in wirklicher Heilkunde. Zauberformeln und Amulete sind ebenfalls hier im Gebrauch. Jedoch führt

Symes ein Beispiel an; da einem Kinde, das am hitzigen Fieber krank lag, Thee von Feldkümmel und Dekokt von Arzneikräutern gegeben wurden. Die nachmalige Beschreibung von Siam bietet uns Gelegenheit dar, hievon etwas mehreres beibringen zu können.

Auch die Birmanen stehen, ihrer Gescheidtheit ungeachtet, unter dem Despotismus eines Einzigen. Ihr jetziger Regent, Herr von Ava, Pegu, Arrakan und Cassay, giebt sich noch überdies hochtönende, zum Theil lächerlich klingende Titel. So nennt er sich z. B. Herr des weißen und gefleckten und aller Elephanten der Erde, Herr der weißen Sonnenschirme; die Hoffarbe ist nämlich weiß, und sie ist niemanden, außer dem Hofe, erlaubt.

Der König von Pegu führte auch den Titel: eines Bruders der Sonne; eines Anverwandten des Mondes und aller Gestirne, durch dessen Verwendung alle Thiere genährt, und die Jahreszeiten geordnet würden; dem daher alle übrige Könige der Erde unterworfen wären. Hatte er gespeiset, dann ließ er durch Trompetenschall bekannt machen, daß nun gleichfalls alle übrige

Königge die Erlaubniß erhielten zu Tafel zu gehen.

So heilig ist bei den Birmanen der König, daß sie gleichsam nur indirecte von ihm sprechen. Sie sagen daher nicht, dies muß der König hören, erfahren oder wahrnehmen, sondern dies muß zu den goldnen Ohren, zu der goldnen Nase gelangen; so legt man sich auch nicht zu des Königs Füßen, sondern zu den goldnen Füßen. Kurz, die Verehrung des Monarchen grenzt an Anbetung, sie ist sklavisch.

Der Hof ist glänzend, jedoch nicht übermäßig zahlreich. Im Jahre 1795 bestand er aus der ersten und zweiten Gemahlin, also aus zwei Königinnen und der Mutter der ersten oder Hauptkönigin; ferner aus dem Kronprinzen und drei andern Prinzen. Der Sohn des Kronprinzen hatte den Vorrang vor den Brüdern des Kronprinzen. Jeder dieser Königinnen und Prinzen hatte einen eigenen Hofstaat.

Nach den Prinzen kommen sodann die Tschaboas, oder kleinen Fürsten, welche dem birmanischen Staate unterworfen sind. Man zählte deren 59; einige müssen daher nur kleine Besitzungen haben. Gleich auf diese königliche Personen folgen die vier Wungi oder Staatsminister. Sie bilden den großen Rath. Ihre Sitzungen dauern in dem Lotu (Richtsaal) an jedem

Tage, den birmanischen Sonntag ausgenommen, von 12 bis gegen 4 Uhr; sie ertheilen hierauf den Statthaltern (Mainwuns) der Provinzen ihre Befehle.

Obgleich der König unumschränkt regirt, und dieser hohe Rath ihm unterworfen ist, so beherrschen sie dennoch eigentlich das ganze Reich.

Jeder dieser Wunai hat einen Beisitzer, Wundor, der zwar keine Stimme im Staatsrath hat, allein zu Ausführung der wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wird.

Sodann giebt es noch 4 Minister des Innern, Attawu betitelt, welche eine Art von Gegengericht gegen die Minister machen, denn sie haben jederzeit Zutritt zu dem Monarchen, ein Vorrecht, welches die Staatsminister nicht besitzen; ferner sind vier Ober-Secretaire, Seri-degi, und eine Menge Secretaire oder Schreiber, Seri.

Für die Policei der Städte giebt es auch überdem eigene Mainwuns; 4 haben die Aufsicht über die 4 Stadtviertel.

Hohe Beamte sind ferner: die Assemune oder Oberzahlmeister; der Daimun oder königliche Waffenträger; der Tschenaimun oder der Elephantenmeister. Erbliche Würden giebt es nicht.

Die äusserste Auszeichnung des Adels ist der Tsalo, oder die Kette; eigentlich die Ketten, denn der Orden besteht wenigstens aus drei Ketten-

schnüren von fein geflochtenem Drathe (vielleicht Golddrath?) Der zweite, höhere Grad trägt 6 Schnüre, hierauf folgen 9 und endlich 12; dies ist der höchste; nur allein der König trägt 24 Schnüre. Der Abbildung, welche uns Symes gegeben hat, zufolge, hängen diese Ordensschnüre von der linken Schulter rechts hin.

Der Zutritt zu dem Thron ist so wie die Audienz fremder Gesandten, sehr feierlich, und letztere mit vieler Pracht verbunden. Gewöhnlich werden die Gesandten, wenn sie zur Audienz bei dem Prinzen oder auch dem Könige gehen, durch Reihen von Elephanten und Pferden geführt.

Der König setzt einen Theil seiner Größe in die Menge seiner Elephanten. Im Jahre 1795 zählte man deren 6000; die zum Dienst des Monarchen sind prächtig angeschirrt; auch gehören ihm ausschließlich alle Elephanten des Reichs.

Bei der Audienz der englischen Gesandten, welche in dem zuvorbeschriebenen großen Saale statt hatte, blieb der Sitz oder Thron des Königs, dem sie sich gegenüber gesetzt fanden, anfangs durch eigene Schlagthüren verdeckt. Sobald sich diese mit lautem Getöse öfneten, trat der König aus seinen innern Gemächern hervor, und stieg langsam die Stufen zum Throne hinauf. Man sahe, daß ihm dies widernatürlich schwer ward, und

schrieb es auf Rechnung des großen Gewichts seiner reichen Ceremonien-Kleidung, denn diese hielt nicht weniger als 50 Pfund an Golde. Er setzte sich sodann mit über einander geschlagenen Beinen auf ein reich gesticktes Polster. Seine Krone bestand aus einer hohen, kegelförmiger Haube, reich mit Edelgesteinen besetzt. Die Finger waren mit Ringen bedeckt, und der schweren Kleidung nach glich er einem geharnischten Manne. An den Schultern hatte er sogar ein Paar goldne Flügel, die ihn freilich nicht leichter machten.

Der große Saal war ganz mit dem glänzendsten Hofe gefüllt; die Prinzen saßen nahe am Throne; sodann die Mungi und die übrigen hohen Staatsbediente. Die Gesandten durften ihre Füße nicht gegen den Thron kehren, sondern sie so viel möglich unter sich bringen. Nur allein der Kronprinz saß auf einer kleinen Erhöhung. Beim ersten Erblicken des Monarchen beugten sich nun alle und hielten ihre Hände gleich Bittenden zusammen.

Vier Braminen in weißen Kleidern und Kappen sangen hierauf am Fuße des Throns ein Gebet.

Ein Staatsbeamter trat sodann vor und sang in einer Ecdem die Nahmen derjenigen Personen ab, welche an diesem Tage vorgestellt werden

sollten, und deren Geschenke er den König anzunehmen bat.

Das individuelle Geschenk des englischen Gesandten bestand aus 2 Stücken Goldbrokat von Benarez. Die Geschenke des General-Gouverneurs von Bengalen waren nämlich bereits zuvor abgeliefert. Nach der Audienz der Gesandten ward ein schönes Desert für die Gesandtschaft in Silber, Gläsern und Porcellan aufgetragen. Es bestand aus nicht weniger als 100 Schüsseln, worunter mehrere sehr schmackhaft waren.

Die Audienz bei dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen war in Rücksicht des Ceremoniels nicht sehr von dem bei dem Könige verschieden, nur war es weniger gezwungen; der Prinz fragte selbst nach mehreren Dingen, England und Bengalen betreffend, auch wurden den Gesandten zu Ehren von vorzüglichen und schönen Tänzerinnen mehrere Tänze aufgeführt. Bei allen diesen Audienzen ward die Gesandtschaft mit Elephanten zu den Orten ihrer Bestimmung geführt, und mußte dort jedesmal vor den Audienzsälen ihre Schuhe zurücklassen.

Selbst bei der Mutter des Königs hatten die Gesandten eine Audienz, und hier sahen sie eine zahlreiche Versammlung Vornehmer von beiden Geschlechtern. Die Mutter des Königs saß hi-

bei in einer eigenen Balustrade auf Kissen, vor ihr knieten zwei junge Damen und fächelten mit langen vergoldeten Fächern. Sie selbst war nur sehr einfach in weißen Mousselin gekleidet, über ihre Schultern hing eine mit Gold gestickte Binde von Gaze. Ihr vor Alter weißes Haar hing ohne allen Schmuck frei über die Achseln herab. Sie unterhielt die Engländer durch mehrere Fragen auf eine sehr anständige Weise. Auch hier folgte ein Desert von allem, was China und Ava nur vorzügliches liefern konnte.

Der König der Birmanen hat ausser den beiden Königinnen, wovon dennoch die eine stets den obersten Rang behauptet, eine Anzahl von Beischläferinnen. Ob die Methode, diese zu wählen, welche vormals in dem jetzt dem birmanischen Reiche einverleibten Arrakan herrschte, auch hier aufgenommen sey, ist mir unbekannt.

Der König von Arrakan entschied nämlich die Wahl seiner Geliebten auf folgende Art durch die Nase.

Jeder Statthalter suchte zwölf hübsche Mädchen für den Monarchen aus, und liess sie auf des Königs Kosten bis zum 12ten Jahre erziehen. Sodann brachte man sie nach Hofe, bekleidete sie mit einem Gewande von Baumwolle, und setzte sie so lange der Sonne aus, bis ihr Gewand hinreichend vom Schweisse durchdrungen

war. Sämtliche Gewänder wurden hierauf Sr. Majestät dargebracht, und die goldne Nase entschied nun, welche von diesen so glücklich waren, durch ihren Schweiß solche Zeugnisse ihrer Gesundheit und Annehmlichkeit gegeben zu haben, um in das königliche Bette aufgenommen zu werden. Die übrigen Mädchen vertheilte der Monarch unter seine Hofcavaliere und Große.

Uebrigens ist bei den Birmanen die Polygamie nur zugelassen, aber nicht, wie in vielen andern Ländern Asiens, wirklich rechtmäßig.

Die Einkünfte des Königs bestehen hauptsächlich in dem ihm gesetzmäßig zugestandenen Zehenten alles Landes-Ertrags. Auch darf er eben so viel von allen in das Land eingeführten Waaren erheben. Nur ein geringerer Theil wird hievon in baares Geld verwandelt, das übrige wird größtentheils, so wie es empfangen wird, in Naturalien für Besoldung der Dienerschaft und übrige Nothwendigkeiten verwendet.

Der König ertheilt den Prinzen und Großen Provinzen, Städte und Dörfer, wovon dann die Einkünfte ihnen verbleiben. Dagegen sind sie dem Könige zu persönlicher Dienstbarkeit sowohl in Friedens- als Kriegszeiten verpflichtet. Sie nennen sich auch deshalb Sklaven des Königs; ihre Unterthanen sind wiederum ihre Skla-

den. Hier ist also förmlich eine Art des alten Lehnssystems unsers Welttheils

Die ganze Einnahme des Monarchen soll ausserordentlich groß, und seine Schatzkammer stets gefüllt seyn, denn von dem baaren Gelde fließt daraus nichts wieder ins Publikum zurück, da er alles mit Naturalien bezahlt. Nur in den dringendsten Fällen nimmt der König seine Zuflucht zu seinem Schatze.

Daß die Einkünfte des Königs sehr groß seyn müssen, ergiebt sich auch aus der wahrscheinlich ansehnlichen Volksmenge. Man versicherte den Engländern, die Zahl der Städte und Dörfer betrüge, Arrakan ungerechnet, auf acht Tausend. Hiernach berechnet Symes, daß Ava und Pegu 14,400000 Menschen, mit Arrakan hingegen, mäßig gerechnet, auf 17 Millionen Menschen enthalte. Jetzt erinnere man sich daneben des bedeutenden Handels, der durch die Verbesserung der Häfen vom Auslande her so wichtig worden ist, daß die Engländer deshalb auf mehrere neue Etablissements an dortigen Küsten bedacht sind.

Die dem Könige zu Gebote stehende Kriegsmacht ist sehr ansehnlich, und zerfällt in zwei Theile. Er hat nämlich eine große Landarmee und eine See- oder vielmehr Flußmacht, da letztere eigentlich nur auf Kriegsböte, welche

auf dem Hauptstrom und dessen Mündungen kämpfen, beschränkt ist, indem diese Ruderböte sich nicht leicht auf das Meer wagen.

Da jeder Birmane sich dem Kriegsdienst zu unterziehen gezwungen ist, und leider auch dieses Reich durch den wahnsinnigen und kriminellen Eroberungsdünkel seiner Herrscher selten einer langen Ruhe genießt, so gehört es in so fern zu den Staaten, die auf einer von hochkultivirten Nationen bewohnten Erde nirgend seyn sollten, nämlich zu den militairischen Staaten.

Die stehende Armee des Königs ist in Friedenszeiten, welche das Reich seit vielen Jahren nur pausenweise genossen, nicht sehr bedeutend. Sie beträgt vielleicht nur 2 bis 3000 Mann, und dient fast gänzlich zur Leibwache des Königs. Man schätzte diese 1795 auf 2000 M. Fußvolk, und 300 M. Reuterei; der größte Theil davon lag in der Hauptstadt und den benachbarten Ortschaften. Soll aber eine Armee gestellt werden, dann ergeht ein Befehl aus dem goldnen Pallast an alle Statthalter der Provinzen und Mingi der Bezirke, daß eine bestimmte Anzahl sofort zusammengebracht werde. Die Aushebung der Soldaten steht in Verhältniß mit der Bevölkerung der Bezirke, die nach der Anzahl eingeschriebener Häuser bestimmt ist. Zwei, drei bis vier Häuser stellen dann in gewöhnlichen Fällen

nur einen Rekruten; oder sie zahlen dafür 300 Takal (40 bis 45 Pfd. Sterling) in baarem Gelde. Die Neuangeworbenen erhalten Waffen, Kriegs- und Mundprovision, jedoch keinen Sold. Ihre Verwandten müssen für ihre Treue und Aufführung einstehen. Schrecklich ist es, wie das unschuldige Weib oder die Eltern zur Strafe gezogen werden, wenn ihr Mann oder Kind ein Ausreisser wird, oder sich des Verraths schuldig macht.

Die Birmanen sind von Natur tapfere, starke Menschen, welche alle Strapazen des Krieges ertragen können. Sie besitzen, sagt Hunter, eine besondere Fertigkeit, den Speer und den Säbel zu führen, aber nicht so das Schiessgewehr. Indes hat dennoch die Feldwache des Königs ausser dem Säbel Musketen, die Reuterei führt dagegen einen Speer, der sieben bis acht Fuß lang ist, und ihre Gewandheit macht ihnen fast alle übrige Waffen unnöthig.

Die Fußgarde trägt keine Uniform; die Reuterei, welche Symes aber in der Hauptstadt bei den feierlichen Audienzen sahe, war sehr anständig gekleidet.*) Sie trug einen engen Rock mit einer Einfassung, die bis auf die Schenkel hinabreichte. Der Kopf war mit einer Art Tur-

*) M. s. das Kupfer.

UNIV. OF MICH.

en bedeckt, dessen Spitze rückwärts herabhing. An dem hohen und harten Sattel hingen zwei runde, vergoldete, lederne Schilder herab. Sie reiten mit kurzen Steigbügeln. Die Pferde von Ava sind zwar nur klein, jedoch stark und muthig. Gegen den Gebrauch der Asiaten wallachen sie die Pferde, und lassen sie ohne Gefahr auf freiem Felde umherlaufen. Diese Garde zu Pferde bestand aus Cassairen, da dies vorzügliche Reuter sind.

Die birmanische Regierung wendet, selbst in Friedenszeiten, viele Sorgfalt auf Kriegsbedürfnisse. Die königlichen Zeughäuser hielten (1795) 20000 Gewehre, theils in Cassai geschmiedet, theils von Franzosen oder Engländern eingeführt; alle waren indeß nur schlecht.

Der ansehnlichste Theil der Kriegsmacht ist aber hier die zu Wasser. Jede Stadt von einiger Bedeutung in der Nähe des Hauptstroms, des Irrawadi, ist verbunden, je nach ihrer Größe eine bestimmte Anzahl von Kriegsböten nebst dazu gehörender Mannschaft zu halten. Der König soll auf die Weise in kurzer Zeit 500 Kriegsböte aufbringen können. Jedes besteht aus einem Stamm des Thikbaums, der hiezu mit Feuer und Eisen ausgehöhlt wird. Die größten halten 80 bis 100 Fuß in die Länge bei einer Breite von 8 Fuß. Sie brauchen 60 bis 80 Ruder,

knechte mit kurzen Rudern. Der Vordertheil ist massiv und flach, so, daß man ein Feldstück, ein 6- bis 12pfünder, darauf setzen kann.

Jeder Ruderer ist zugleich mit einem Säbel und einer Lanze versehen, welche neben ihm liegen.

Außer den Bootsknechten hält jedes Fahrzeug noch 30 mit Musketen bewafnete Soldaten.

So bemannt fahren sie dem Feinde entgegen, und stellen sich, sobald sie ihn erblicken, in eine Reihe. Ihr Angriff ist äußerst heftig. Sie rücken unter stetem Kriegsgesang auf das schnellste vorwärts. Die Lebhaftigkeit, mit der sie steuern, die Genauigkeit und Gleichheit, mit der sie rudern, setzte sogar die Engländer in Verwunderung, denn sie machten dem Gesandten zu Ehren ein Manöver. Selbst beim Rückwärtsrudern bleibt das Vordertheil, welches die Kanone trägt, gegen den Feind gekehrt. Ist eine Standesperson an Bord, so wird für sie eine Art Traghimmel errichtet, und die Seiten des Fahrzeugs werden bis zum Rande des Wassers vergoldet, je nach dem Range der Person.

So groß nun auch die Macht, und oftmals zugleich die Willkührlichkeit des Monarchen jetzt

ist, so sind demnach die Gesetze weder unbestimmt noch schlecht. Sie sind, sagt Symes, mit vieler Klarheit abgefaßt, und enthalten eine gute Moral.

Unter den Stellen, welche er als Beweiß deshalb anführt, verdienen folgende hier einer Anzeige.

„Die Pflicht eines Fürsten oder dessen Stellvertreters ist es, die Policei weislich einzurichten, die Landleute sowohl, als den Kaufmann zu unterstützen, damit sie an Reichthum und Glückseligkeit täglich zunehmen. Sie sollen alle gute Werke fördern, die Reichen aufmuntern, daß sie die Nothleidenden unterstützen, und zu frommen und löblichen Handlungen freigebig beisteuern. Alle gute Werke, die sie durch ihren Einfluß oder ihr Beispiel befördern helfen, werden in den Registern des Himmels aufbewahrt, und ein sechster Theil davon ihnen zugeschrieben werden. Am jüngsten Tage, in der Stunde jenes feierlichen und furchtbaren Gerichts, wird sie der alles aufzeichnende Geist, an der demantenen Tafel menschlicher Handlungen aufstellen."

„Wenn im Gegentheil die Wohlfahrt der Nation vernachläßiget wird, wenn man die Gerechtigkeit schlafen läßt, wenn Räubereien und Mordthaten die Felder durchirren, so wird ein sechster Theil auf ihre Rechnung gesetzt, und mit schwe-

rer Strafe über ihre Häupter fallen. Die schrecklichen Folgen davon kann weder die Zunge aussprechen, noch die Feder ausdrücken."

„Ein weiser Fürst ist seinem Volke so theuer, wie ein Arzt einem Kranken, wie unerwartetes Licht dem Blinden, wie der Vollmond in einer Winternacht, wie die Muttermilch dem saugenden Kinde."

Von einem verderbten Richter heißt es: „Die Strafe desjenigen, welcher ein ungerechtes Urtheil fällt, soll größer seyn, als wenn er tausend Frauenzimmer, tausend Priester und tausend Pferde umbrächte."

Eine sonderbare Zusammenstellung von Dingen! —

Das peinliche Recht der Birmanen ist theils milde, theils zu strenge. Der Diebstahl wird das erstemal nicht mit dem Tode bestraft, er müßte dann über 800 Takal (gegen 600 Rthlr.) betragen, oder mit Mordthaten begleitet seyn. Im ersten Fall wird dem Schuldigen auf beiden Backen ein rundes Zeichen durch Schießpulver eingebrannt, und er muß das Wort Dieb nebst Benennung der gestohlnen Sachen auf seiner Brust tragen. Das zweitemal verliert er einen Arm; beim drittenmale ist der Tod unvermeidlich.

Die Enthauptung ist die gewöhnliche Todesstrafe, und die Scharfrichter wissen geschickt damit umzugehen, obgleich der Delinquent dabei aufrecht steht.

Uebrigens herrscht auch hier noch das sinnlose und grausame Gottesgericht; die Entdeckung des Schuldigen durch widernatürliche Mittel! Um bei Anklagen schwieriger Fälle den Schuldigen vom Unschuldigen zu unterscheiden, müssen beide Partheien in einem Teiche unter Wasser tauchen: wer am längsten darunter auszuhalten vermag, wird für unschuldig erklärt.

Bei Todesstrafen schickt der Mainun (Vorsteher eines Stadtviertels) das Urtheil zuvor an den großen Rath, dieser aber an den König selbst zur Entscheidung.

In bürgerlichen Rechtsfällen treten Rechtsgelehrte, Advokaten, gegen einander auf. Die Gerichtsgebühren sind für die Regierung von ansehnlichem Gewinn.

Die Gesetze der Birmanen stammen aus Indien, auch heißt ihr Gesetzbuch, wie dort, Darma oder Derma Sastra. Symes erhielt eine getreue Uebersetzung durch einen Missionair Sangermans, und es fand sich, daß diese mit einer persischen Uebersetzung des Arrakanischen Gesetzbuches genau übereinstimmte. Auch erfuhr er, daß die Gesetze der Birmanen über Arrakan

nach Ava gelangt wären und ursprünglich aus Ceylan herstammten.

Dies ist dann der gleiche Fall mit der Religion. Die birmanischen Geistlichen, die Rhaane, bezeugen selbst die Religion des Gaudma sey von der Insel Zebu, so benennen sie Ceylan, nach Arrakan, und von dort nach Ava gebracht.

Der hier verehrte Gott Gaudma ist nach genauer Untersuchung von W. Jones und von andern Sachkennern ein und derselbe mit dem Bud, mit dem Xaca der Tibetaner und Japaner, und dem Fo der Chinesen.

Auch warfen sich die chinesischen Abgesendten, welche zu gleicher Zeit mit den Engländern in Amerapura waren, vor dem Bilde des Gaudma anbetend nieder.

Die Rhaane, oder birmanischen Geistlichen tragen ebenfalls dieselbe gelbe Kleidung und einen geschornen Kopf, zeigen auch überhaupt eine große Aehnlichkeit mit den Priestern des Fo oder Bud's.

Das ächte Bild des Gaudma ward aber, der Meinung der Birmanen zufolge, nur erst durch die Eroberung von Arrakan dem birmanischen Staate einverleibt. Als die Hauptstadt von Ar-

Pakan eingenommen wurde, hielt man dieses Götzenbild für die wichtigste Beute dieses infamen Sieges. Dies eherne, glänzende Bild ist gegen 10 Fuß hoch, in der gewöhnlichen sitzenden Stellung mit kreuzweise über einander gelegten Beinen. Die rechte Hand ruhet im Schoße, die linke hängt herab. Es ward von jeher so heilig gehalten, daß seit Jahrhunderten Pilgrime aus den entferntesten Gegenden herbeikamen, es anzubeten.

Auf dem Fußgestell des Götzen pflegt auch der geheiligte Lotus (Lot. Nymph. oder Nelumbo) eingehauen zu seyn. Uebrigens giebt es mehrere große Statuen des Gaudma aus Marmor gehauen, einige sind vergoldet.

Gaudmas Fußstapfen von ungeheurer Größe zeigen die Birmanen noch an mehreren Orten, wie er sie in Felsen eingedruckt hat. So sahe man dergleichen bei dem Dorfe Pundang unweit Prom in einer Marmorplatte, wie auch unweit der Stadt Miede, beide am Hauptstrom gelegen. Bei letzterer war aber der wahre Fuß in einen Felsstein eingedruckt, der 6 Fuß in die Länge hielt, und durch ein eigenes Wetterdach geschützt ist. Auf der Fläche des Fußes befanden sich über 100 emblematische Figuren eingegraben. Zwei verwickelte Schlangen sieht man unter der Ferse, und fünf Muschelschalen bilden die Zehen des Fus-

ses. Dies soll eine bildliche Anspielung oder Darstellung der Schöpfung seyn, und wird hoch verehrt.

Bekanntlich ist auf der Höhe des Adams-Pics auf Ceylan ebenfalls ein Eindruck eines solchen ungeheuren Fußes. Die Rhaane (Geistliche) behaupten nun, Gaudma oder Fo habe den einen Fuß auf die Insel, den andern aber auf das feste Land gesetzt.

Außer dem Gaudma verehren sie aber sehr viele andere Götter oder Götzen. Hierunter denn auch riesenmäßige Bilder des Rakus, oder des bösen Geistes der Hindus.

Die Tempel, welche diesen Göttern gewöhnlich zum Sitz der Verehrung dienen, sind, so wie die Klöster, in kaum zählbarer Menge, und sie gehören zu den vorzüglichsten Werken der Baukunst von Hinterindien. Auch ist es nicht zu leugnen, daß verschiedene derselben, wenn gleich nicht zutreffend mit dem, was wir in Europa schöne Baukunst nennen, dennoch, sowohl die Tempel als auch einige ihrer Klöster, eine eigene, und von uns selbst nicht abzuleugnende Eleganz zeigen.

Von beiden mögen ein Paar der vorzüglichsten uns einen allgemeinen Begriff dieser reichen Gebäude geben.

Der goldne Tempel unweit der Stadt Pegu, führt wegen seiner reichen Verzierungen diesen Nahmen, Scho-madu; da Scho auf birmanisch gülden bedeutet, Madu aber wahrscheinlich von Mahadeo, einer berühmten indischen Gottheit hergenommen ist.

Dieser Tempel ruht auf einer doppelten Terrasse, davon die untere, größere 10 Fuß über den Boden erhohen, ein länglichtes Viereck bildet, die kleinere steht aber 30 Fuß, also 20 über der größern. Eine Seite der größern betrug gegen 1400, die der kleinern, höhern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Terrassen unterstützen, waren im baufälligen Zustande. Man sahe, daß sie vormals mit einer Tünche, mit darin gearbeiteten Figuren, verziert gewesen.

Zu den Terrassen steigt man auf steinernen Stufen hinauf.

Auf beiden Seiten stehen Wohnungen für die Rhaane (Geistliche), sie bestehen nur aus einem großen Saale, welcher auf zierlich ausgedrechselten Pfeilern ruhet. Das Dach ist mit Ziegeln gedeckt, die Wände nur von Brettern, und inwendig finden sich nur Bänke als Schlafstellen für die Geistlichen.

Schomadu selbst ist ein pyramidenförmiges, aus Backsteinen und Mörtel zusammengesetztes Gebäude ohne einige Oefnung. Unterher ist es

achteckig, in der Höhe läuft es schneckenförmig zusammen *). Jede Seite des untern Theils misst 162 Fuß. Diese große Breite nimmt plötzlich ab, man hat es daher nicht unschicklich mit einem Sprachrohre verglichen.

Sechs Schuh über der Erde ist ein Vorschuß, welcher die Basis umgiebt, auf dessen Fläche sind 57 gleichweit von einander entfernte Kegel angebracht; der Zeichnung nach scheinen sie wie geflammt oder geschweift in die Höhe zu steigen. Einer derselben maß 27 Fuß in die Höhe, und am Grunde 40 im Umkreise. Auf einem höhern Rande befanden sich 53 ähnliche Kegel.

Eine große Zahl von allerlei Zierrathen, welche fast den französischen Lilien ähnlich waren, umgaben das ganze Gebäude bis zu einer beträchtlichen Höhe. Darüber dann Verzierungen aus Stuckaturarbeit, den Zierrathen der korinthischen Säulen nicht unähnlich.

Das ganze Gebäude wird von einem Ti, oder Schirm von durchbrochener Eisenarbeit gekrönt, über welchem sich eine Stange mit einem vergoldeten Wimpel erhebt.

Ein dergleichen Schirm oder Ti, warlich ein merkwürdiges Stück hiesiger Arbeit, findet sich auf allen heiligen Gebäuden die da schneckenför-

*) M. s. das Kupfer.

achteckig, in der Höhe läuft es schneckenförmig zusammen *). Jede Seite des untern Theils mißt 162 Fuß. Diese große Breite nimmt plötzlich ab, man hat es daher nicht unschicklich mit einem Sprachrohre verglichen.

Sechs Schuh über der Erde ist ein Vorschuß, welcher die Basis umgiebt, auf dessen Fläche sind 57 gleichweit von einander entfernte Kegel angebracht; der Zeichnung nach scheinen sie wie geflammt oder geschweift in die Höhe zu steigen. Einer derselben maß 27 Fuß in die Höhe, und am Grunde 40 im Umkreise. Auf einem höhern Rande befanden sich 53 ähnliche Kegel.

Eine große Zahl von allerlei Zierrathen, welche fast den französischen Lilien ähnlich waren, umgaben das ganze Gebäude bis zu einer beträchtlichen Höhe. Darüber dann Verzierungen aus Stuckaturarbeit, den Zierrathen der korinthischen Säulen nicht unähnlich.

Das ganze Gebäude wird von einem Ti, oder Schirm von durchbrochener Eisenarbeit gekrönt, über welchem sich eine Stange mit einem vergoldeten Wimpel erhebt.

Ein dergleichen Schirm oder Ti, wahrlich ein merkwürdiges Stück hiesiger Arbeit, findet sich auf allen heiligen Gebäuden die da schneckenför-

*) M. s. das Kupfer.

UNIV. OF HAWAI'I

mig sind, und das Aufrichten desselben ist eine feierliche Handlung. Diese ließ der damalige König (1795) in der Hauptstadt Amerapura verfertigen, und es kam vieler Adel mit ihm zur Errichtungsceremonie nach Pegu.

Der ganze Umkreis dieses Schirms beträgt 56 Fuß. Er ruht auf einer eisernen Stange, welche in dem Gebäude haftet, und mittelst großer Ketten befestigt ist. Von dem untern Rande dieses Schirms sind eine Menge Glöckchen ringsumher herabhangend; sie erregen bei jedem Winde ein dauerndes Geklingel.

Die äußere Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 361 Fuß.

Der Schirm ist durchaus vergoldet, daher der Name, und der König war willens, die ganze Spitze vergolden zu lassen.

Am südlichen Winkel der obern Terrasse sind zwei hübsche Säle, Kiums, von Holz mit vielem Schnitzwerk von Thieren und Menschen. Auch lagen mehrere Bilder des Gaudma umher.

Bei jeder Ecke der obern Terrasse steht ein 67 Fuß hoher Tempel, der den großen in Miniatur darstellt.

An der südwestlichen Seite finden sich vier riesenmäßige Figuren von Maurerarbeit; sie stellen den Pallu, den bösen Geist, halb Mensch,

halb Thier, vor. Jede trägt eine Keule auf der Schulter.

Fast im Mittelpunkt der südöstlichen Seite sieht man zwei menschliche Figuren unter einem goldnen Dache. Die eine stellt einen Mann vor, der in einem Buche liest, und eine Feder in der Hand hat, sein Name ist Thori, er zeichnet die guten und bösen Thaten der Menschen auf.

Die andere, eine weibliche Gestalt, ist Maha-Sundora, die Beschützerin des Weltalls, so lange solches besteht. Kommt aber dereinst die Zeit der allgemeinen Auflösung, dann wird die Welt durch ihre Hand überwältiget und zerstört werden.

Für andächtige Reisende sind hölzerne Schuppen errichtet, auch giebt es mehrere Bänke, worauf sie ihre Gaben opfern, z. B. gekochten Reis, Confekt, in Oel gebackene Cocosnüsse. Oftmals wird dies alles von den Krähen verzehrt.

Auch kaufen die Pilgrimme Bilder des Gaudma von Marmor, von Holz und vergoldet, ja, selbst von Silber, um sie als Opfer unter einen Kium zu stellen.

Der Oberpriester oder Sireda, der etwas über eine Meile von der Stadt wohnte, ein alter, ehrwürdiger Greis, gab dem englischen Gesandten Nachricht über das Alter und die Entstehungsart des

Schomadu. Dieser Tempel sey schon vor 300 Jahren von zwei Brüdern, Kaufleuten, gegründet. Zuerst sey er kaum eine Elle hoch erbauet, aber der Sigianu, oder der Geist der Elemente, habe ihn in einer Nacht um eine Elle erhöhet. Jene beiden Brüder hätten hierauf von neuem eine Elle hinzugesetzt, der Sigianu sodann ebenfalls, und so habe er dennoch nur erst eine Höhe von 12 Ellen erreicht. Darauf hätten die Könige von Pegu ihn nach und nach bis zu seiner heutigen Größe hinaufgeführt.

Dieser Sireda bewohnte übrigens nur ein kleines, einfaches Haus, das von hohen Bäumen und Bambus gegen die wilden Thiere geschützt war. Ein kleines, mit klarem Wasser versehenes Behältniß und ein kleiner Garten mit Obstbäumen und eßbaren Kräutern waren die Umgebungen.

Ein zweiter, fast eben so berühmter Tempel, gleichfalls im vormaligen Königreiche Pegu gelegen, ist der von Scho-Dagung oder des goldnen Dagon, etwa drittehalb engl. Meilen von Rangun. Er ist zwar um 30 Fuß minder hoch, als der Schomadu, dagegen ist er reicher verziert, und die Terrasse, welche ihm zur Grundlage dient, ist beträchtlich höher, als bei jenem. Man steigt auf hundert Stufen hinauf; hiedurch zeigt sich der Tempel in größerer Ferne. Da

der Ti und die ganze Spitze zugleich reich vergoldet sind, so gewährt dies an einem heitern Tage einen schönen Anblick.

Die Landstraße, welche von der Stadt zu diesem Tempel führt, eine Chaussee, wovon das Wasser zu beiden Seiten ablaufen kann, wird sorgfältig erhalten. Eine unzählbare Menge kleiner Pyramiden mit Nischen, worin Gaudama's Bildniß, stehen längs derselben zu beiden Seiten, und in geringen Entfernungen sieht man mehrere Kium oder Klöster hervorragen.

Die hiesige Geistlichkeit oder die Rhaanen, hauptsächlich diejenigen, welche die Kium bewohnten, stehen unter verschiedenen Oberpriestern, Sereda genannt, und diesen ertheilt der König diese Würde und Titel auf einer eisernen Tafel eingegraben. Sie unterscheiden sich von den übrigen Rhaanen in ihrem Aeussern nicht, denn sie tragen, wie jene, ein langes, gelbes Kleid, in welches sie sich, wie in einen Mantel, einwickeln, dabei das geschorne Haupt und die Füße völlig blos; jedoch bezeugen ihnen die Rhaanen große Ehrfurcht; fast jederzeit sind die Sereda's Greise.

Die Geistlichen leben übrigens gewöhnlich in abgelegenen Lustwäldern, woselbst auch ihre Klöster erbauet sind. In diesen Klöstern erziehen sie die Jugend, und unterrichten sie in den

Wissenschaften, in der Sittenlehre und in der Religion.

Hamilton macht von ihnen grosse Lobeserhebungen. Diese Mönche, sagt er, lehren hauptsächlich die Liebe des Nächsten, und dehnen diese, der Lehre des Xaca oder Gaudama gemäß, gleichfalls auf die Thiere aus, und in diesen Pflanzschulen für die Jugend findet nicht der mindeste Unterschied statt zwischen dem Sohne des Bauern und dem Sohne des Vornehmen, der den Tsalo trägt.

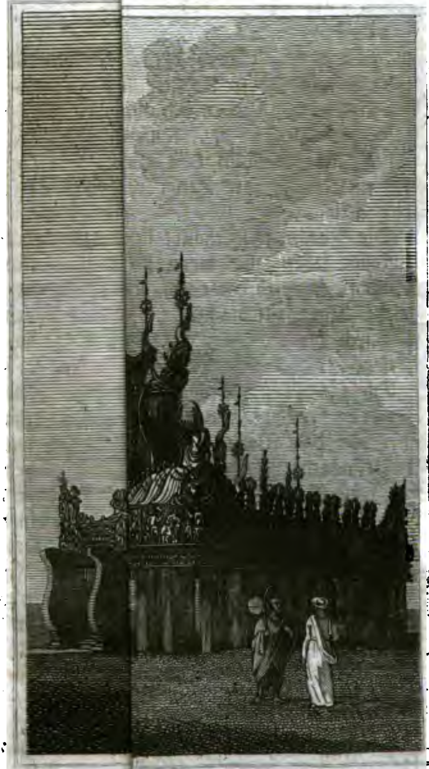
Jeder Fremdling, der das Unglück hat, an den Küsten von Pegu zu stranden, darf sicher auf ihren Beistand rechnen; sie allein verhindern die Ausführung des hiesigen barbarischen Rechts, zufolge dessen jeder Gestrandete männlichen Geschlechts ein Leibeigener des Königs werden muß. Sie nehmen sie aber nicht nur in Schutz, sondern sie sorgen selbst mit grosser Gastfreiheit für ihren Unterhalt und für ihre Bekleidung. Daneben sind die Rhaanen nichts weniger, als unthätig oder der Societät zur Last. Sowohl die Priester, als die Novizen bearbeiten das Feld für ihren eigenen Unterhalt.

Es giebt indeß auch unter diesen Rhaanen, oder nach andern Relins, verschiedene Klassen oder Orden, denn Symes stimmt zwar mit jener Nachricht überein, daß sie Gärten und Baum-

schulen anlegen, indeß, setzt er hinzu, erhalten sie Reis und andere Bedürfnisse des Lebens von dem Volke. Sie geben sich übrigens mit keinen weltlichen Dingen ab, kaufen und verkaufen nichts, nehmen auch kein Geld an. Die geringern Mönche oder Tougi werden Talopoinen genannt.

Die Rhaanen überhaupt müssen im ehelosen Zustande leben, und wenn sie Ausschweifungen begehen, so wird der Schuldige auf einen Esel gesetzt, sein Gesicht schwarz und weiß übermalt, so durch die Straßen geführt und dann verwiesen.

Diese geringern Mönche sind sehr zahlreich, Symes rechnet deren 1800. Sie erhalten alles von dem Volke und ernähren sich wie die Bettelmönche. Bei Tagesanbruch ziehen sie durch die Gassen, tragen am rechten Arme eine blaulakirte Büchse, in welche sie die ihnen mitgetheilten Speisen sammeln, z. B. mit Oel gekochten Reis, getrocknete oder gesalzene Fische, Zuckerwerk und Früchte. Sie gehen hiebei ruhig einher, sehen stets zur Erde nieder, mischen sich durchaus in nichts, und auch ihre Wohlthäter sehen sie gleichfalls dabei nicht an. Sie speisen nur allein zu Mittag, und theilen ihren Ueberfluß mit den Armen oder auch mit ihren Schülern, denn auch sie geben in mehreren Wissen-



(Rhanen)

UNIV. OF MICH.

schaften Unterricht; dafür werden sie von jedermann verehrt.

Vormals gab es in diesen Reichen auch Nonnenklöster, die Nonnen trugen ebenfalls gelbe Kleider und geschornes Haar; allein sie wurden deshalb aufgehoben, weil man sie der Bevölkerung für nachtheilig hielt. Ein neues Zeugniß für die Gescheidtheit der Birmanen.

Unter den Kium's oder Klöstern der Rhaanen giebt es einige von eben so außerordentlichem Reichthum an Verzierungen und Vergoldung, als sonderbarer Bauart. Hieher gehört vorzüglich das königliche Kloster oder Kium dogi. *) Es ist unweit der Hauptstadt selbst gelegen, und befindet sich in der Mitte eines großen mit einer Mauer umgebenen Hofplatzes.

Dies seltsame, jedoch prachtvolle Gebäude, ganz von Holz, steht 12 Fuß über der Erde und ruhet auf 150 Pfeilern. Fünf verschiedene Abtheilungen mit eben so vielen Dächern erheben sich eine über die andere, und nehmen stufenweise in ihren Dimensionen ab. Eine vergoldete Balustrade, die mit vielartigen geschnitzten Figuren geziert ist, umgiebt den äußern Theil der Terrasse.

*) M. s. das Kupfer.

Innerhalb derselben ist eine weite Gallerie, welche das ganze Gebäude einfaßt, und worin mehrere Andächtige zur Erde gebeugt lagen.

Ein inneres Gebäude führte in einen herrlichen Saal, der von einer Kolonnade unterstützt ward. Die mittlere Reihe ihrer Pfeiler war wenigstens 50 Fuß hoch; es waren ihrer etwa 100, zehn bis zwölf Fuß auseinander, von der Höhe herab bis auf etwa 4 Fuß von der rothlakirten Basis waren sie reich vergoldet. Die Höhe der Pfeiler nahm ab, so wie sie sich von der Mitte des Saals entfernten. Die der äußern hatte nur noch etwa 15 Fuß. Mitten im Saale stand ein vergoldetes Gitterwerk; es hatte zwei Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche.

In der Mitte sahe man ein marmornes, reichvergoldetes Bild des Gaudma. Es saß auf einem goldenen Throne. Diesem Götzen saß der Gereda (Oberpriester) gegenüber auf einem Teppich von Atlas; er lehnte sich an einen Pfeiler. Ein Kreis von Rhaanen umgab ihn; sie unterschieden sich nur allein dadurch von dem Gereda, daß sie ehrfurchtsvoll ihren Körper bogen und die Hände bittend emporhielten, während daß er aufrecht saß. Er war etwa 40 Jahr, bewunderte, wie die Engländer so weite Reisen machten, und versprach, ihnen den Segen des Gaudma zu er-

bitten. Sie beschenkten ihn mit Sandelholz und gelbem Tuche. (Symes.)

Unter diesen Mönchen giebt es dann ebenfalls Einsiedler. Zwar finden bei den von Natur fröhlichen Birmanen keine solche Büssungen statt, wie wir sie nachmals unter den Hindus vorfinden werden, indeß ziehen sich dennoch mehrere der Mönche in die Einsamkeit zurück, theils aus Selbstverleugnung, theils aber auch, um sich ruhiger religiösen Betrachtungen zu überlassen. Die Engländer fanden Höhlen für dergleichen Einsiedler, welche so sehr von allem Zugange abgelegen waren, daß man ihren Bewohnern die Nahrung an einem Seile hinablassen mußte. Die Rhaanen spielen indeß ihre wichtigste Rolle bei den Festen und Processionen, denn von letztern sind die Birmanen große Liebhaber.

Hauptsächlich feiert man, Hunter zufolge, die Feste bei dem zuvor beschriebenen goldenen Tempel. Sheldon rechnet 5 Hauptfeste bei den Birmanen. Hunter setzt das erste am ersten Vollmonde der Herbst-Nachtgleiche, das zweite aber im Vollmonde des Augusts.

Das Neujahrsfest der Birmanen, welches 1795 auf den 5ten April fiel, ist nach Symes Beschreibung zwar sehr wichtig, allein es endigt sich mit einem Possenspiele. Es wird durch das ganze Reich gefeiert, dauert mehrere Tage und

soll zuletzt eine Reinigung oder ein Abwaschen aller Unreinigkeiten des verflossenen Jahres andeuten. Bevor man aber zu diesem Abwaschen gelangt, geht eine ganze Reihe ansehnlicher Lustbarkeiten vorher. Diese geben uns zugleich nicht unwichtige Erläuterungen über den Charakter und den Grad der Kultur der Birmanen.

Die Feierlichkeiten fanden unweit jenes goldenen Tempels, des Schomadu, statt.

Hier hatte sich eine sehr große Menge Menschen versammelt, und die gleichfalls dazu eingeladene englische Gesandschaft bewunderte nichts so sehr, als die Ruhe und Ordnung, welche die Birmanen hiebei beobachteten. Auch hiedurch unterscheidet sich diese Nation sehr vortheilhaft von den Chinesen, da selbst die Neugierde, die hier so wenig bekannten Europäer in ihren fremden Trachten zu sehen, dennoch den so sehr zahlreich versammelten Pöbel zu keinem unhöflichen Betragen oder Drängen der Fremden reizte.

Da der Vicekönig von Pegu diesem Jahrfeste selbst beiwohnte, so eröffnete seine Garde von fast 600 Mann den Zug. Sie war indeß weder ordentlich, noch gut gekleidet. Einige gingen sogar bis zur Mitte des Leibes nackt, andere trugen alte, holländische, mit Gold besetzte Hüte, ihre Waffen waren Säbel und Lanzen.

Personen von hohem Range wurden, so wie auch die Kinder des Vicekönigs, auf den Schultern getragen. Der Vicekönig ritt auf dem Nacken eines sehr schönen Elephanten, den er selbst regierte. Er trug ein dunkelsammtenes Kleid mit langen Aermeln und mit breitem Golde besetzt. Der Kopf war bedeckt mit einer kegelförmigen Haube von eben dem Stoffe, noch überdem reich gestickt. Eine Menge geputzter Elephanten machten den Nachtrab.

Als der Vicekönig bei den Stufen der Pagode angekommen war, kniete sein Elephant, um ihn bequem absteigen zu lassen; die Paradeelephanten knieten alsdann sogleich alle, und die Leute setzten sich auf ihre Ferse nieder.

Der Vicekönig zog nun die Schuhe aus, und ging, zum Beweise seiner Ehrerbietung, ohne Sonnenschirm einmal um den Tempel herum.

Nur erst alsdann begab er sich zu dem grossen Platz, um den Schauspielen und andern Belustigungen beizuwohnen. Hiezu waren eigene Säle und in ihnen Bühnen mit Thronhimmeln und Teppichen für den Vicekönig und seinen ganzen Hof errichtet.

Die Belustigungen huben mit Ringen und Faustkämpfen an; im ersten zeigten die Birmanen weit gröbere Gewandheit, als im letztern. Bei dem Ringen wurden Einige hart verletzt;

sobald man dies aber bemerkte, brachte man die Kämpfer auseinander. Der Sieger trat sodann vor den Maiwun, berührte mit dem Kopfe die Erde, und ward hierauf mit einem Stücke wollenem Zeuge belohnt, welches man ihm über die Schultern hing.

Die englischen Gesandten bewirthete man während dessen mit Thee und Confekt.

Der folgende Tag war den Feuerwerken gewidmet. Mehrere Gesellschaften verschiedener Stadtbezirke thun sich hiebei zusammen, um einander in Feuerwerken zu übertreffen. Die dazu nöthigen Sachen gingen Tages zuvor vor dem Pallast auf einem Wagen vorbei, der von vier Büffeln gezogen ward, welche man mit tibetanischen Ochsenschweifen und Pfauenfedern aufgeputzt hatte. Ihnen folgten die Mannspersonen, tanzten und jubelten. Hierauf kamen die Frauen, welche mit lautem Chore den Takt dazu mit den Händen klatschten; größtentheils hübsche, junge Mädchen, jedoch keine cirkassische Schönheiten, noch auch von hindostanischer Zartheit. Einige Matronen befanden sich bei jeder Gesellschaft, um die zu große Lebhaftigkeit der Jugend zu mäßigen.

Da die Feuerwerke am Tage gegeben wurden, so thaten sie freilich keine auffallende Wirkung,

allein verdienten die Raketen wegen ihrer Größe und der Höhe, die sie erreichten, allen Beifall.

Man hatte mit Vorsatz den Tag der Nacht vorgezogen, um Unglück zu verhüten; dennoch wurde ein Mann durch einen herabfallenden Raketenstock auf der Stelle erschlagen.

Nach beendigten Feuerwerken zog jede Gesellschaft mit Gesang und Klang vor dem Vicekönig vorüber.

Der folgende Tag war dramatischen Vorstellungen gewidmet. Es wurden die bereits angezeigten Comödien aufgeführt.

Der letzte Tag, der 12te April brachte ein völlig neues Schauspiel herbei, nämlich das wechselseitige Besprützen und Bewässern, eine Anspielung auf das Abwaschen von allen Unreinigkeiten des verflossenen Jahres; aber diese an sich selbst ernsthafte Grundidee löset sich in ein Kinderspiel auf.

Die Frauenzimmer lassen es sich nämlich besonders angelegen seyn, jede ihnen begegnende Mannsperson zu besprützen. Sie bringen deshalb eine Menge, jedoch stets reines Wasser herbei, und halten eigene Sprützen hiezu in Bereitschaft. Keiner Mannsperson ist es hiebei erlaubt, sich an ein ihn benetzendes Frauenzimmer zu vergreifen; wohl darf er hingegen, sobald sie der angreifende Theil war, sie wiederum durch-

müssen. Erklärt hingegen eine Frau, sie nehme an der ganzen Lustbarkeit keinen Antheil, so verschont sie jedermann deshalb, weil man dies für eine Angabe ihrer Schwangerschaft annimmt.

Von diesem Spiele schließen sich selbst die vornehmsten Damen nicht aus. Der Vicekönig von Pegu hatte die englische Gesandschaft nach seinem Pallaste eingeladen, und sie fanden in dem Saale 3 große Krüge von Porcellan mit Wasser angefüllt, nebst Schaalen und großen Löffeln.

Jedem Engländer ward beim Eintritt in den Saal eine Flasche mit Rosenwasser gereicht, wovon er dem Vicekönig etwas auf die Hand schütten mußte, der dann hiemit sein Unterkleid von gebläuttem Musselin besprengte.

Die Gemahlin erschien, that ihnen aber zu wissen, daß sie selbst keinen Antheil an dem Vergnügen nehmen könne. An ihrer Stelle mußte aber ihr Töchterchen, ein hübsches Kind, das noch in den Armen der Amme lag, aus einer goldenen Schale, zuerst über ihren Vater, alsdann über jeden der Engländer, etwas Rosenwasser mit Sandelholz vermischt, schütten.

Dies war das Signal zum allgemeinen Angriffe. Hiezu fanden sich indeß die Engländer bereits vorbereitet; sie hatten nämlich leinene Westen angezogen. Es stürzten nun aus den

innern Gemächern des Pallastes gegen zwanzig junge Frauenzimmer in den Saal, und überschwemmten die vier Engländer ohne Erbarmen. Auch der Vicekönig selbst ward bald in die Flucht getrieben.

Glücklicherweise hatte sich ein Engländer eines der Krüge mit Wasser bemächtigt, hiedurch sahen sie sich im Stande, so lange den Kampf zu bestehen, als sie dadurch Wasser hatten. Allein die gröſsere Menge Wasser, welche von dem Frauenzimmer hauptsächlich gegen das Gesicht gerichtet ward, gab diesen bald einen so entscheidenden Sieg, daſs sie froh waren, gänzlich durchnäſst nach Hause eilen zu können. Auf diesem Wege wurden ihre birmanische Begleiter ebenfalls gänzlich eingewässert, denn an die Fremden wagte man sich doch nicht. Uebrigens hatte diese Nässe nach angelegten trocknen Kleidern in diesem Klima keine üble Folgen. Man kehrte zu dem Pallaste zurück, wo der Tag mit Tanzen nebst einem Puppenspiel, und mit ihm das Fest selbst beendigt ward. (Symes.)

Zeichnen sich die Birmanen von ihren hochkultivirten Nachbaren, den Chinesen, auch dadurch besonders aus, daſs sie ihrem Frauenzim-

mer weder die Füße verkrüppeln, noch sie einkerkern und aus der übrigen menschlichen Gesellschaft gänzlich verweisen, so macht es ihnen nicht minder Ehre, daß sie die Ehen nicht vor den Jahren der Mannbarkeit schließen, und daß die Polygamie durch das Gesetz verboten ist. Nur eine Ehefrau wird als rechtmäßig anerkannt, man belegt sie mit dem Titel Mica.

Indeß wird diese löbliche Einrichtung dennoch dadurch sehr beeinträchtiget, daß jeder sich eine beliebige Anzahl von Beischläferinnen zu halten Erlaubniß hat. Jedoch sind die Beischläferinnen, welche mit der Mica in demselben Hause wohnen, gesetzmäßig verbunden, Hausdienste für sie zu verrichten, für sie zu waschen u. dgl. auch selbst ihr die Betelbüchse, den Fächer u. dgl. nachzutragen, wenn sie ausgeht.

Will ein junger Mann sich um die Hand eines Mädgens bewerben, so thut seine Mutter zuerst insgeheim bei den Eltern der Braut Vorschläge. Werden diese gut aufgenommen, so begeben sich einige Freunde des Bräutigams in das Haus der Eltern der Braut, um über das Heirathsgut mit ihnen überein zu kommen. Hierauf schickt der Bräutigam am Morgen der Hochzeit seiner Braut drei Frauensröcke (Lungi, wie sie zuvor beschrieben sind), drei Schärpen, und drei Stück Musselin. Bei Reichern werden

gleichfalls Ohrgehänge und anderes ächtes Geschmeide hinzugefügt. Man setzt förmliche Contrakte auf, und die Eltern der Braut richten ein Gastmahl zu. Die Neuvereheligten speisen von ein und demselben Gericht; hievon bietet der Bräutigam zuerst der Braut dar, sie nimmt dies entgegen und erwiedert dies auf gleiche Weise.

Hiemit endigt sich die Heirathsceremonie, kein Geistlicher mischt sich darein, die Ehe ist ein blos bürgerlicher Contrakt.

Einem Fremden wird in Pegu eine temporaire Ehe verstattet. Er bezahlt den Eltern des von ihm gewählten Mädgens eine unter ihnen festgesetzte Summe, und es ist merkwürdig genug, daß solche Frauen ihren Männern gewöhnlich sehr getreu sind. Allein sie bei seiner Abreise mit zu nehmen, ist ihm auf keine Weise erlaubt. Man hat Fälle gehabt, daß ein Fremder, der die ihm auf eine Zeitlang zugestandene Frau, da er sie innigst liebte, in ein grosses Wasserbehältniß versteckt mit fortführte, die Entdeckung wäre aber stets gefährlich selbst für die Familie ausgefallen, denn Auswanderung ist durchaus gesetzwidrig.

Dagegen behauptet Hunter, der Fremde habe das Recht, daß, wenn er der Frau eine zum Unterhalt hinreichende Summe zurückläßt, und zu der von ihm festgesetzten Zeit zurückkehrt, er sodann in die vollen Rechte des Ehemanns

wieder eintrete; wird aber der Termin überschritten, so hat sie die Freiheit einen andern zu heirathen.

In Ansehung der Erbschaft unter angesessenen Eheleuten, so fallen, wenn der Mann ohne letzten Willen verstirbt, drei Viertheil seines Vermögens an die in der Ehe erzeugten Kinder, jedoch nicht in gleichen Theilen. Ein Viertheil gehört aber der Witwe, welcher sowohl die Verlassenschaft als die Kinder bis zum mannbaren Alter anvertrauet bleiben.

Da der birmanische Staatskörper seit Alompra's Eroberungen aus mehreren Reichen zusammengesetzt ist, so mögen sich bedeutende Verschiedenheiten und Gebräuche finden. So trift z. B. die Darstellung von den Beerdigungsceremonien, welche Ovington vormals in Arrakan erlebte, mit den einfachen Leichenbegängnissen der Birmanen von dem letzten Jahrhundert nicht zu; dennoch waren die Bomanen oder Bewohner von Ava schon längst Verehrer des Gaudma, ehe sie das heiligste Bild dieses Gottes aus Arrakan durch das Eroberungsrecht erhielten.

Jene ältere Angabe der Arrakanschen Leichenbestattung bestand hauptsächlich darin, daß die Geistlichen anfänglich bei der Leiche ein großes Getöse auf metallenen Becken machten, um böse Geister, die sie sich unter dem Bilde einer schö-

zen Katze gedachten, hinweg zu treiben, weil diese auf die Seele des Verstorbenen Jagd mache. Da bekanntlich auch hier die Idee der Seelenwanderung herrschend war, so machte man an die Särge die Figuren von einigen vorzüglichen Thierarten, z. B. von Löwen, Pferden, Adlern u. dgl., damit eine derselben der Seele des Verstorbenen wiederum zur Wohnung dienen möge. Bescheidene, oder vielmehr demüthige Sünder befahlen dagegen, man solle auf ihre Särge nur Mäuse, Frösche und andere gering geschätzte Thiere mahlen, weil sie es verdient hätten, in so elender Thiergestalt für ihre Sünden zu büssen. Uebrigens wurden auch schon damals in Arrakan die Leichen verbrannt.

Dies ist denn noch jetzt der Fall bei den Birmanen. Symes schildert das vortrize Leichenbegängniß als gepränguoll und feierlich. Die Leiche wird in einem Sarge auf den Schultern von Männern getragen, die Verwandte begleiten den langsam fortschreitenden Zug, Klageweiber gehen voran und singen ein Grablied. Die Todtenbahre wird auf einen sechs bis acht Fuß hohen Scheiterhaufen gesetzt; das Holz ist hiebei, um einen stärkern Luftzug hervorzubringen, kreuzweis gelegt. Die Rhaane (Geistliche) treten bei der Anzündung zum Scheiterhaufen und beten zum Gaudma, bis das Feuer den Leichnam

erreicht und in Asche verwandelt hat. Hierauf werden die Gebeine gesammlet und in ein Grab gelegt.

Geringere, oder unvermögendere Personen begräbt man sogleich ohne Verbrennen, oder man wirft den Körper in den Fluß. Die Leichen Vornehmer, z. B. der Sereda (der Oberpriester), der Wungi, oder auch sehr Reicher, vorzüglich aber die von Personen aus der königlichen Familie, balsamirt man und bewahrt sie hiedurch sechs Wochen auf, bevor sie, gleich den übrigen Leichen, verbrannt werden. Zum Einbalsamiren soll besonders viel Honig genommen werden; da hätte also der Honig eine vorzüglich antiseptische Kraft. Während dieser Zeit steht der Todte gleichsam wie auf dem Paradebette unter einem Kiun oder religiösen Gebäude in voller Pracht. In der Hauptstadt ist hiezu ein eigener, schön vergoldeter Saal bestimmt.

In Arrakan ward vormals ein allgemeines, schreckliches Todtenfest gefeiert, zu Ehren des Gottes Dagon. Das Bild dieses Gottes befand sich auf einem großen Wagen, dem nemlich in gelben Atlas gekleidete Geistliche folgten. Die andächtigsten Zeloten legten sich dem Zuge in den Weg, damit der Wagen ihnen über den Leib gehe, oder ließen sich wenigstens von den Spitzen zerreißen, welche deshalb an dem Wagen herum-

stehen. Andere, minder Muthvolle sugen, von dem dadurch fließenden Blute nur einige Tropfen auf, alles zu Ehren des Gottes.

Dies ist dann die schreckliche Procession, welche man dem oftmals überspannten und minder wahrhaften Mendez Pinto*) kaum glauben wollte. Der Engländer Ovington, anderthalb hundert Jahr nachher, hat indeß wenigstens hierin die Ehre des so verschrienen Portugiesen gerettet. Aber Pinto's Erzählung, da sie weit genauer ist, verdient wegen des Außerordentlichen der Sache schon, daß wir sie hier selbst beibringen.

„Bei den Processionen der Opferfeste, welche am Neumonde des Decembers von den Birmanen begangen werden, hatten sie Wagen vier bis fünf Stockwerk hoch, worauf wenigstens zwei

*) Ferdinand Mendez Pinto, ein Portugiese, gehört unter die merkwürdigsten Reisenden der alten Zeit. Seine Reisen fallen in die Jahre von 1537-1558, und enthalten unter sehr vielem Fabelhaften oder meistens sehr Uebertriebenen, manches Gute, welches man nirgends sonst findet, und das, dem Zusammenhange nach zu schließen, wahr seyn muß

Man hat mehrere Uebersetzungen seiner Reisen, besonders eine französische von 1628, auch eine deutsche in 4to. die ich selbst besitze. Der 10te Band der Allgem. Reis. zu Wasser und zu Lande liefert einen guten Auszug.

hundert Personen saßen, Pfaffen, Wärterinnen, Kinder und Götzenbilder. An jedem Wagen zogen gegen drei tausend Menschen, hatten zu solchem Vornehmen große Seile mit Seide umwunden, und gewannen damit Ablaß ihrer Sünden. Nun, damit jedermann Theil an diesem Ablaß haben möchte, wenn er an dem Wagen zöge, so legte einer nach dem andern die Hand darauf und fuhr damit fort bis ans Ende, dergestalt, daß alle Seile ganz mit Fäusten bedeckt waren, und man nichts anders sehen thäte, als eitel Fäuste.

„Indem nun diese Wagen vorbeifuhren mit großem Getümmel der Trommeln und andern Spielwerken, siehe da kamen aus gewissen hölzernen Hütten, die ausdrücklich dazu erbaut waren, mit großer Eile heraus, sechs, sieben, acht, ja zehn Männer, ganz mit wohlriechenden Salben bestrichen, in eine seidene Decke eingehüllt, und trugen für einen Zierrath goldene Rosenkränze. Gleich that ihnen das Volk Raum machen, und darauf erzeigten sie dem Götzenbilde, das zu oberst auf dem Wagen stund, große Ehrerbietung, und fielen platt nieder auf den Erdboden: So kam nun der Wagen, und ging über sie hin, und die Räder zerquetschten sie. Da schrie das Volk allzugleich: Meine Seele werde vereinigt mit der deinigen.

Zur Stunde stiegen die Priester vom Wagen herab, nahmen diese Heiligen, besser gesagt, diese Heillosen, die sich selbst geopfert hatten, und wickelten den Kopf, das Eingeweide und auch andere Glieder in große Matten, zeigten sie dem Volke, und vermahnten es auf ihre Weise."

Weiterhin erzählt Pinto, wie nun andere Märtirer des Teufels gekommen wären mit Nahmen Xipharans, die sich unbarmherzig mit Scheermessern zerschnitten, daß man nicht anders glauben sollte, sie hätten keine Empfindung des Schmerzes; und wie die von ihnen abgeschnittene Glieder und Muskeln, dem Gotte zu Ehren auf eine Lanze in die Höhe gereckt und von dem übrigen Volke als Heiligthümer aufbewahret seyen. Kurz, man sieht hieraus den hohen blutigen Aberglauben der halbwahnsinnigen Mönche Ostindiens, zugleich unleugbar die Abkommenschaft oder den Ursprung dieser Religion.

Allgemeine Bemerkungen über das Reich der Birmanen.

Selbst in dem heißen Asien hat sich also ein Staat gebildet, der, wenn er gleich nicht mit unserm bisherigen Europa weder in Rücksicht der Sicherheit des Eigenthums, noch weniger aber

in Ansehung der Kultur zu vergleichen steht, dennoch sich von den neben ihm und mit ihm unter einem Klima gelegenen Reichen auf das vortheilhafteste auszeichnet. Hier findet sich ein von Natur von ansehnlichen Gebirgen, von den schönsten, fahrbarsten Strömen durchschnittenes grosses Land, dem daneben mehrere vorzügliche Seehäfen zu Gebote stehen, das bei dem fruchtbarsten Boden und außer den übrigen unzählbaren Produkten der heissen Zone zugleich mit den trefflichsten Materialien zu den wichtigsten Unternehmungen menschlicher Thätigkeit, zu dem Seehandel, vorzugsweise begünstigt wurde. Und dieses so glücklich gebildete Land wird nun gerade bewohnt von einer tapfern, der höchsten und anhaltenden Anstrengungen fähigen Nation, welche daneben die Vortheile des ruhigen Genusses schätzt, in gutmüthiger Stimmung sie benutzt, Häuslichkeit ehrt, im Frieden Duldung gegen jedermann ausübt, und sowohl hiedurch, als durch Wißbegierde und schnelles Aufnehmen der zu ihr gelangenden und ihm bekommenden Fortschritte der Kultur vielartige Beweise seiner Gescheidtheit und der Fähigkeit höherer Vervollkommnung an den Tag legt.

Auch dadurch zeigt sich diese Vorzüglichkeit der Birmanen vor hundert andern Nationen Asiens, daß selbst die Emporkömmlinge, welche

sich setzt, wenn gleich unrechtmäßig, des Throns bemächtigt haben, dennoch nicht, wie dies in diesem Welttheile so oft der Fall war, ihr pilzmäßiges in die Höhe schießen von dem Kittel zum Purpur durch wahnsinnigen Stolz und Erdrückung ihrer Völker schänden.

Alompro selbst, der Urheber der heutigen Dynastie, obgleich aus dem Nichts zu Allem erwachsen, fing bereits damit an, sein Reich haushälterisch auszubilden; er suchte den Handel zu begünstigen und schützte deshalb sogar mit vieler Klugheit die Europäer, obgleich sie mehrmal gegen ihn Parthei genommen hatten. Auch sahen wir, wie er, sobald die Kriege nur einige Ruhe gestatteten, dem Lande selbst bessere Einrichtungen gab, und auf eins der vorzüglichsten Bedürfnisse der Societät, auf Polizei und Rechtspflege, sein Augenmerk richtete. Wie sehr er aber den Werth der Handlung zu schätzen wußte, dies ergab sich aus den Anlagen für Rangun, welches dadurch einer der wichtigsten Stapelplätze von Hinterindien geworden ist.

Sein späterer Nachkomme, Minderaschi Pra, den die Britten im Jahre 1795 auf dem Throne der Birmanen antrafen, zeigte sich aber in einem für die Nation noch vortheilhafteren, hofnungsvolleren Lichte. Die Friedensschlüsse mit Siam und vorzüglich der mit dem brittischen Ge-

neral Erskine, zeigten Mäßigung und Klugheit, und seine liberale Denkart zur Beförderung der Aufklärung, wovon uns die Erlaubniß des Bücherverkaufs ein merkwürdiges Beispiel an die Hand gab, macht ihm eben so viel Ehre, als es seinem Reiche bedeutende Aussichten darbietet.

Man bedenke ferner, daß die Birmanen nicht, wie die Chinesen, die Fremden verachten, daß sie vielmehr ihre Erfindungen mit Dank entgegen nehmen und bei sich zu benutzen suchen; daß sie auf der andern Seite völlig von dem traurigen Kastenzwange frei sind, den wir bald in dem ihnen angränzenden Hindostan werden kennen lernen; daß sie selbst die in den meisten Theilen Ostindiens gesetzmäßige Vielweiberei deßhalb für gesetzwidrig erklären, weil sie sie der Bevölkerung nachtheilig erkennen; daß sie eine in dem heißen Klima so seltene Anstrengung zum Schiffbau und so große Geschicklichkeit darin äußern, die sogar den Britten für die Zukunft dem englischen Interesse nachtheilig zu werden scheint; endlich daß sie, da sie mit dieser ersten europäischen Seemacht und Handelsnation in der genauesten Verbindung stehen, und bei der ihnen eigenen Wißbegierde und Thätigkeit eben dadurch die wichtigste Gelegenheit erhalten, sich in allen Gewerben und den wichtigsten Fortschritten der kulti-

virten Societät und in allen Kenntnissen weiter auszubilden.

Läßt dies alles, zusammengenommen mit ihrer gesunden Moral, vorzüglichen Polizei, mit ihrer, wie Symes bezeugt, zuvorkommenden Offenheit und Frohsinn gegen alle Fremde, nicht dereinst hoffen, hier am östlichen Ende Asiens eine Nation emporsteigen zu sehen, welche selbst dem ungleich größern und mächtigern China bei weitem den Rang ablaufen wird? Das Reich der Birmanen kann hiernach, sobald es durch keine innere Fehden zersplittert wird, oder durch den wahnsinnigen Geist der Eroberung seine Kräfte zum Unglück seiner und anderer Nationen verschwendet, selbst den Handel des chinesischen Reichs vielleicht ganz entbehrlich machen; denn wie leicht müßte es dieser Nation nicht werden, sich die Pflanzung des Thees und die Verfeinerung der Seide unter ihrem Klima und auf so vielartigen Boden zuzueignen; wie leicht könnte der kühnere, weiter ausgebildete Birmane durch seine innigere Verbindung mit den Europäern, besonders mit England, durch seine ausgedehntere, unternehmendere Schifffahrt seine Häfen zu den ersten Stapelplätzen von ganz Indien, und so sich selbst zu der wichtigsten Nation Asiens erheben!

Einige kleine Länder in der Nachbarschaft von Ava.

Drei kleine Staaten im Norden vom Reiche der Birmanen führen von Hinter- oder dem östlichen Indien zu dem westlichen oder gewöhnlich sogenannten Hindostan, dem eigentlichen Sitze der Hindus hinüber.

Sie heißen: 1) Cassay, 2) die Garrow-Gebirge und 3) Assam.

Zwar haben wir bereits Cassay als jetzt den Birmanen angehörend erwähnt; indeß sollen sie dennoch eigentlich nur einen Einfall darin gethan und damals mehrere Einwohner nach der Sitte der asiatischen Sieger mit sich hinweggeschleppt, als das Land selbst unterjocht haben.

Cassay, im Norden von Arrakan, ist, den neuesten Karten zufolge, hier zwischen 92½ bis auf 95° östl. v. Greenw. gelegen, und von den Gebirgen Arrakan's, Tipra's, das jetzt zu Bengalen gerechnet wird, ferner den Garrowgebirgen und nördlich von Assam's Bergen, eingefaßt. Hiemit stimmten dann auch Bakers Nachrichten überein. Cassay ist, ihm zufolge, ein kleines, fruchtbares Fürstenthum, eigentlich nichts mehr, als ein sehr großes, von allen Seiten in einem Kreise von Gebirgen eingeschlossenes Thal.

Der westliche Arm des grossen Irrawadi, der Kien-Duem, läuft von Norden nach Süden dadurch hin, oder vielleicht machte er die östliche Gränze zwischen Cassay und Ava.

Dennoch scheinen noch andere Flüsse, oder doch noch ein ansehnlicher Strym, das Land zu bewässern, denn Baker sagt ausdrücklich, unweit der Hauptstadt des Landes, deren Namen er indeß nicht angiebt, flösse ein großer Strom mit einem außerordentlichen Wasserfall, unter welchem man zu Wagen trocken hinfahren kann! Das ganze Land ist zum Erstaunen fruchtbar an Reis und dieser ist unglaublich wohlfeil, weil das Geld dort etwas sehr seltenes ist.

Die Hauptstadt beschreibt er als mit Pallisaden von Bambus eingefaßt, durch welche nur ein einziger Zugang offen steht.

Rennels Karte von Hindostan zeigt indeß mehrere Ortschaften in diesem Lande, und besonders eine Stadt, Munnipour, allein der Name des Landes selbst heißt hier Meckley; dieser Name fehlt der neuen Karte von Arrowsmith nicht, aber der Name jener Stadt.

Die Lage des Landes läßt vermuthen, daß die Naturprodukte mit denen von Ava wohl zutreffen mögen. Dagegen scheinen die Bewohner dennoch von den Birmanen verschieden zu seyn. Symes fand die Cassayer, nach ihrer Haupt-

stadt Munnipourer genannt, als sehr fleissige, ruhige und geschickte Menschen, die sich besonders auf die Gärtnerei verstanden, und bei ihren Schiffsarbeiten und Rudern Frohsinn und Gutartigkeit äußerten. Wiederum ist schon zuvor bemerkt worden, daß sie sehr vorzügliche Reuter sind, daß daher die birmanische Cavallerie oder Leibwache des Königs lediglich aus Cassayern besteht.

Das Bild, welches uns Baker von einer Cassayschen Prinzessin und einem Prinzen entwirft, welche er als Gefangene in der birmanischen Ortschaft Munschabu sahe, zeigt auch im Aeußern eine Verschiedenheit von den Birmanen. Sie waren, sagt er, zwar nicht eigentlich weiß, wiewohl heller von Farbe, als der blondeste Peguaner; die Prinzessin hatte etwas von Größe in ihrem Ausdruck; ihr Gesicht war länglicht und ihre Züge waren sehr fein.

Der zweite sich in diesen Gegenden auszeichnende Landesstrich sind die Garrowgebirge; die englischen Karten benennen sie nur die Garrows, und Rennel und Arrowsmith legen sie zwar gleich in Nordwesten von Cassay, indeß nannten sie dazwischen noch ein Land, Cachar, das sich ebenfalls außerhalb der Gränzlinie

des englischen Ostindiens befindet; dahingegen Cähet schon hiezu gerechnet ist; indeß scheinen sie dennoch den Engländern Abgaben zu entrichten, da Elliot deshalb zu den Bewohnern dieser Gebirge im Jahre 1788 gesandt ward.

Dieses Gebirgsland ist gleich über dem 25sten Grad der Breite gelegen, zwischen $9\frac{1}{4}$ und $9\frac{1}{2}$ Grad der Länge von Greenwich.

Rennel und Arrowsmith nehmen darinnen die Städte Cospour und Gentian an.

Die Gebirge, mehrere Reihen übereinander sahe Elliot dorten, erzeugen verschiedene Flüsse, welche sich nach Südwesten in den Baramputre ergießen.

Das Land selbst zeigte sich überall höchst fruchtbar. Reis, Senf, Hanf, die besten Weiden wechselten mit einander auf das üppigste ab; das Oel war vortreflich (vielleicht Sesam?)

Von Mineralien bemerkt der Engländer besonders Steinkohlen, woraus die Bewohner ein Steinöl ziehen, um sich dessen gegen Hautausschläge zu bedienen.

Die Seen sind fischreich, und die Flüsse halten besonders viel Schildkröten.

Die Männer sind hier schöner, als das andere Geschlecht. Es sind hellbraune, gutgebildete, starke Menschen, zur aller Arbeit fähig. Das Gesicht ist rund und kurz, die Nase platt,

der Mund groß, die braunen, auch wohl blauen Augen klein mit schwarzen, überhangenden Augenbraunen. Ihr Blick ist mürrisch, ja, finster, allein er trügt, sie sind sanft und freundlich, redlich und ihren Worten getreu.

Das andere Geschlecht ist häßlich, klein, schlechtgestaltet, mit groben, männlichen Zügen.

Die Männer tragen einen breiten Gürtel um die Hüften; dieser wird zwischen den Beinen durchgezogen und hinten befestigt; vorne hängt ein Zipfel herab, der mit Messingblech, Elfenbein und dergleichen geziert ist. Einige tragen einen Kopfputz mit ähnlichen Zierrathen, andere binden das Haar auf dem Wirbel zusammen oder schneiden es kurz.

Die Oberhäupter, Buneohs genannt, tragen einen seidenen Turban, und am Gürtel einen Beutel, der ihr Geld und ihre Geräthschaft zum Rauchen enthält, daneben an einer Kette die Tobackszeife.

Die Weiber schlagen ein schmutzig rothes Stück, blau und weiß gestreiftes Zeug um die Hüften, das beinahe den halben Schenkel bedeckt und auf der linken Seite befestigt wird. Da es sehr eng ist, so entblößt es im Gehen die Lende. Ihr Halsschmuck ist eine Schnur von Zierrathen, wie die der Männer am Gürtel. Die Ohrringe sind messingene Ringe, 3 bis 4

Zoll im Durchmesser, bis 30 an der Zahl; bei Einigen hangen sie an einer besondern Schnur, die über den Kopf geht. Das Haar ist mit einer Binde zurückgebunden; der Busen bleibt bloß.

Diese Nation scheint gleichsam zwischen den Hindus und völlig rohen Bergbewohnern in der Mitte zu stehen. Ihre Lebensart kommt mit der der letztern überein, die Religion hingegen stammt aus Hindostan. Sie genießen das Fleisch fast roh, und essen Hunde, Frösche, Schlangen; auch genießen sie das Blut der Thiere.

Den Reis kochen sie, und bereiten daraus ein starkes Getränk, wozu sie selbst bereits die saugenden Kinder gewöhnen. Von andern Vegetabilien genießen sie die Jamswurzeln und das Mark eines Baumes, welches gestoßen und eingeweicht zu einem Gallert gekocht wird. Vielleicht eine Palmart, wie die Sagopalme?

So wie bei den Birmanen stehen auch hier die Häuser auf drei bis vier Fuß hohen Pfählen. Die Wände sind wie der Boden von geflochtenem Bambusrohr und das Dach von Matten und langem Grase. Die Weiber haben einen eigenen Platz, eine Bühne oder einen offnen Altan an einem Ende des Hauses.

Die Ehen scheinen hier sehr früh geschlossen zu werden. Elliot sahe eine siebenjährige

Tochter eines Oberhaupts mit einem drei und zwanzigjährigen Mann vermählen; dieser ward dadurch der Erbe der Oberherrschaft und aller Besitzungen des Vaters, da hier die jüngste Tochter alle frühergeborne Kinder ausschließt.

Das Hochzeitfest wird mit Schwauserei gefeiert. Der Priester opfert dabei einen Hahn und ein Huhn; hieraus prophezeihet er dann auf eine glückliche oder unglückliche Ehe.

Bei solchen Festlichkeiten, welche ein paar Tage dauern, werden sie selten nüchtern, bleiben dabei aber gutartig und harmlos.

Männer, Weiber und Kinder tanzen hiebei so lange, als es nur ihre Kräfte erlauben. Zwanzig und mehr Mannspersonen stehen in einer Reihe hintereinander, fassen sich einander an der Seite des Gürtels und tanzen in einem Kreise umher, bald auf einem, bald auf dem andern Beine. Die rauhe Musik von Trommeln und metallenen Becken begleiten sie mit Gesang. Die Weiber tanzen auf ähnliche Art in besonderen Reihen.

Es giebt auch eigene Kriegstänze, wobei die Männer mit Schwerdt und Schild viel Gewandheit zeigen.

Sonderbar ist aber die Sitte, wodurch die Frau bei dem Tode ihres Mannes verbunden ist, einen seiner Brüder zu heirathen; sollte aber

auch dieser sterben, dann kommt die Reihe an den Vater, wenn er anders nicht gar zu alt ist; denn nur in diesem Falle hat die Frau eine freie Wahl.

Die Religion stammt hier aus Hindostan. Man verehrt hier nämlich den Mahadewa oder Schiwa, den Zerstörer der Insekten; Andere beten aber Sonne und Mond an. Jeder Religionsfeierlichkeit geht ein Opfer eines Thiers vorher, z. B. eines Hundes, Stiers, Hahns, oder dergl. Bei Krankheiten richtet sich die Größe des Opfers nach der Bösartigkeit der Krankheit. Zaubermittel und Amulete sind ebenfalls gewöhnlich.

Auch hier herrscht die Gewohnheit der Verbrennung der Leichen; man legt sie in eine Art von Kahn und setzt diesen sodann auf den Scheiterhaufen. Stirbt ein Vornehmer, so verbrennt man mit dem Todten den Kopf eines Stiers; bei der Verbrennung eines Oberhaupts wird sogar einem seiner Sklaven der Kopf abgeschlagen, um mit verbrannt zu werden. Bei dem Tode eines Oberhaupts oder Buneahs vom ersten Range suchen dessen Sklaven einen Hindus gewaltsam zu entführen, schlagen ihm den Kopf ab, und bringen diesen ebenfalls dem Todten zum Opfer.

Die Garrows stehen unter mehreren Oberhäuptern; diese bestimmen die Gesetze. Die mei-

sten Vergehungen bestraft man mit Gelde, und diese Gelder werden auf Schmausereien verwendet; allein bei Ehebruch, Raub oder Todtschlag halten mehrere Oberhäupter eine Versammlung, und lassen den Verbrecher sofort mit dem Tode bestrafen.

Bei Sachen von Wichtigkeit, die z. B. das ganze Land angehen, versammeln sich alle in ihrem Kriegsanzug. Dieser besteht aus einem Stükke blauen Zeugs, das den Rüken bedekt, und läuft vorne auf der Brust in vier Zipfeln zusammen, hiebei führen sie Schild und Schwerdt. Sie setzen sich sodann in einen Kreis, die Schwerdter vor sich in die Erde gestekt. Wird über den Krieg berathschlagt, so werden die gefaßten Rathschläge sofort ausgeführt: Angelegenheiten von minderer Wichtigkeit hingegen behandelt man langsamer, nimmt sich auch zuvor Zeit zum Schmausen und Tanzen, und sich zu berauschen. Zwar haben die Männer, die Anführer, eigentlich die Besorgung der Staatsangelegenheiten, indeß wird oftmals die Stimme der Weiber gleichfalls gehört. So setzte die Frau des obersten Anführers den englischen Capitain Elliot, ob er ihnen bei jener Verhandlung über die Abgaben wirklich die Wahrheit gesagt habe, und als er ihr dies versicherte, zeigte sich das Volk zu der geforderten Summe willig.

Ihre Art, die Abgaben zu bestimmen, ist sonderbar.

Jeder gemeine Mann steckt so viel Stöckchen in ein irdenes Gefäß, als er Theile der Abgaben zu entrichten sich vermögend glaubt. Sodann wird darnach die ganze Summe berechnet; was an dem Verlangten noch fehlt, setzen die Oberhäupter, die Bunoahs, hinzu.

Vor einiger Zeit ist durch die Engländer die Einimpfung der Blattern bei ihnen eingeführt. Seitdem geht jährlich deshalb ein Arzt in ihre Gebirge; dieser muß zwar dem Oberhaupte ein Beträchtliches für die Erlaubniß erlegen, allein er wird von den Garrows ansehnlich für seine Bemühung belohnt, und mit vieler Ehrerbietung behandelt.

Endlich bleibt uns noch ein drittes merkwürdiges, aber zu wenig bekanntes Land dieser Gegend übrig; das Reich Assam oder Aam. Tavernier ist einer der ersten, welcher uns einige Nachrichten darüber mitgetheilt hat, und mehreres hat sich durch die neueren Berichte bestätigt gefunden. Dasjenige, was wir noch mit einiger Zuverlässigkeit davon wissen, kommt aus den Papieren eines Persers, Muhamed Ka-

zim, welcher sich in dem Gefolge Mir Jumleh's, Generals des boshaften Großmogols Aurenzzebs, bei seiner Eroberung dieses Landes befand. Diese Nachrichten hat uns van Sittart englisch und Sprengel deutsch geliefert. Dalrymple bezeugt, daß die Franzosen gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts von Dacca aus, einer Handelsstadt Bengalens, einen Weg dorthin gefunden, aber von den Einwohnern dort so scharf beobachtet worden, daß sie wenige Nachrichten darüber einzuziehen vermogten. Den Engländern ward der Zutritt damals wenigstens noch mehr erschwert.

Assam, zwischen den 90sten und 95sten Graden der Länge v. Greenw. gelegen, gränzt in Süden an die Garrows an, in Norden umfaßt es oder eine Bergkette, welche es von Tibet und in Westen von Butan scheidet.

Das ganze Land wird durch den großen Burramputre in zwei Theile getheilt. Der nördliche heißt Uttarkal, der südliche Dakschinda. Der Strom tritt von Osten durch das tibetanische Gebirge herein, und läuft fast ganz in westlicher Richtung nach Bengalen hinab. Da sich mehrere kleine Flüsse in ihn ergießen, so ist dieses beinahe von allen Seiten mit Gebirgen eingeschlossene Land ein großes Thal von der ausgezeichnetesten Fruchtbarkeit. Von Osten nach

Westen hat es einen weit größern Durchmesser, als von Norden nach Süden; ersterer beträgt gegen zweihundert Kos; 4 auf einen Grad gerechnet; diese Größe von etwa 5 Längengraden zeigt auch die Arrowsmithsche Karte; die geographische Breite des Landes hebt oberwärts des 25sten Grades an, und läuft bis zu dem 27sten.

Unter den Flüssen nennt jener Perser noch als vorzüglich den Dhoneck. Er entspringt, so wie, der Karte zufolge, auch die übrigen, aus den nordöstlichen, also tibetanischen Gebirgen, um sich an der Nordseite des Baramputre in diesen Riesenstrom zu ergießen.

Bei der Lage, der gebirgigten Einfassung und daher thalförmigen Bildung, endlich bei der starken Bewässerung, sowohl durch jenen Hauptstrom, als durch die in ihn sich einmündenden kleinern Flüsse, erwartet man hier von selbst eine reiche Erndte an Vegetabilien und Thieren, sowohl des eigentlichen warmen Asiens, als auch der Produkte des kalten Berglandes der Nachbarschaft.

An Mineralien wird hier Eisen, Blei, Silber und Gold gewonnen. Letzteres führen die Flüsse. Die Einwohner waschen es aus dem Sande der Flüsse, und da es einen beträchtlichen Theil der Einnahme des Beherrschers, des Raja, ausmacht, so muß es in bedeutender Men-

ge innerhalb der Gebirge vorhanden seyn. Zwölftausend, nach andern Angaben sogar zwanzigtausend Menschen beschäftigen sich mit der Goldwäsche. Jeder zahlt dem Raja einen Tola an Golde. Ein Tola beträgt 5 Mascha, ein Mascha aber 16 Retti, ein Retti wiederum $1\frac{5}{16}$ oder $\frac{21}{16}$ Gran; hienach wäre also diese Abgabe für jeden einzelnen 105 Gran Gold.

An einem Hauptmineral, an Salz, ist aber großer Mangel, und dasjenige, welches man am Fuße einiger Gebirge findet, hat einen widrigen bittern Geschmack; wahrscheinlich ist es mit Bittersalz vermischt, welches die Einwohner nicht davon zu scheiden verstehen. Daher nehmen sie ihre Zuflucht zu vegetabilischem Alkali. Sie zogen dies bereits zu Tavernier's Zeiten aus zwei verschiedenen Pflanzen. Die erste derselben war eine Art der Lemna, oder des Entenkrauts, welches sich auch auf dem vorigen süßen Wasser findet. Dies ward getrocknet und verbrannt, die Asche, nachmals durchgeseihet und gereinigt, diente statt des Salzes.

Die zweite Pflanze, deren hiezu auch jener persische Schriftsteller erwähnt, ist der Pisang. Seine großen Blätter werden ebenfalls deshalb getrocknet und verbrannt. Die Asche hievon ist aber noch zu äßend: sie wird daher 10 bis 12 Stunden lang in Wasser umgerührt, dies Was-

ser dreimal durchgeseihet und eingekocht. Das sich zuletzt am Boden krystallisirende Salz nach dem Verrauchen des Wassers giebt ein weißes, sehr wohlschmeckendes Salz.

Die Früchte des Landes sind unter andern, außer dem Pisang, Mangoes, Orangen, Citronen, Limonien, Anahas, Pumaleh, eine treffliche Frucht, (vielleicht der Manguſtan?) die man den Pflaumen weit vorzieht, Kokos, Areca, Pfeffer, Ingwer ohne Fasern, Sadiji, (ein langes, gewürzhaftes Blatt, nach Forſtern wahrscheinlich nahe mit dem Zimmt verwandt) Aprikosen, Yams, Granatäpfel; kurz, die Vegetation und Fruchtbarkeit dort iſt so groß, daß hier kein Produkt des schwelgerischen Asiens zu mangeln scheint.

Vorzüglich iſt das hiesige Zuckerrohr an Süssigkeit. Es giebt davon drei verschiedene Sorten, das weiße, schwarze und rothe.

Die Waldungen der Gebirge, besonders die von Kamuru und Sidea (wahrscheinlich die gegen Norden und Nordosten) enthalten eine Menge des besten Aloeholzes (Agal oder Calambac); es sinkt im Wasser unter. Eine eigene Gesellschaft der Bergbewohner vom Stamme Manac führt es jährlich nach den großen Ortschaften und tauscht dafür Salz und Korn ein.

Der vornehmste Anbau besteht in Reis und Masch (vielleicht Mais?). Weizen und Gerste findet sich nicht. Einzelne Gegenden sind wegen ihrer hohen Fruchtbarkeit sehr reizend. So nennt der Perser die Gegend zwischen einem Dorfe, Selagereh, und der Hauptstadt Chergenz, etwa 50 Koß lang, einen aneinanderhangenden Garten, reichlich mit den schönsten Obstbäumen versehen.

Die Umgebungen der Bauerhütten bieten ein schönes Gemisch dar von vielfarbigen wohlriechenden Kräutern, von wilden und angepflanzten Blumen. Weil das Land in der Regenzeit überschwemmt wird, so hat man zur Bequemlichkeit der Reisenden eine hohe und breite Landstraße angelegt, und nur sie zeigt das einzige Stück unangebaueten Landes. Sie ist zu beiden Seiten mit schattigem Bambus besetzt, deren Gipfel sich begegnen und in einander flechten.

Für die Zoologie zeigt sich ebenfalls ein unerwarteter Reichthum, weil die verschiedenen Striche des Landes ein so verschiedenes Klima genießen. Hier vereinigen sich die Thiere des heißesten Indiens mit denen des kalten Tibets. Die Waldungen des großen Thals besitzen einen so großen Reichthum an Elephanten, daß man in einem Jahre fünf bis sechshundert davon einfangen könnte. Dagegen findet sich in den Gebir-

gen das Moschusthier und der Braunwachse (Sarlue) von Tibet; auch nennt unser persischer Schriftsteller zwei Arten dortiger Pferde, die Guhuts und Tanguts. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß unter letzteren die zuvor beschriebenen Bergpferde, in Butan und Tibet Tangun Pferde genannt, verstanden werden; vielleicht sind die Guhuts dann die gewöhnlichen Pferde Indiens.

Hiernach scheint es, der Meinung anderer Reisenden zuwider, dennoch entschieden, und die Nähe von Butan spricht dafür, daß Assam Pferde erzeuge. Der Perser scheint dies ebenfalls von den Eselin zu behaupten, da er sie für die Lieblingsthiere der Assamer ausgiebt.

In seiner weitern Erzählung scheint er sich indeß zu widersprechen, denn er behauptet: die hiesigen Einwohner fürchten sowohl die Kameele als die Pferde so sehr, daß, wenn ein einziger Reuter viele bewaffnete Assamer angriffe, so würden sie miteinander die Waffen wegwerfen und sich gefangen geben!

In Rücksicht der übrigen größern hiesigen Thierarten, so haben wir zwar keine besondere Bemerkungen darüber, allein Klima, Boden und Waldungen lassen uns hier mit vollem Rechte alle diejenigen annehmen, welche sowohl die heiße als die kalte Nachbarschaft heget.

Von kleineren, starkbenutzten Thieren verdienen hier besonders aufgeführt zu werden: der hiesige Seidenwurm und das Insekt, die Schildlaus, welches den Lak erzeugt.

Der Wurm oder die Raupe, von welcher hier die Seide gewonnen wird, ist zwar der gewöhnlichen Seidenraupe ähnlich, allein sie ist runder, bleibt das ganze Jahr hindurch auf dem Baum, und spinnt sich hier ein. Die davon gewebten Zeuge haben einen ausserordentlichen Glanz, brechen aber gerne. (Tavernier)

Assam ist als das Land berühmt, welches sowohl die gröste Quantität, als die vorzüglichste Sorte des Gummilaks liefert. Tavernier gab uns bereits zu seiner Zeit Nachricht, daß es hievon mehrere Sorten hier zu Lande gibt. Saunders hat aber anjetzt eine weit genauere Beschreibung von dieser Stapelwaare Assams geliefert.

Das Insekt, welches den Lak erzeugt, ist die Schildlaus (Coccus Laccae Linn.), welche sich besonders auf den Zweigen der Banianen-Feige, dem berühmten Pagodenbaum *) (Ficus religiosa), auf dem Rhamnus Jujuba, dort Beier, genannt, und endlich auf dem Plasso oder Praso Rumphii, ansetzt. Das weibliche

*) M. s. das Kupfer des vorigen Jahrgangs.

Thier läßt sich von dem Männchen befruchten, legt seine Eier an die saftigen Zweige und verursacht dort ein Hervorquellen des Gummilaks, wahrscheinlich auf ähnliche Art, wie bei uns der Coccus Ilicis den Kermes, nämlich indem sie durch mehrere Stiche die Pflanze reizen und den Saft hervorziehen.

Das Gummilak bildet eine Art von zellichtem Gebäude um die Eier von einer rothen Substanz. Diese Zellen von länglichter, rother Höhlung, angefüllt mit einer schönen rothen Flüssigkeit, sind im März völlig fertig. In jeder Zelle liegt nun ein Ei, welches bald darauf als Made auskriecht. Sie ist $\frac{1}{8}$ Zoll lang, und man unterscheidet an ihr deutlich vermittelst eines Mikroskops den Kopf 6 hervorstehende Theile (Füße) und die Ringe des Leibes. Gewöhnlich finden sich 20 bis 30 solcher Maden und Zellen unter der Mutter, welche sodann abstirbt. Diese rothe, ganz verhärtete Substanz, welche als noch flüssig den Maden zur Nahrung dient, ist nun das Gummilak. Die Maden, nachdem sie ihre Nahrung verzehrt haben, verwandeln sich in Puppen, hierauf in das vollkommne Insekt, in die Schildlaus, dringen durch den Leib der abgestorbenen Mutter durch und treten als neue, theils ungeflügelte Weibchen, theils geflügelte Männchen, an die freie Luft. Dies geschieht im Oktober und No-

vember. Sie verbreiten sich hierauf schnell über die übrigen Zweige, um das Leben ihrer Aeltern zu führen und sich fortzupflanzen.

Bevor dies geschieht, also wenn die rothe Substanz noch vorhanden ist, wird sie als Gummilak eingesammelt.

Die Zweige der benannten Bäume sind dann so sehr mit solchen Nestern besetzt, daß kaum eins von sechsen seine gehörige Grösse erreichen kann. Sie sind bis zu den Spitzen mit dem rothen Staube bedeckt, und von den Thierchen so ausgesogen, daß sie absterben und ihre Blätter verlieren. Der Engländer Kerr (und hiernach Forster) setzen nun auseinander, wie auch die Vögel die Fortpflanzung dieser Thierchen dadurch verbreiten, daß die ihnen an den Füßen kleben bleibenden Insekten auf mehrere Zweige und Bäume geführt werden.

Die Sammlung des Laks selbst geschieht im Februar und wiederum im August. Die Assamer und Indier haben hiebei keine weitere Mühe, als daß sie die mit Lak besetzten Spitzen der Zweige abbrechen und zu Markte bringen. In der bengalischen Handelsstadt Dacca gelten 100 Pfund derselben nur 12 Schilling (gegen 4 Thlr.).

Das Lak selbst kennen wir unter vier verschiedenen Gestalten.

Die erste ist das natürliche, oder vielmehr die natürlichen Nester, wie sie das Thier bauete, an dem Zweige oder Stocke; daher der Name Stock- oder Holzlak; dieses bekommen wir nur selten zu sehen. Sodann das Lak in Körnern oder Saamen (Seed. Lac. L. in granulis). Es ist das Lak von den Reisern abgenommen und zu Körnern gerieben. Hierauf das in Klumpen geschmolzene Lak, Klumpenlak. Endlich das Shell-lak oder Lak in Tafeln (L. in tabulis). Man schmelzt hiezu das Lak der Reiser, preßt es durch baumwollen Zeug und breitet es auf Pisangblättern in kleinen Tafeln aus, die sofort erhärten und so aufbewahrt werden.

Ein anderes Produkt des Laks, oder vielmehr der rothen Materie jener mit den Insekten besetzten Baumarten ist der den Feigen eigene dadurch rothgefärbte Milchsaft, der dann gerinnt und eine fadenähnliche Substanz bildet. Die Bengalen kochen ihn mit Oelen und bereiten dadurch einen so starken Vogelleim, daß sie sogar die dort wilden Pfauen damit fangen.

Das Gummilak ist übrigens auch an Güte verschieden, je nach den Baumarten, worauf sich das Insekt anbauet. Kerr behauptet, das beste Lak komme von den angeführten Feigenbäumen, das schlechtere hingegen von dem Beiz-

oder Rhammus; Saunders sagt das Gegentheil, indeß gestehen beide dennoch einen Unterschied ein.

Die Art, das Lak zu Tafellak zu reinigen, giebt Letzterer auf folgende Art an. Nachdem man es in kleine Stücke zerbrochen und von den Holzstückchen völlig gereinigt hat, thut man es in einen Beutel von Segeltuch, der 6 Zoll im Umfange, aber 4 Fuß in der Länge hat. Zwei dieser Beutel sind jedesmal zugleich in Arbeit, und jeder wird von zwei Männern über ein Feuer so lange fleißig umgedrehet, bis das Lak hinreichend flüssig ist, um durch die Oefnungen der Beutel durchzudringen. Sodann nimmt man es vom Feuer hinweg, ringet das Lak aus und zieht dann den Beutel auf die oberste glatte Seite eines deshalb bereiteten Pisangblattes hin. Die schleimige, jedoch glatte Seite des Blattes scheint besonders geschickt zu seyn, das Ankleben des warmen Laks zu verhindern, und ihm zugleich die Form zu geben, wodurch sein Werth so sehr erhöhet wird. Der Grad des Andrückens an das Blatt bestimmt die Dicke der Laktafel; die Feinheit und Durchsichtigkeit hängt aber von der Beschaffenheit des Beutels ab. Die Assamer wissen aus Erfahrung, daß man in Europa die dickern Tafeln vorzieht.

Das Pfund Schellak oder Plattlak kostete vor der Hemmung des Seehandels 1 Gulden, in Indien hingegen noch nicht den zwanzigsten Theil. Welch ein erstaunlicher Gewinn aber hieraus für die seehandelnden Nationen, eigentlich für die Ostindische Compagnie und ganz besonders für England, entspringen mußte, ergiebt sich nur erst dann, wenn man den vielfachen Nutzen und Verbrauch dieses Materials durchgeht.

Mit Säuren gekocht giebt es eine treflichrothe, sehr haltbare Farbe für die Seide, Cattune und Zitze; hiezu wird es selbst in Indien stark verbraucht. Man giebt daher jener Nation schuld, sie zöge vor dem Verkauf einen Theil der Farbe heraus.

In der Levante färbt es den Saffian, auch dient es bei einigen Arten von Scharlach. Ferner benutzen wir es vorzüglich zum Siegellak, zur Schminke, und vormals bediente man sich desselben als Arznei unter verschiedenen Gestalten. Man behauptete, es diene in der Wassersucht, in der Gelbsucht, in den Krankheiten der Lunge, denn es eröfne, erwärme und treibe den Schweiß. Jezt ist aber diese Materie hauptsächlich nur als Färbestoff von hoher Wichtigkeit. Sie löset sich nur größtentheils in Weingeist auf, scheint aber noch schleimige Theile zu enthalten. Die Chine-

ner und Japaner benutzen das Lak zur Verfertigung verschiedener Firnisarten.

Ein gutes Lak muß hell und durchsichtig seyn, nicht mit schwarzem Gummi noch andern Unreinlichkeiten vermischt, es muß nicht zuviel Holz halten und gekauet den Speichel schön roth färben.

Der Mensch von Assam scheint aus mehr, als einem Stamme zu bestehen. Bereits zuvor ist bemerkt worden, daß man in Tibet von einer außerordentlich großen, ja riesenmäßigen Menschenrace aus den Gebirgen von Assam redete. Dies mag indeß nur etwas übertrieben seyn, denn jener persische Reisende meldet ausdrücklich, die Assamer seyen Menschen von riesenhaftem Ansehn, dabei unternehmend, unmenschlich, von rohesten Sitten und treulos; sie überträfen an körperlichen Kräften und kühnen Leibesübungen die meisten Nationen.

An einer andern Stelle seines Berichts sagt Muhamed Kazim von den Bewohnern der nördlichen Landeshälfte Utterkal, daß sie starke Menschen sind, aber nur von mittlerer Größe. „Sie haben," setzt er hinzu, „ein gesundes und stattliches Ansehn. Ihre Gesichtsfarbe ist, wie bei allen Völkern eines nördlichen Himmels, roth und weiß."

Er giebt noch mehrere Stämme unter den Assamern an, welche unter sich so sehr, selbst der Sprache nach, verschieden sind. Im Ganzen theilt er sie aber in zwei Hauptstämme, in die Assamer und Kultanier. Die letzten übertreffen die erstrn in allen Beschäftigungen, nur die des Kriegs ausgenommen, worin die Assamer sich durch kühne Unternehmungen vorzüglich auszeichnen.

Indeß gesteht er allen einen hohen, ja wilden Muth zu, wodurch sie bis zu seiner Kriegsunternehmung gegen Assam stets unbesiegt blieben. „Sie haben sogar, sagt er, die Absicht manches Helden, den man einen Welteroberer nannte, zu Schanden gemacht, die Schwierigkeiten eines gegen sie zu führenden Krieges zu überwinden. Sie haben nie ihr Haupt in Unterwürfigkeit noch Gehorsam gebeugt, noch einem mächtigen Monarchen Tribut oder Abgaben bezahlt, sondern den Ehrgeiz der siegreichsten Fürsten Hindostans gedemüthiget."

Er bringt sodann mehrere Beispiele von den mohamedanischen Völkerzerstörern bei, welche an der ruhmvollen Tapferkeit dieses braven Volks scheiterten; ja, sie jagten diesen barbarischen Weltstürmern zuletzt eine solche Furcht ein, daß diese sich bezaubert glaubten, sobald sie den Boden dieser, ihre Menschenrechte tapfer vertheidigenden Nation betraten. Endlich gelang es

freilich dem Feldherrn des entsetzlichen Aureng Zebs, den wir in Hindostan genauer werden kennen lernen, dieses brave Volk auf eine kurze Zeit zu überwinden, allein jetzt ist der damals so gefürchtete fanatische Großmogol Ostindiens und seine ganze Nachkommenschaft selbst ein Kleinmogol geworden, der unter der Gewalt einer Handelskompagnie nur so viel Land und Einnahme besitzt, als diese ihm zugesteht, während daß die Assamer noch bis auf den heutigen Tag unter ihren Fürsten ein unbezwungenes, unabhängiges Volk geblieben sind!

Vorzüglich scheinen auch hier, wie fast überall, die Bergbewohner die kühnsten, aber auch rohesten Menschen zu seyn. Von diesen sagt der Perser: „Sie sind bösartig und weichen um vieles von aller Humanität ab; es fehlen ihnen die charakteristischen Eigenschaften des Menschen, so wie alle Grundsätze und irgend eine bestimmte Religion. Sie haben keinen Kultus und machen den Beifall des lasterhaften Gemüths zum Maasstabe der Rechtmäßigkeit ihrer Handlungen. Sie sind treulos, ohne Schaamhaftigkeit und wahres Ehrgefühl.“

„Sie nehmen keinen Gottesdienst, der unter Heiden oder Muhamedanern gebräuchlich ist, an, und haben mit keiner der unter den Menschengeschlechte herrschenden Sekten Gemeinschaft.“

Stets bedenke man indeß hiebei, daß es ein intoleranter Muselmann ist, der den Assamern diese Lobrede hält: denn daß er z. B. ihnen hier alle Religion abspricht, widerlegt sich schon durch seine eigene Erwähnung der Teupel in Assam.

Diese Nationen genießen, Menschenfleisch ausgenommen, fast alle Thierarten, selbst Schlangen, Mäuse, Ameisen, Heuschrecken, sogar verreckte Thiere; vor allem aber lieben sie Hundefleisch. Jeden Morgen, sagt Tavernier, werden in den Ortschaften von Assam eine Menge Hunde zu Markte gebracht. So wäre hier abermals in Asien eine Nation, die mit den meisten Bewohnern der großen Inseln des Südmeers in Rücksicht des Wohlgeschmacks am Hundefleische übereinkommt. Freilich wissen wir nicht, ob die Hunde in Assam eben so sorgfältig nur allein mit vegetabilischen Substanzen genährt werden, als auf den Societätsinseln. Geistige Getränke waren ihnen zuwider.

Die Tracht der Assamer scheint bei den Stämmen selbst verschieden zu seyn. Die Bergbewohner vom Stamme Mamac gehen vom Kopf bis zu den Füßen nackend; die übrigen schlagen höchstens ein Tuch um den Kopf und ein anderes um die Hüften und ein größeres über die Schultern. Sie scheeren sich den Kopf, den Bart, tragen aber Knebelbärte.

Die Weiber gehen hier ebenfalls mit unbedecktem Haupte und arbeiten in freier Luft mit unverhülltem Angesicht; selbst die Frauen des Raja verbergen dies vor Niemand.

Die Wohnungen sind in Assam ebenfalls sehr einfach. Nur in der Hauptstadt giebt es einige Gebäude von Backsteinen, alle übrigen bestehen aus Holz, Bambus und Stroh.

Die Hauptstadt von Assam heißt Ghergong oder Cherkong. Sie scheint, den englischen Karten zufolge, an dem großen Baramputre selbst gelegen zu seyn; allein der Perser sagt ausdrücklich, der dazu gehörende Pallast des Raja liege an dem Ufer des Flusses Degu, der durch die Stadt fließt. Der Fluß ist auf beiden Seiten mit Häusern besetzt, auch sieht man daselbst einen Marktplatz, auf welchem aber nur allein mit Betel gehandelt wird; denn die Einwohner sind hier nicht gewohnt, täglich ihre übrigen Bedürfnisse einzukaufen, sondern auf ein ganzes Jahr lang.

Die Thore der Stadt, wie auch einige ihrer abgöttischen Tempel sind von Stein.

Den Pallast des Raja umgiebt ein Steindamm, an beiden Seiten mit einer dichten Hecke von Bambus bepflanzt: sie dient statt einer Mauer, und ihre Aussenseite ist mit einem Wassergraben umgeben. Der Umfang der Einfassung beträgt 1 Koß und 14 Dscheribs.

Das Innere enthält hohe Hallen und geräumige Zimmer, größtentheils von Holz, einige doch nur von Stroh erbauet.

Ein großer öffentlicher Saal oder Diwan Khanuzh, 150 Ellen lang und 40 breit, erhebt sich zwischen ihnen: er ruht auf sechs und sechzig Pfeilern, vier Ellen auseinander stehend. Der Sitz des Fürsten oder Raja selbst ist mit Gitter- und Schnitzwerk verziert. Inwendig und auswendig sind große messingene Platten angebracht; durch ihre hohe Politur glänzen sie wie Spiegel. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß zu diesem Bau zwei Jahre hindurch dreitausend Zimmerleute und zwölftausend Arbeiter beschäftigt waren.

Wenn der Raja in diesem Zimmer sitzt, (wahrscheinlich bei großen Feierlichkeiten) so werden statt unserer Pauken und Trompeten das Dhol (eine Art Trommel, welche man an beiden Seiten schlägt) und der Dand gerührt. Der Dand ist ein rundes, dickes Instrument aus gemischtem Metalle; van Sittart nennt es eine Art Pauke, die zur Zeit der alten Könige auf Märschen und in Schlachten geschlagen ward. (Muh. Kazim.)

Aus dieser Beschreibung des Muhamedaners erhellet offenbar, daß die Assamer bei weitem nicht so uncivilisirt seyn können, als er es ihnen Schuld giebt.

Dies bestätigt gleichfalls die folgende Nachricht. Der Raja, so wie sein Hofstaat, reiset

in prächtigen Sänften; die Reichen und Angesehenen des Landes bedienen sich geringerer, die man Duhlies nennt.

Wie alle Regenten des Orients prunkt auch der Raja von Assam mit übertriebenen Titeln. Er nennt sich Swergi, der Himmlische. Der Name des damaligen war aber Djedidi Sing, oder der Löwe mit der Siegsfahne; denn diese Fürsten waren, wie gesagt, gegen die größten Mächte sehr oft siegreich gewesen. Daher hielten sie sich denn auch für wirkliche Söhne höherer, himmlischer Wesen, welche in der grauesten Vorzeit aus dem Himmel auf einer goldenen Leiter zur Erde gestiegen wären, da denn einer derselben endlich sich bequemt, das Reich Assam zu stiften.

Die regelmäßige Kriegsmacht, welche der Raja stets unterhält, besteht aus 6 bis 7000 M. Sie haben von jeher einen unerschütterlichen Muth bewiesen, und sind mit Flinten, Schwerdtern, Bogen, Pfeil und Lanzen bewafnet. Bogen und Pfeil sind von Bambusrohr.

In den Festungen und Kriegsböten hat der Fürst Kanonen und Drehbassen, mit denen die Leute sehr geschickt umzugehen wissen. Tavernier sagt sogar, das Schiespulver und das grobe Geschütz sey in diesem Lande erfunden, von dort nach Pegu und sodann weiter nach China verpflanzt. Dieß mag nun auch nicht der Fall

seyn, so brachte dennoch jener General, Mir Jumleh, nachdem er das unschuldige Assam auf die ungerechteste Weise nach vielen blutigen Kämpfen überwältigt und verheert hatte, eine Menge eiserner Kanonen zum Aureng zeb von dort zurück, und fand das Pulver nicht wie das der benachbarten Reiche länglicht, sondern rund gekörnt, wie das unsrige, und von ganz vorzüglicher Güte.

Der fanatische Krieger verheerte aber nicht blos dieses, wie er es selbst nennt, volkreiche, fruchtbare Land, und brannte alle Pagoden nieder, sondern, als ächter niedriger Räuber verschonte er sogar nicht der Gräber der vormaligen Regenten des Landes. „Die Soldaten unserer Armee, sagt er selbst, öfneten einige Begräbnißhöhlen und nahmen an Gold und Silber neunzigtausend Rupien an Werth."

Hiebei zeigte sich folgende Merkwürdigkeit. Alle Vornehme bezeugten dem General Mir Jumleh, man habe eine goldene Betelbüchse in einem dieser Begräbnisse gefunden, die achtzig Jahr zuvor dort vergraben gewesen. Hierin fand man Betelblätter noch vollkommen frisch und grün.

Die gräßliche Methode, den vornehmen Verstorbenen mehrere Menschen und Thiere zu opfern, herrscht auch hier.

„Wenn einer der Vornehmen oder ein Raja stirbt, so wird eine weite Gruft für den Verstorbenen ausgegraben, in welche sie seine Weiber,

sein Gefolge und seine Bediente mit ihm begraben, ja, auch einiges von seiner prächtigsten Equipage und seinem nützlichen Hausgeräth, als Elephanten, Gold, Silber, große Fächer, Fußdekken, Kleider, Lebensmittel, Lampen mit vielem Oel und einem Fackelträger; denn sie sehen diese Artikel als Vorräthe für einen künftigen Zustand an. Alsdann errichten sie ein festes Dach über der Grube und unterstützen es mit dicken hölzernen Pfosten." (Muh. Kazim.)

Es ist merkwürdig genug, daß sich fast eben dieselbige schreckliche Begräbnißmethode in mehreren Theilen von Afrika findet, z. B. in Benin, oder in den anliegenden Reichen.

Zum Beschluß mag hier noch einiges aus Tavernier's Nachrichten über dieses sonderbare Reich beigefügt werden; manches scheint sich sowohl durch die so eben gegebenen Nachrichten des Persers zu bestätigen, manches hingegen durch die Ansichten der Natur des Landes selbst.

So sagt er uns z. B., daß zwar die Einwohner im Mittellande, sowohl Manns- als Frauenspersonen, nicht nur gutgewachsen seyen, sondern auch schön von Gesicht. In den mittägigen Provinzen habe aber die Haut schon ein dunkleres, olivenfarbiges Ansehn, und an den nördlichen Gebirgen finden sich, so wie in Butua, viele Kröpfige und schlechter gebauete Menschen.

Bei den Trachten bemerkt er, daß ihre Mün-

zen mit einer groſsen Menge Schweinszähne geziert seyen.

Das Land beschreibt er ebenfalls sehr fruchtbar; selbst bringe es treffliche Trauben hervor, aus welchen man eine Art Branntewein zu brennen wisse. Dies widerspricht dem Abscheu vor geistigen Getränken.

Er schildert aber das Daseyn der geringen Assamer bei weitem nicht so hart und gedrückt, als jener Eroberer, der nur von ihnen als von seinen Feinden sprach. Es giebt, sagte man ihm, in Assam wenige Bauern, die nicht ein eigenes Haus und einen mit Bäumen eingefaßten Springbrunnen besäßen.

Der König oder Raja verführe gelinder mit ihnen, erhöbe keine Steuern, seine Einkünfte bestünden hauptsächlich in dem Ertrage der Bergwerke, denn diese seyen miteinander königl. Domainen; er läßt diese aber nicht von den Bauern, sondern von seinen Leibeigenen bearbeiten.

Tavernier giebt uns genauere Nachricht über die hiesige Vielweiberei. Sie ist vermöge eines alten Herkommens erlaubt. Sogar ein Bauer hat oftmals vier Weiber. Um allen Zwist unter ihnen zu vermeiden, spricht er zu jeder, wenn er sie heirathet; Dir übergebe ich diesen (oder jenen) Theil des Hauswesens. Auf die Art kennt jede ihre bestimmte Arbeit und Obliegenheit, und keine steht der andern im Wege.

Anzeige eines vorzüglichen und sehr zu empfehlenden Werkes:

Elpizon oder über meine Fortdauer im Tode. 3 Theile und 2 Anhänge. 8. Danzig und Leipzig, 1803–1810.

Oeffentliches Bekenntniß.

(Aus dem Reichsanzeiger.)

Vor einigen Jahren las ich in einer biographischen Skizze, genannt — Blicke in Karl Wilh. Müllers Leben — daß der geheime Kriegsrath Müller zu Leipzig, als er über den Tod seiner Schwester ganz untröstlich gewesen, und deshalb seinen Glauben an Unsterblichkeit mehr, als je zu stärken gesucht, viel Beruhigung im Elpizon gefunden habe. Nachher las ich wieder in der Zeitung für die elegante Welt, daß der Kreissteuereinnehmer Weiße in den letzten Zeiten seines Lebens den Elpizon auch zu seiner Lieblings-Lectüre gewählt habe. Ganz kürzlich ward mir von glaubwürdigen Männern geschrieben, daß der Domherr von Rochow ebenfalls am Abend seiner Tage sich noch am Elpizon, wie an der Postille von Sintenis, besonders erquickt habe. Drei respectable Männer, dachte ich bei mir, die du wohl gekannt hast; ihr Urtheil gilt. Angetrieben hierdurch las auch ich den nunmehr vol-

lendeten Elpizon, und fand ihr Urtheil durch mein Herz bestärkt. Sintenis mag ihn selbst verfertigt, oder nur herausgegeben haben — ich glaube das Erstere — so danke ihm dafür, wer danken kann. Er hat Unsterblichkeit bewiesen, wie sie bewiesen werden kann, und sich auch dadurch auf der Erde unsterblich gemacht. Ich segne ihn für meine Bekehrung, aus einem alten hartnäckigen Zweifler bin ich ein Gläubiger geworden, und mache es allen, die noch Zweifler sind, wie ich einst war, zu einer heiligen Angelegenheit, den Elpizon zu lesen und — zu studiren. Keineswegs zweifle ich daran, daß es ihnen dann so gehen werde, wie mir. Der erste Theil, worin die menschliche Fortdauer im Tode ohne Gott sogar bewiesen wird, war schon anziehend für mich; der zweite aber, in welchem sie mit und durch Gott bewiesen erscheint, war es noch weit mehr, und auch der dritte, welcher das, was die Bibel darüber enthält, an der Hand einer richtigen Exegese und unter vielen neuen Ansichten aufstellt, hat mich sehr interessiret. Wohl mir, daß ich von jenen drei Edeln hörte, die dahin sind, und daß ich in ihre Fußstapfen trat. Ich will nun den Weg zum Grabe so ruhig fortwandeln, wie sie ihn bereits zurückgelegt haben.

L. E. Gr. v. L.

Pränumerations-Anzeige
der nun völlig beendigten neuen und sehr wohlfeilen Ausgabe der

Oeuvres complètes de M. de Florian.

13 Volumes. Mit 13 Kupfern. Leipsic 1810. (246 Bogen stark.)

Zu einer Zeit, wo die Fertigkeit in der französischen Sprache ein groſses Bedürfniſs jedes Gebildeten ist, verdiente dieser so allgemein beliebte Schriftsteller wohl eine neue Auflage, da der Inhalt seiner Werke so anziehend ist, seine Darstellungen so lieblich, und seine Sprache in so leichter und reiner Klarheit dahin fliesst. Wem, der auf gebildeten Geschmack Anspruch macht, wären Florians sinnreiche Novellen, sein Ritterroman, der Gonzalvo von Kordova, die idyllische Estelle, seine netten Fabeln, seine Schäfererzählung Galatée, seine beliebten Schauspiele, so wie so vieles andere Schöne — unbekannt?? und wen hätten nicht die reinen, schuldlosen und einfachen Sitten in allen seinen Schriften angezogen? Für unsere Jugend zumal wird es kaum eine Schrift geben, aus welcher sie leichter und lieber ein reines Französisch erlernen möchte. Der Inhalt sämtlicher 13 Bände ist folgender: Tom. 1. Nouvelles et Nouvelles Nouvelles. Tom. 2. Numa Pompilius. Tom. 3 et 4. Théâtre. Tom. 5. Estelle, et Eliezer et Nephtaly. Tom. 6 et 7. Gonzalve de Cordoue. Tom. 8. Fables et Guillaume Tell.

Tom. 9. 10. 11. Don Quichotte de la Manche,
Tom. 12. et 13. Galatée, et petites Pièces.

Der unterzeichnete Verleger, welcher seinerseits an Druck und Papier nichts gespart hat, die Gefälligkeit dieses Werks zu erhöhen, hofft es dadurch gemeinnütziger zu machen, daß er die Pränumeration zu dem höchst billigen Preis für alle 13 Theile 5 Thlr. 8 Gr. Sächs. setzt, und den Liebhabern, die Pränumeranten sammeln wollen, noch auf 5 Exemplars das 6te gratis giebt, welches Frei-Exemplar aber einzig und allein nur von ihm selbst und keiner andern Buchhandlung zu fordern und zu erhalten ist.

Die sämtlichen 13 Bände, welche alle Werke Florians enthalten, sind bereits fertig gedruckt, und für übersandte Pränumeration von 5 Thlr. 8 Gr. erhält man das complette Werk sogleich. Der Pränumerations-Termin dauert bis Ende Decemb. 1811, und nach ihm tritt der Ladenpreis mit 8 Thlr. wieder ein. Leipzig, im Jan 1811.

Gerhard Fleischer, d. J.

Reise durch Franken, Baiern, Oesterreich, Preußen und Sachsen, vom Freiherrn C. U. D. von Eggers. 4 Bände 8. Preis 8 Thlr. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngern, 1809.

Eine Reise durch die bedeutendsten Länder Deutschlands, verfaßt von einem Manne, der zu sehen verstand, der manches Uebel weissagte,

und als Reisebeschreiber, wie als Kenner
Staatsverwaltungen, sich schon durch früh
Schriften Achtung erwarb, kann für den Der
schen um so weniger ohne Interesse bleiben,
sie in zwei, für die traurige Geschichte unser
Länder und Städte, wichtigen Jahren dieses neu
Jahrzehents gemacht ist. Man trifft hier nic
blos den unterhaltenden Reisebeschreiber, d
wahr und klar darzustellen weiß, was er sah
lebendige Schilderungen von Gegenden, ihre
Schönheiten und Naturmerkwürdigkeiten, vo
Sitten und dem geselligen Leben entwirft, un
uns Wien und Prag, Hamburg, Berlin un
Hannover, München und Dresden und so viel
andere Städte mit ihren Menschen, Kunstschä
zen, wissenschaftlichen Anstalten und ihrem Elen
sehen läßt; sondern man trifft auch den richti
gen Beobachter, der freimüthig Fehler der Ver
fassungen aufdeckt, und mit mancherlei wichtigen
Bemerkungen, und mit mehreren in der Zeitge
schichte unbekannten Umständen uns bereichert.
Das Werk befaßt zu viel, als daß sein Inhalt
einzeln könnte angegeben werden. Für den
Werth desselben bürgt des Verfassers Name wohl
schon allein.

Erklärung der Kupfer.

1. Der schöne Paß und hohe Fläche Buckades war in Butan. (Symes.) = = S. 10

2. Die Kettenbrücke unweit Tschuka. (Ebend.) 15

3. Pallast des Raja von Butan, zu Tassisudon. (Ebend.) = = = = = = 18

4. Das Moschusthier der Tartarei. (Pallas.) 35

5. Der Büffel mit dem Pferdeschweife in Tibet (Bos grunniens L.) (Asiat. Res.) = 42

6. Verbrennen der Leiche eines Ober-Lama's. (Pallas.) = = = = = = 156

7. Die Kainer; Bergbewohner im Reiche Burmah. (Symes.) = = = = 207

8. Ein Staatsminister (Mungi) der Birmanen, mit dem großen Orden oder Tschalu, nebst seiner Gemahlin. = = = = 211